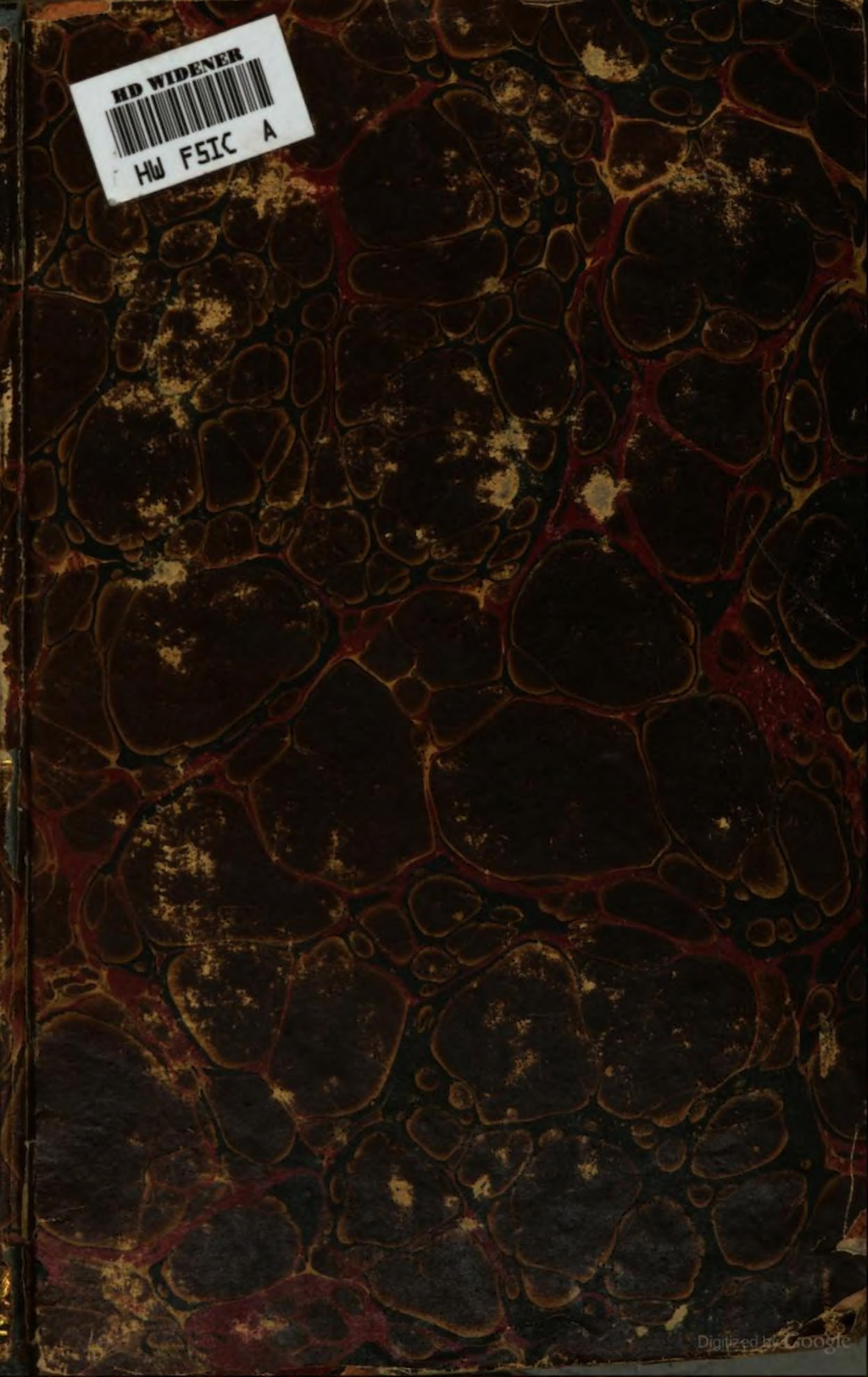


HD WIDENER
HW F5IC A



·WISH·VS·THE·WIND·SOVTH·
·DANIEL·B·FEARING·
·NEWPORT·R·I·



Hundert Tage
auf
Reisen
in den
österreichischen Staaten,

von

J. G. Kohl.

„Gesegnet werde, wer da lobt,
„Gesegnet werde, wer da zischt."

Dritter Theil.
Reise in Ungarn.
Erste Abtheilung.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte von Ungarn.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.

Reise in Ungarn,

von

J. G. Kohl.

„Bereitet mir, was euer Haus vermag!"

Erste Abtheilung.
Pesth und die mittlere Donau.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte von Ungarn.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.


UNGARN
I
F. W. Kohl del.
G. Zumpe sc.

Inhaltsverzeichniß.

Oedenburg, Zinkendorf, Esterhaz und der Neusiedler See.

„Ich sollte eigentlich gar nicht frühstücken, es bekommt mir nie,“ sagte der Herr P., — der mit mir einen Fiacker genommen hatte, um zum Wien-Raaber Bahnhof zu fahren —, indem er ziemlich eifrig den Kaiserbirnen, Kaisertrauben, aus Kaisermehl verfertigten Kaiserschmarren und dem Kaiserbier, was Alles der Kellner vor ihm servirt hätte, zusprach.

Ich hinderte ihn nicht daran, denn ich bemerkte, daß er bei dem Grundsatze, nicht frühstücken zu wollen, aber doch zu frühstücken, ziemlich alt geworden und auch recht gesund geblieben war, und wir kamen recht munter und reiselustig in dem besagten Bahnhofe an; er, um dann von Neustadt aus in das schöne Italien genußlustig zu pilgern, ich, um auf den Gefilden Ungarns mich umzuschauen und zu sehen, welcherlei Menschen dort wohnten, welches Geschlechts und welcher Gesinnung.

Sein Plan war, über Triest nach Venezia, über Florenz nach Roma, über Neapel nach Palermo und

über Marseille dann nach Paris und Deutschland zurück zu reisen und dort keine Landschaft ungenossen, keinen Palast unbetreten, keine Ruine unbesichtigt zu lassen. „Ist der Plan nicht schön?", sagte er. „Reisen Sie mit mir! Was wollen Sie dort nach Osten sich schleppen über Pamhagen nach Papa und von Badkeret nach Mellykat, von den Kroaten zu den Kumanen, und von den Jazygen zu den Wallachanen, um Viehtriften zu beschauen und Steppen zu durchirren!" Ich sagte ihm, daß ich auch auf diesem Pfade Menschen zu finden hoffe, und daß ich gern auf noch weniger be- und ausgetretenen Wegen wandle, — und als uns mit 200 anderen Personen die Waggons bei Neustadt ausspieen, miethete er sich einen Kutscher für den Süden, ich mir einen für den Osten.

Ich hatte mir bereits in Wien das Wort „Jonapot" gemerkt und wußte nun den Ungarn an der Gränze in ihrer Sprache einen guten Tag zu wünschen. Es war mir dieses Wort von unschätzbarem Werthe, und ich konnte mir vielleicht damit allein manches Herz erschließen. Für einen Reisenden ist jedes einzelne Wort, das er von der Sprache des fremden Landes weiß, ein köstliches kleines Instrument, von dem er, wenn er klug ist, vielfach guten Gebrauch machen kann. Hundert Worte und Redensarten sind ihm schon ein unschätzbarer Schatz. Es kann der Fall eintreten, dachte ich, daß das Wort Jonapot mir bessere Dienste thut als eine Pistole. Z. B. es begegnet mir Einer, der mich als einen Fremdling ausrauben

will. Ich rufe ihm auf gut Ungarisch „Jonapot!“ guten Tag, mein Kind!“ zu, er denkt, ich sei ein Landsmann, oder fühlt sich geschmeichelt, oder kommt sonst dadurch auf andere Gedanken und läßt das Ausrauben bleiben.

In Oesterreich darf man überall rauchen, selbst in Wien, aber man hat da keinen rauchbaren Taback, — in Ungarn hat man vortrefflichen Taback, aber man darf hier nicht rauchen, selbst in den kleinsten Orten nicht, d. h. natürlich auf der Straße. Es wird sehr streng darauf gehalten, denn die Ortschaften sind holzreich und leicht gebaut, so daß sie stets in Gefahr schweben, in Rauch aufzugehen.

In Pötsching, wo wir anhielten, hatten alle Häuser vor den Fenstern aus eisernem Bleche geschmiedete Läden. Auch dieß, sagte man mir, sei der vielen Feuersbrünste wegen. Ich konnte mich nicht darüber zufrieden geben, wie ganz total anders auch dieser Ort schon aussah, als die österreichischen Dörfer, obgleich er nur ein Stündchen von der österreichischen Gränze liegt und obgleich hier die Grundbevölkerung noch überall deutsch ist. Der Stallknecht in Pötsching trug die Kleidung und Instrumente eines Schlächters. Hier herum sind alle Stallknechte zugleich auch Schlächter von Profession, wegen der großen Viehheerden, die durchkommen, und deren Marodeurs sie sofort abzuschlachten verstehen müssen. Dieser war ein österreichischer Deserteur, der der Recrutirung entlaufen. Ich fragte ihn, ob er sich hier so nahe bei Wien nicht fürchte, entdeckt und arretirt zu werden. „Ha,“ sagte er, „hier in Ungarn kriegen

sie mich nit. Sie wissen recht gut, wo ich bin; aber sie wagen's nit, mich anzupacken. Denn ich rufe sogleich alle Bauernbursche des Orts herbei und schreie: Haut's z'sammen. Es giebt hier herum hundert solche, die keine Aufweisung haben, und kein Mensch fragt darnach." — Vier Meilen hinter Wien hat die österreichische Polizei und ebenso auch die damit verbundene gesellige Ordnung alle Macht verloren. — „Diese Leute fliehen nach Ungarn," sagte mein Kutscher, „weil sie der Recrutirung entgehen. Aber sonst gehen wir Oesterreicher nicht gern nach Ungarn, denn der gemeine Mann muß hier gar zu viel einstecken. Und jene, wenn ihre Zeit um ist, und wenn sie können, gehen sie dann doch auch noch wieder aufi."

Es begegneten uns viele mit dicken Blumensträußen geschmückte Zeiselwagen, die bis an den Rand voll waren mit Wallfahrern für Maria=Zell. Der Fuhrmann saß vorn im Wagen, trieb mit der einen Hand die Pferde an und hielt mit der anderen ein Gebetbuch, aus dem er vorbetete, was alle die Fahrenden im Chore nachsangen. Zuweilen kamen auch ganze Trupps zu Fuße, die den Weg, so breit er war, bedeckten, 40 — 60 auf einmal, Männer, Weiber, Mädchen, die meisten mit großen Regenschirmen gegen die Sonne geschützt, alle singend und betend, zuweilen unter Anführung eines vorgetragenen Kirchenbanners. So pilgernd und betend ziehen sie auf die heiligen Berge bei Maria=Zell. Es waren fast lauter Deutsche, denn die Grundbevölkerung ist hier überall bis einige Stunden hinter Oedenburg deutsch.

Magyaren, sagte man mir, mischten sich nicht ein zu diesen Maria-Zeller Wallfahrten.

Die Magyaren hatten heut einen anderen großen Nationalfesttag. Es war der 20. August, der Stephanstag, an welchem in Ofen die Hände und, ich glaube, ein Theil des Hirnschädels dieses Heiligen und Königs in Procession herumgetragen werden. In allen Dörfern, denn auch die Ungarisch-Deutschen nehmen mehr oder weniger an diesem Festtage Theil, fanden wir festlich gekleidete und mit Feiern beschäftigte Leute.

Bei Draßburg, einem Dorfe, das den Palffys gehört und zum Theil von Kroaten bewohnt ist, fand ich viele kroatische Mädchen um eine heilige Quelle versammelt. Ein Ecce homo in steinernem Kasten stand über dieser Quelle ganz in Staub und Spinneweben eingesponnen. Das Wasser kam unter dem Bilde hervor. Die Mädchen waren unermüdlich im Wasserschöpfen und trugen es in irdenen Krügen von dannen. „Warum drängt Ihr Euch denn so? ist denn das Wasser so gut?“ fragte ich sie. „Wohl, wohl ist's gut“, antworteten sie, „es fließt ja vom Herr Gott abe!“ — Alle diese Kroatinnen, die festlich geschmückt waren, verstanden auch deutsch. Es waren wohl 30 — 40 Menschen versammelt, die das Wasser schöpften und tranken. Ein hübsches kroatisches Mädchen reichte mir ihren Krug zum Trinken. Mir ging aber dabei zum allgemeinen Amusement ein Wasserstrahl in den Busen, denn ich kannte die Einrichtung der ungarischen Krüge noch nicht, bei denen allen sich in der

Nähe des Henkels ein kleines verrätherisches Luftloch befindet, das man bei'm Trinken zuhalten muß, wenn man nicht innen und außen zugleich naß werden will, wie ich es wurde. „Willst Du denn nicht auch trinken?“ fragte ich meinen Kutscher Andres. „Kiß die Hand!“ sagte er, „trink lieber a Wein!“

Es finden sich durchweg auf der westlichen Seite des Neusiedler Sees solche kroatische Dörfer mit den deutschen vermischt, wie auch im südlichen Eisenburger und im Szalader Comitate überall an der steirisch-österreichischen Gränze hin bis an die Drau, wo dann die ausschließlich von Kroaten bevölkerten Gebiete anfangen. Im Oedenburger Comitate sind 30 Ortschaften von Kroaten bewohnt, im Wieselburger 11, im Eisenburger 64, in einigen anderen Comitaten weniger; die Kroaten am Neusiedler See nennt man Wasserkroaten. Vielleicht sind diese zwischen den Deutschen zerstreuten Kroaten die Trümmer der alten Urbevölkerung des Landes. Von Norden her aus Mähren ziehen sich ähnliche slavische Trümmer der Urbevölkerung bis in die Nähe der Donau hinab. An der Donau selbst aber finden sie sich nicht mehr, die stärkeren Völkerströmungen schwemmten hier die letzten Spuren von ihnen weg.

Die Sprache, die sie unter sich reden, gleicht ganz dem eigentlichen Kroatisch bei Warasdin und Agram. Uebrigens haben sie auch fast Alle Deutsch gelernt, Ungarisch in der Regel nicht. Diese Kroaten sind meistens die Fuhrleute dieser Gegenden, und als solche machen sie ebenso große Reisen, wie manche andere ihrer

slavischen Brüder. „Zu Acker- und Gartenbau", sagten mir die Deutschen, „ist der Kroate zu bequem; daher verläßt er sich, wenn er nur kann, auf das Fuhrwerk." Viele von ihnen sind auch schon in Kleidung und Sitten etwas deutsch geworden. Aber im Ganzen erhielt sich das slavische Wesen wunderbar unverändert unter ihnen.

Die kroatischen Weiber kleiden sich in schöne Farben; die Mädchen haben mit Goldstickereien bedeckte Mieder, die ihnen wie Panzer anstehen, und tragen, wie ja so ziemlich alle Mädchen der Welt, ihre Haare in langen Flechten hinten herabhängend, in welche lange bunte Bänder eingeflochten werden. Die Frauen haben große Hauben, an denen hinten lange Gewebe mit außerordentlich reichen Stickereien und Spitzenbesatz herabhängen. Aufgeschürzt und mit bloßen Füßen kommen sie zu den Kirchen und Ortschaften gelaufen, ihre Tschismen (Schuhe) in der Hand. In einiger Entfernung aber setzen sie sich hin, ziehen Strümpfe und Schuhe an, machen ihre Toilette und stolziren dann prunkend zum Kirchdorfe hinein.

Weit auffallender noch als die Weiber sind die kroatischen Männer gekleidet. Sie tragen alle einen Brustlatz wie die Frauen, der ebenso reichfarbig geblümt und gestickt ist, und darüber einen Spenzer. Ihr mächtiger breitkrämpiger Hut gleicht einem Blumengarten, denn es schwanken darauf hin und her gewaltig große Büsche von Blumen und Straußfedern, in deren Menge und Schönheit sie ihren Stolz setzen. Es sind große Lieb-

haber des Raufens unter ihnen, und auf den Marktplätzen nach der Kirche stecken diese Kampflustigen wohl auch eine hohe lange goldig schimmernde Pfauenfeder auf ihren Hut. Die Feder nennen sie die „Trotzfeder", und wer sie aufsteckt, der muß seiner Kraft und Gewandtheit schon sicher sein. Denn er setzt sich den Bemerkungen und Angriffen der Anderen, die sich an ihm reiben, aus. Sie liefern sich unter einander oft förmliche Schlachten in einem ganz großartigen Style, und wenn sie in dem Orte selbst von der Polizei daran gehindert werden, so gehen sie hinaus auf's freie Feld, dort den Kampf fortzusetzen.

Die Scenen, welche ich in den kroatischen Dörfern sah, waren indeß etwas friedlicherer Natur. Auf einem einsamen Kirchhofe, welcher in der Nähe einer einzeln stehenden Kirche lag, fand ich einen trauernden alten Kroaten. Er lag betend auf einem Grabhügel, auf dem ein rohes steinernes Kreuz stand mit einem darin ausgemeißelten kleinen Christusbilde. Die Inschrift auf dem Kreuze lautete: „Ude leshi Agatschin Kaje. Prümenula va Ledi 1839." (Hier liegt Agatschin Kaje, im Jahre 1839 gestorben.) Der Alte erzählte uns, es sei seine Frau gewesen, sie und die beiden Kinder, die er mit ihr gehabt, seien nun alle todt, und er sei jetzt ganz allein, setzte er weinend hinzu. „Ja sam! ja sam!" („ganz einsam!") wiederholte er mehre Male höchst betrübt. Er führte uns dann zu einer Höhle auf dem Kirchhofe, die ganz mit Menschenknochen angefüllt war, welche noch aus der Türkenzeit herrührten. Die Kno-

chen waren zu einem großen Haufen regelmäßig aufgeschichtet; an einigen Schädeln hingen noch die Haare. Zwischendurch waren von frommen Kroatinnen bunte Bänder und Blumen in die Knochenwand eingesteckt.

Es ist charakteristisch für die beiden so nahe neben einander wohnenden Völker, die Magyaren und die Kroaten, daß von diesen immer viele auf Arbeit in die benachbarten österreichischen Fabriken in Neunkirchen, bei Neustadt u. s. w. gehen, während man eigentliche Magyaren dort nie findet. Es begegneten uns viele Wagen, die mit Hadern und Lumpen beladen waren. „Die gehen nach Oesterreich", sagte mir Andres, der wie alle Oesterreicher ein großer Anti-Ungar war, „die Ungarn schicken alle ihre Lumpen zu uns, damit wir ihnen etwas G'scheutes draus machen."

Oedenburg hat bekanntlich den größten Viehmarkt in Ungarn, und das meiste Vieh geht von dort auf der Straße, welche wir fuhren, nach Wien. Ueberall am Wege sahen wir die Spuren davon, z. B. hier und da kleine sumpfige Stellen, die zerwühlt und aufgerissen waren. „Do lassen's die Schwein a Weil drein liegen, und die wühlen's dann so um!" bemerkte Andres, der mich auf Alles aufmerksam machte, was in Ungarn anders wäre als in Oesterreich.

Endlich entdeckten wir in der Ferne die Stadt Oedenburg. Sie liegt an einem völlig ebenen Flecke und ist weit und breit von großen Kohlgärten umgeben. Die Stadt ist so alt wie Wien, denn sie wurde schon von Römern bewohnt, und ihr jetziger ungarischer Name

„Sopronia" soll nur eine Corrumpirung des römischen „Scarabantia" sein. Die Deutschen haben sie Oedenburg genannt, wie Einige meinen, der öden Ebenen wegen, die in der Stadt liegen. Allerdings ist man, wenn man von Oesterreich kommt, geneigt, diese Deutung treffend zu finden. Nahe bei der Stadt scheint überall mehr Oede als Anbau zu sein, aber nicht weit davon zur Rechten und Linken erheben sich kleine Weingebirge. Die wichtigsten sind dem Neusiedler See zugekehrt, wo die Luft immer milder ist als bei Oedenburg selbst. Hier haben alle Einwohner der Stadt ihre Hauptbesitzungen, ihre Weingärten, aus denen sie den Durst der Schlesier und Mähren löschen, denn die beßten ihrer Weine führen sie zu diesen aus.

Obgleich die Stadt ganz von Deutschen bewohnt ist, so erblickt man doch jetzt überall auch ungarische Benennungen und Aufschriften, besonders an den Wirthshäusern. So trat ich hier nicht in einem „Wirthshause", sondern in einem „Vendez fogado" ab. Es hieß „a Magyar kiralyhoz" „zum Könige von Ungarn", und ich trank meinen Kaffee nicht in einem Kaffeehause, sondern in einem „Kavéhaz", auf dessen Schilde eine national ungarisch gekleidete Person Eis und Kaffee darbot. Die Gesellschaft bei Tische war so bunt und lebhaft wie nur möglich, — einige polnische Uhlanenoffiziere, die mit ihrer Compagnie hier durchmarschirten, — ein paar Engländer, die zwanzig schöne englische Vollblutpferde, ich weiß nicht, zu welchem ungarischen Magnaten, nach Agram führten, — einige Edel-

leute, — einige Bürger von Oedenburg und endlich ein Wiener Kaufmann, ein Mann von Geschmack — er sprach wenigstens so viel von Geschmacklosigkeit, daß er sich selber wenigstens gewiß für geschmackvoll hielt.

Hinter Oedenburg kam ich noch einmal durch ein kroatisches Dorf, dessen Kirche voll war von lauter reinlichen, hübsch weiß gekleideten Frauen und Mädchen, die zum heiligen Stephan und zur „Blashennoi Dewitschi Marie“ (der gebenedeieten Jungfrau Maria) beteten; dann fuhr ich noch durch ein deutsches Dorf, und endlich hörte diese kroatisch-deutsche Mischung auf, und ich betrat den ersten magyarischen Ort, welcher Zenk oder Zinkendorf ist.

Dieser Ort gehörte dem berühmten Grafen S., dessen Besitzungen sich hier am südlichen Ufer des Sees hin erstrecken und mit den Esterhazy'schen Gütern zusammenstoßen. Das Schloß dieses edlen Herrn liegt neben dem Orte in einem hübschen, an großen alten Bäumen reichen Parke. Es ist in einem höchst anmuthigen ländlichen Style gebaut und im Inneren nach englischer Weise eingerichtet, äußerst geschmackvoll, comfortabel und elegant.

Das Schloß war nur von Beamten und Dienern bewohnt, denn der Graf selbst war noch in Wien, hatte aber die Güte gehabt, denjenigen Reisenden, der am besagten Stephanstage in meinem Wagen, in welchem außer mir weiter Niemand saß, vorfuhr, so gütig zu empfehlen, daß derselbe sich während zweier Tage dort so vorkam, als wäre er selbst ein Schloßbesitzer.

Man eröffnete mir einige Zimmer im unteren Stocke, welche, so zu sagen, mitten im Garten lagen; denn man trat daraus durch eine Gartenthür gleich mitten unter die Blumenbeete. Ich fand ein Schlafzimmer, in welchem ich eine Bettstelle entdeckte, die nach italienischem Maßstabe gebaut war, einen Divan von orientalischer Gemächlichkeit und einige Schaukel- und Lehnstühle, für einen Urgroßvater noch bequem genug. Nebenan war ein Rauch-, Wohn- und Speisezimmer, durch welches ich einmal in die Länge und einmal in die Quere spazierte, und das ich es von vortrefflichen Dimensionen fand. Alles war in der schönsten Ordnung, die Meublirung bis auf den letzten Nagel vollständig, die Pfeifen standen gestopft, und es schien, als habe man nur auf einen solchen Gast, wie ich es war, gewartet.

Ich probirte die Klinke der nächsten Stubenthür, fand sie nicht verschlossen und machte einen Periplus durch alle die hübschen Zimmer, die nicht sehr ängstlich verriegelt und bewacht zu sein schienen. Es waren Gastzimmer, Billardzimmer, Conversationszimmer u. s. w. Mehre Diener waren immer hinter mir und erkundigten sich nach meinen Wünschen und Befehlen. Auch ließ sich der Koch darüber unterrichten, was ich zu Abend speisen werde und welche Weine ich zu trinken gewohnt sei. Ich ließ ihm antworten, mir genüge Weniges, etwas Reh- oder Hirschbraten, Fasanen wären gar nicht einmal nöthig, einiges Compot, etwas gekochtes Obst, um Ananas, die ich sehr gern äße, möchte man sich aber nicht bemühen, wenn sie nicht gerade zur Hand

wären, ein einfaches Vorgericht, ohne viele Entremets und mit dem gewöhnlichen Desert reichten hin. Was die Weine beträfe, so wäre ich schon mit denen des Landes zufrieden, und man brauche sie nicht von weiter her zu suchen als von Tokai.

Es giebt viele Leute, die für Einsamkeit und Einsiedeleien schwärmen. Ich glaube, diese Einsiedelei, in deren Besitz ich gerathen war, würde so ungefähr ihren Idealen von Eremitagen entsprechen, besonders was die oberen Gemächer betrifft, denn diese waren in der That mit einem Geschmack und einer Eleganz eingerichtet, wie man so etwas in Europa gewöhnlich mehr in Paris oder London als am Neusiedler See zu finden erwartet. Das Bibliothekzimmer bot viele französische und englische Prachtwerke und außerdem eine Fülle von anderen nützlichen, schönen und interessanten Schriften dar, von denen ich mir für den Abend und Morgen einige in meine Zelle schaffen ließ. Der Glanz und die bezaubernden Formen des Silbergeschirrs, das im Speisesaale auf zwei langen Wandtafeln aufgestellt war, verwirrte meine Augen, wie die des armen Hadschi Baba, als man ihm weis machte, er wäre der Sultan. In einem der Säle waren die Portraits mehrer Vorfahren des Hauses aufgehangen und unter anderen das eines Erzbischofs von Gran, der für das Vaterland, für Brücken, Festungen, öffentliche Institute u. s. w. nicht weniger als „vigesies et sexies centena triginta millia trecenti Floreni“ aufgewandt hatte. Es hat in Ungarn zu allen Zeiten solche uneigennützige Patrioten gegeben, die auf dem Altare des Vaterlandes große Geschenke nie-

verlegten, und namentlich in derjenigen Familie, unter deren gastlichem Dache ich damals weilte. Der jetzige Besitzer, der Vater des jetzigen, der Großvater, sie haben alle ihre Namen durch irgend eine großartige Stiftung unvergeßlich gemacht, durch die Gründung des ungarischen Museums, der gelehrten ungarischen Gesellschaft ꝛc.

Meine besagte Eremitage lag nicht weit vom Neusiedler See. Es führt dahin eine lange schöne Allee von großen alten Lindenbäumen. Ich beschloß, dem See einen Besuch zu machen. Da man mich fragte, ob ich dahin fahren oder reiten wollte, so wählte ich das Reiten. Ein Engländer, der gefällige Mr. John, begleitete mich und machte mich unterwegs mit einem anderen Engländer, Mr. Robinson, bekannt. Jener hatte die Aufsicht über den See, dieser über das Gestüt, das zu meiner Einsiedelei gehörte. Man findet jetzt häufig solche Engländer im Dienste der ungarischen Großen, die eine Vorliebe für jene Nation gewonnen haben. Ich begreife nichts mehr als diese Vorliebe für ein so bewunderungswürdiges und achtungswerthes Volk, wie es die Engländer sind. Bei dem Brückenbau in Pesth, bei den schwierigen Wegearbeiten an der unteren Donau, bei den Felssprengungen in der Nähe des eisernen Thores, überall sind Engländer angestellt, und es ist sehr zu vermuthen, daß die Arbeit dadurch nicht schlechter wird.

Mr. John erzählte mir unterwegs seine Schicksale. Er hatte früher auf der englischen Marine gedient, war in China und Ostindien gewesen, hatte aber das Unglück gehabt, auf der Nordsee zu scheitern. Hier hatten

ihn und seine Kameraden Dänen aufgenommen, von denen er nach London gebracht worden war, wo er als Arbeiter-aufseher für den Pesther Brückenbau engagirt wurde. Hier war er stark verletzt worden und hatte dann sein jetziges Asyl gefunden. Er beschäftigte sich nun damit, einen kleinen Hafen am Neusiedler See anzulegen für die kleinen Jachten und Böte, welche sein jetziger Herr und Gebieter dort hat bauen lassen.

Das Ufer des Sees ist hier einige hundert Fuß hoch, doch geht es von dieser sehr abgerundeten Höhe ganz allmälig zu dem niedrigen Gestade hinab. Die Allee führt bis auf die Anhöhe, von der sich eine Aussicht auf den See darbietet. Es liegt am Ende der Allee in einem Wäldchen eine kleine Capelle und ein Monument für einen Herrn, der hier auf der Jagd stürzte und um's Leben kam.

Wir fuhren mit einigen ungarischen Schiffern ein Stückchen in den See hinaus. Das Gewässer war äußerst ruhig. Eine etwas düstere und nebelige Atmosphäre lag über dem ganzen Wasserspiegel, auf dem außer unserem gebrechlichen Nachen und außer einigen Schaaren wilder Enten sich kein einziges schwimmendes Wesen zeigte. Mr. John erzählte mir, daß sie zuweilen Spazierfahrten bis an's andere Ende des Sees machten; bald sollte auch wieder eine neue Jacht vom Stapel gelassen werden, und dann würden sie auch ihre eigene Flagge haben, die einzige Flagge, die auf diesem See wehte. Mr. John war der oberste Admiral der Flotten des „Fertö tava“ (dieß ist der ungarische Name

für den Neusiedler See), und wenn er früher als unbedeutender Subaltern unter vielen Tausenden den Globus umsegelte und die Weltmeere durchkreuzte, so konnte er sich nun wenigstens mit Cäsar trösten, der in einer kleinen Stadt Galliens lieber der Erste als in Rom der Zweite sein wollte.

Der Neusiedler See hat unter allen den hundert Nuancen von Wasserfarben, die es giebt, gerade und ganz und gar diejenige, welche der Donau eigen ist, sein Wasser ist milchig blaßgrün. Auch schien mir der grünliche Donauflußsand ganz derselbe zu sein, wie der Ufersand des Sees. Man hat bekanntlich gefabelt, daß der See mit der Donau durch den berühmten Strudel und durch einen von ihm ausgehenden unterterirdischen Kanal in Verbindung stehe. Dieß ist so unwahrscheinlich, daß es keiner Widerlegung verdient. Aber eine andere unterirdische Verbindung durch die großen Sümpfe und durch das lockere Erdreich, welches zwischen dem See und der Donau liegen, wäre doch wohl nicht unmöglich. — Merkwürdig war es mir, daß einige Balken, die man für den besagten Hafen eingerammt hatte, tief eingesunken waren. Der Boden mußte also wohl sehr locker sein.

Auch über die Abnahme oder Zunahme des Seewassers und darüber, ob sie periodisch oder constant sei, ist man bekanntlich nicht einig. Die Leute am See sagten mir, seit mehren Jahren nehme er beständig ab. An den tiefsten Stellen sei er jetzt sieben bis acht Fuß tief, gewöhnlich aber habe er durchweg nur drei,

vier bis fünf Fuß Tiefe. Vor zehn Jahren sei er durchweg sieben bis acht Fuß höher gewesen und habe an einigen Stellen 15 bis 16 Fuß Tiefe gehabt. Er sei damals in beständigem Steigen begriffen gewesen und habe eine bedeutende Menge von Aeckern bereits verschlungen, welche er mit unfruchtbarem Sande überschüttet. Da der See nicht aufhören wollte zu steigen, so glaubten die Anwohner, er würde nun diese Höhe beibehalten und nicht mehr zu dem früheren Niveau hinabsinken. Mehre besonders betheiligte Communen hatten daher schon beschlossen, ihre Dörfer zu verlegen und ihre Häuser weiter hinauf auf höherem Ufer zu bauen. Plötzlich aber im Jahre 1832 fiel er wieder, und seitdem ist er, einige von den Jahreszeiten bedingte Anschwellungen abgerechnet, wieder immer tiefer gesunken. — Es wäre interessant zu erfahren, ob jenes Anschwellen und Abnehmen des Sees sich in bestimmten, regelmäßigen Perioden wiederhole. Ich konnte dieß leider auf keine Weise constatiren.

Im Winter ist der See mit spiegelklarem Eise bedeckt. Er friert selbst in den gelindesten Wintern zu, sowie er im Sommer immer ein sehr lauwarmes Wasser hat, was sich beides aus seiner außerordentlich geringen Tiefe erklärt.

Die einzige Stadt am See ist Rust, die kleinste unter allen ungarischen Freistädten, aber eine der berühmtesten, wegen ihrer vortrefflichen Weine. Wir sahen ihre mit „Zapfner,“ „Zierstandler,“ „Reißler,“ „Laagler,“ „silberweißen Geißdutten“ und anderen Trau-

bensorten bewachsenen Weinberge nur durch das Perspectiv. Ich begreife nicht, warum man den See nicht den Ruster See nennt, denn Neusiedel ist ein nichtsbedeutender Marktflecken. Ebenso sind auch die anderen Seeorte bloße Marktflecken und Dörfer. Obgleich alle von Deutschen bewohnt sind, so haben sie doch auch einen ungarischen Namen, z. B.:

Hegykö = Heiligenstein,
Nezider = Neusiedel,
Szeleskut = Breitenbrunn.

Viele ungarische Ortschaften giebt es sonst, die blos einen deutschen Namen haben und auch bei den Ungarn deutsch genannt werden, während es umgekehrt natürlich noch mehre giebt, die blos einen ungarischen Namen haben und auch bei den Deutschen so genannt werden. Entschieden die meisten ungarischen Ortschaften haben aber sowohl einen deutschen als einen ungarischen, alsdann auch oft noch einen slavischen und gewöhnlich einen lateinischen Namen, welcher letztere in der Regel aus dem Ungarischen entnommen ist.

Bei'm Nachhausereiten fand ich eine ungarische, d. h. eine magyarische Bauerfrau am Wege. Sie las laut und fromm in einem ungarischen Gebetbuche. Dasselbe hatte den Titel: „Menyorszagbo vezeto“ (d. h. „der Führer in's Himmelreich“). Sie sprach kein Wort deutsch, aber ich unterhielt mich mit ihr durch meinen Engländer, der etwas Ungarisch gelernt hatte. Die einzelnen Capitel dieses Buches waren überschrieben: „Laitorja“ („die Liturgie“), „A Penitentzia“ („die

Buße"), „A szent Misse" („die heilige Messe") u. s. w. Es war sehr schön eingebunden und, obgleich seine Eigenthümerin sehr arm war, sauber gehalten. Ich fragte sie, ob man es ihr geschenkt habe. Nein, sagte sie, sie habe es sich für 3 Gulden gekauft, welche sie sich zusammengespart. Im Hause hätte sie noch eins, der „Rosengarten" genannt, daraus ließe sich noch schöner und leichter beten. Wie gern hätte ich dieser guten Alten, die mir den Eindruck eines frommen, nach Gottes Troste verlangenden Geschöpfs zu machen schien, einen besseren Führer in's Himmelreich gegeben, als dieses über die bezeichneten Gegenstände handelnde Buch. Warum gab man ihr nicht die Speise, nach der ihr Herz verlangte? warum enthielt man ihr das Evangelium selber vor? — Die Alte hatte uns, obgleich ganz willig, doch mit einem sehr ernsten Gesichte auf alle unsere Fragen Rede gestanden. Sie war nicht schwatzhaft, nicht redselig, nicht schmeichlerisch und freundlich zuvorkommend. Später erst merkte ich, daß Schwatzhaftigkeit nie der Fehler der Ungarn ist, und daß ein gewisser Ernst und eine Würde, aus der dann ihre Beredtsamkeit eher in einen gewissen Pathos übergeht, ihnen eigen ist.

„Und laßt den beßten Becher Weins in purem Gold mir reichen." Dieß ging mir ungefähr in Erfüllung, als ich am Abend nach Hause kam, wenigstens in purem Silber. — Ich speiste nicht viel, aber desto mehr erfreute ich mich der Art und Weise der Servirung. Ich würde überhaupt keineswegs in meiner Eremitage so viel

auf leckere Gerichte halten als auf die elegante und zierliche Art der Servirung. Es müßte Alles in schönen Muscheln, oder auf silbernen Schalen und in goldenen Pokalen, oder in krystallenen Schüsseln dargereicht werden. Die Speisen müßten aber alle schöne Namen haben, wie z. B. „Goldfasan,“ dabei schön aussehen, wie z. B. Fruchtgelée, und besonders einen herrlichen Geruch haben, wie z. B. Ananas oder wie die Braten, welche Homer beschreibt; Kohl und Rüben, so gut sie auch schmecken möchten, würde ich daher nie zulassen, ebenso wenig Käse, es sei den Kräuterkäse. — Als man mich fragte, ob ich am anderen Morgen Kaffee, Chocolate, Kakao oder Thee à l'Anglaise befehle, — bat ich mir das letzte aus, denn es giebt dabei allerlei kleine Geschäfte, die einem müßigen Eremiten willkommen sind, reinliche Hühnereier aufzuschlagen und auszunaschen, die gerösteten Brodschnittchen mit Butter zu streichen, zu beknuspern und die abbröckelnden Krümchen dann nachzulesen u. s. w.

Nachdem ich dieß am anderen Morgen Alles besorgt hatte, machte ich einen Spaziergang durch den zu meiner Eremitage gehörigen Marktflecken und dann zu den englischen Vollblutpferden, die unter der Leitung des **Mr. Robertson** standen.

Die Häuser der magyarischen Bauern, welche ich hier, sowie in den benachbarten Dörfern, zum ersten Male sah, waren alle nach einem Schnitte gebaut und zwar nach folgendem: es waren kleine, ein Stock hohe, freundlich weiß angestrichene Häuser, die mit der Haupt-

front nicht nach der Straße, sondern in ihre Gehöfte hineinblickten. Nach der Straße hin ging bei allen nur ein kleines Fenster hinaus. Auch zeigte sich überall an dieser Seite des Hauses ein großer dicker Balken, der senkrecht in der Mitte der Wand aufgerichtet war und das Dach trug. Unten war dieser Balken in einen großen außerordentlich dicken Eichenklotz eingelassen, der flach am Boden lag und so in die Mauer eingefügt war, daß er zugleich als Hausbank benutzt werden konnte. Ich besuchte das Innere mehrer Häuser, und es schien mir, als wenn die Leute gerade so viel hätten, als sie bedürften. — Freilich sind nicht alle ungarischen Dörfer so gut gebaut wie Zinkendorf und mehre andere, vielmehr sind vier Wände unter einem Stroh- oder Schilfdache, aus Lehmziegeln zusammengemauert, von Ruthen durchflochten und durch zwei eben solche Querwände in Stube, Küche und Vorrathskammer getheilt, die von Alters her übliche Architektur der meisten ungarischen Bauernhütten. Allein in der Regel, glaube ich doch, wohnt und lebt der ungarische Bauer unvergleichlich viel besser als z. B. der lithauische oder esthländische. Denn nie sah ich in Ungarn solche Dorfzustände, wie in jenen Gegenden. Und ebenso gewiß ist es, daß ein ungarisches Dorf über dem Dorf- und Hüttenchaos einer bulgarischen und serbischen Ansiedelung wieder beinahe so erhaben ist, wie ein österreichisches über einem ungarischen.

In den gräflichen Stallungen sah ich lauter schöne englische Vollblutpferde; das berühmteste von allen sollte

die „Christina“ sein, überhaupt das beßte Vollblutpferd in Ungarn. Mr. Robinson zeigte mir die Genealogie dieser Dame in seinem gedruckten englischen Stutbook, worin sie als eins der Pferde von vorzüglichstem Blute aufgeführt wird. Ich war daher sehr begierig, dieses Thier zu sehen, und noch mehr erstaunt, als ich es sah. Denn es ging mir mit dieser Christine ebenso wie mit den berühmten Herren. Sie schien mir ein Pferd von ganz gewöhnlicher Zeichnung zu sein, und ich konnte keine Spur von allen den Seelenvortrefflichkeiten an ihr entdecken, die Mr. Robinson von ihr rühmte. Sie schien mir sogar entschieden häßlich zu sein. „Ja, aber Sie müssen sie arbeiten sehen!“ — Das ist die Sache. Auch die berühmten Männer, die von Gott Begeisterten, die Genies, die Helden muß man in ihrer Arbeit sehen. Sie haben nur Momente, wo sie dann gerade so und noch schöner aussehen, wie die anderen Menschen sie sich gedacht haben.

Die englische Liebhaberei für Pferdezucht und Wettrennen ist in Ungarn in neuerer Zeit ebenso in Gang gekommen, wie in einigen Theilen von Deutschland. Aber sie wird dort vielleicht noch großartiger betrieben. In Zinkendorf waren nicht weniger als zwei- und zwanzig ausgewählte Vollblutstuten, von denen jede ihren eigenen Stall und ihren eigenen Groom hatte. Bei'm Striegeln machten diese Burschen immer ein gewisses unnachahmliches Geräusch und Geschnalze mit dem Munde. Man sagte mir, die Stuten seien in England an diese Art von Geräusch gewöhnt und verlangten dasselbe zum

Ruhigstehen, weßhalb die ungarischen Bursche es hätten lernen müssen. Auf manchen ungarischen Edelhöfen findet man Reitschulen und eigene große Rennbahnen für die Pferde des Guts, und hier in Zinkendorf hatte Mr. Robinson sich sogar in seiner Sattel- und Geschirrkammer eine eigene kleine Bibliothek über Vollblutpferde und Wettrennen angelegt. Sie bestand aus verschiedenen englischen Büchern über diesen Gegenstand, insbesondere aus allen den letzten Jahrgängen des Racing calender, der seit 1754 erscheint. Von diesem Racing calender kommt jetzt jede Woche ein Heft heraus und dann noch alle Jahre ein Band, der ein Resumé aller Wochenhefte giebt. Es wird darin jedes edle Vollblutfüllen, welches das Licht der Welt erblickt, verzeichnet, nebst Angabe seiner Mutter und seines Vaters. Auch in Ungarn kommt jetzt schon ein solcher Racing calender in ungarischer Sprache heraus, der über die ungarischen Pferdegeschlechter und Wettrennen ähnliche Nachrichten enthält, wie der „Rennkalender", der in Berlin erscheint.

Von Zinkendorf nach Esterhaz, dem ehemaligen Hauptwohnsitze und großen Schlosse der Fürsten Esterhazy, sind zwei Meilen, und da mein Weg nach Raab mich nicht dahin führte, so machte ich von Zinkendorf einen eigenen Ausflug dahin zu Pferde. Ein Stallbursche Mr. Robinson's begleitete mich. Bei dem dortigen Präfecten fanden wir eine recht freundliche Aufnahme und eine recht heitere Gesellschaft. Es waren mehre Damen aus den benachbarten Provinzen, die ebenfalls

gekommen waren, das Schloß sich anzusehen, und unter diesen besonders eine, die, wie man in Oesterreich zu sagen pflegt, „sehr an scharmantes und sehr an dischcursives Frauenzimmer war.“ In ihrer angenehmen Gesellschaft besahen wir das merkwürdige Schloß.

Es ist dasselbe in dem Style des Schlosses von Versailles gebaut, die Zeit seiner Blüthe fällt in das vorige Jahrhundert, denn da verschwendeten hier die reichen Fürsten Esterhazy unermeßliche Schätze. Die Kaiserin Maria Theresia, welche sie zu Zeiten besuchte, gab nicht wenig Veranlassung dazu. Ihr zu Ehren wurde hier ein großer Saal erbaut, der auch zu besonderen Festen eingerichtet war, aber noch ehe die Kaiserin kam, abbrannte. Ebenso wurde ihr zu Ehren ein Lustschloß in dem Parke gebaut, in welchem der Fürst für die Kaiserin kleine Gartenfeste veranstaltete. Sie fragte ihn bei einem solchen Feste, wieviel ihm dieß Schlößchen koste. Der Fürst erwiderte: „80,000 Gulden.“ „O das ist für einen Fürsten Esterhazy eine Bagatelle!“ sagte die Kaiserin. „Bagatelle,“ fand man bei'm Hinausgehen mit vergoldeten Buchstaben vor der Thür des Schlößchens angeschrieben, und es heißt seitdem „Schloß Bagatelle.“

Es findet sich in diesem Schlosse ein Saal, der so künstlich gebaut ist, daß man die Musik, die in einem unteren Zimmer spielt, ebenso deutlich hört, als wenn sie im Saale selbst gegenwärtig wäre, so wie man auch wohl die Zimmer von unten mit erwärmter Luft ohne Oefen heizt. Es mochte die Kaiserin allerdings überraschen, plötzlich Musik erklingen zu hören, ohne

sie zu sehen. Man könnte auch denken, daß es ein schönerer und reinerer musikalischer Genuß sein müßte, wenn man die Musik blos hörte, ohne sie zu sehen. Allein ich möchte doch, zumal bei Tische, nicht den Anblick der Musik entbehren, und ich glaube, daß selbst hierbei das Auge dem Ohre hilft und die heiteren Eindrücke der Töne vermehrt. Das lustige Streichen der Geigen, die kraftvollen Bewegungen auf dem Basse, die blitzenden metallenen Hörner, die aus- und einfahrenden Posaunenstöße, die auf den Flöten und Klarinetten auf- und niederkletternden Finger, dieß Alles ist so charakteristisch und so theatralisch, daß es gewissermaßen mit zur Musik gehört, wie die Mimik zur Declamation. Wäre die Mimik der Musiker und ihrer Instrumente dem Effecte der Musik schädlich, so müßte man in allen Concerten die Zuhörer mit dem Rücken gegen das Orchester setzen.

In dem großen Hauptschlosse, dessen Baukosten hoch in die Millionen gehen, findet man noch, obgleich seit mehren Jahren nicht nur Alles vernachlässigt ist, sondern auch schon viele der kostbarsten Sachen aus ihm entführt wurden, um andere, schöner gelegene Esterhazy'sche Schlösser damit zu zieren, viele höchst interessante Kunstgegenstände.

Es ist unmöglich, sie alle zu nennen, denn es sind hier und da ganze Zimmerreihen damit angefüllt. Nur begreift man gar nicht, wie alle diese Dinge an diesen so wenig schönen, so durch fast gar nichts ausgezeichneten Erdfleck kommen. Denn ohne Zweifel hatten

die Esterhazys auf ihren weitläufigen Besitzungen doch noch manchen Bauplatz, der sich besser für ein Schloß eignete als dieser Sandhügel am Rande eines Morastes. Die Feste, welche hier zu Maria Theresia's Zeiten gegeben wurden, mögen herrlich gewesen sein, wenn man bedenkt, daß ein Haydn als Concertmeister der fürstlichen Kapelle dabei zur Tafel aufspielte. Die Kaiserin hatte im Schlosse ihren eigenen Schloßflügel, und nachher hatte Joseph auch wieder sein eigenes Quartier. Von Haydn giebt es hier noch mehre Andenken, z. B. eine Schildpattvioline, vielleicht als Anspielung auf die Schildkrötenschale, welche der Gott Mercur mit Saiten überzog. Auch lebt hier noch eine uralte Frau, die ihn und seine Musikanten bediente, wenn die Kapelle im Schlosse anwesend war.

Unter den vielen, zum Theil sonderbaren, zum Theil interessanten Kunstwerken, die man hier sieht, befinden sich auch zwei sehr merkwürdige kleine Figuren, die eines Mannes und die einer Frau, welche beide von einer Italienerin aus lauter venetianischen Seemuscheln zusammengesetzt worden sind. Diese Figuren sind nicht ganz zwei Schuh hoch. Den Muscheln hat man ihre natürliche Form und Farbe gelassen. Durch Aufwendung unendlich vieler Mühe hat man aber für die Lippen, für die Wangen, für die Augen, für die Finger, für die Kleider, Schnallen, Stiefeln und Knöpfe eine eigene passende Art von Muscheln gefunden. Sogar die Haare, alle die einzelnen Bart- und Haupthaare sind durch besondere feine, länglich gewundene Muscheln dargestellt. Das

Kunstwerk an und für sich ist wenig schön. Aber es kann als der beßte Beweis für die Manchfaltigkeit der venetianischen Conchylien-Welt angesehen werden. Es sind zum Theil „Caragolis", und der Herr von Pirch, der die hübsche Reise durch Ungarn unter dem Titel Caragoli schrieb, würde seine Freude daran gehabt haben, daß schon vor ihm Jemand die Idee hatte, etwas Aesthetisches aus diesen zierlichen Kindern der Nereiden zusammenzusetzen. „Wie sind sie denn aus Italien hierher gekommen?" fragte ich den alten Schloßaufseher, der uns herumführte. „Ja," sagte er, „die Resel hat's holt g'schofft!" „Wie so?" „Schaun's, der alte Fürst saß eines Tages in diesem selben Sopha, in dem Sie jetzt sitzen, da kam ein Italiener, der ihm diese Figuren für 12,000 Gulden anbot und zugleich dabei einen Empfehlungsbrief von der Kaiserin zeigte. Der Fürst hatte gar keine Lust, diese Dinge zu kaufen, las den Brief und las ihn noch mal! Da machte er ihn zu und wurde mit dem Italiener handelseins! — Die Resel hat's holt g'schofft."

Auch hier in Esterhaz waren viele englische Vollblutpferde und Engländer dabei zu ihrer Pflege. Ich sah ihrer mehre, von denen die Engländer mir erzählten, daß deren Aeltern in England zu enormen Preisen verkauft worden seien. Von einem sei z. B. der Vater zu 3000 und die Mutter zu 4000 Pfund Sterling verkauft worden. Welche edle Kinder mußten dieß sein! Ich wußte nichts an ihnen zu schätzen, und jedes ehrliche Arbeitspferd hatte in meinen Augen mehr Werth. Sie

behaupteten, mit den Füllen hier 70 — 80 reine Vollblutthiere zu besitzen. Das größte Esterhazy'sche Gestüt befindet sich aber im Süden des Plattensees im sogenannten Oseral-Districte. Es soll sich auf 800 veredelte Pferde belaufen.

Außer den Stallungen der Pferde besahen wir auch noch die der Hunde, für die ein eigenes kleines Etablissement gegründet war, einen Hof zum Spazierenführen, mehre Ställe für die verschiedenen Altersstufen und eine eigene Küche für ihr Departement. Es waren nicht weniger als 92 englische Hunde, lauter schöne Figuren und lauter Jägerphysiognomieen. Ich fühle aber für diese rudelweise gehaltenen Herrnjagdhunde nicht halb so viel Sympathie wie für einen einzigen treuen Haus- oder Schäferhund, und es rührte uns kaum, als einmal der Hetzmeister mit der großen Peitsche drein schlug, um sie zur Ordnung zu bringen, während ein solcher Schlag auf einen guten, ehrlichen, alten Phylax ohne Zweifel uns sehr leid gethan haben würde.

Seit vier Jahren besteht nun auch eine Runkelrübenzuckerfabrik in Esterhaz. Sie producirte im vergangenen Jahre 600 Centner Feinzucker, und dieß ist ihr ungefähres durchschnittliches Product. Aus einem Centner Rüben machen sie 5 bis 5½ Pfund Zucker. Der ganze Industriezweig der Runkelrübenfabrication ist neu in Ungarn, denn vor 12 Jahren wurde die erste von der Familie Odescalchi errichtet, und jetzt besitzt das Land 32 solcher Fabriken. Die größte gehört den Coburg-Coharys. Es giebt aber auch noch kleinere als

die Esterhazy'sche. Nähme man hiernach an, daß jede der 32 Fabriken im Durchschnitte ebenso viel fabricire wie die Esterhazy'sche, so würden sie alle zusammen jährlich circa 20,000 Centner Zucker aus Rüben hervorbringen. Gäbe man nun jedem Zucker essenden Menschen die Woche ein Pfund, im Jahre also etwa einen halben Centner, so würde dadurch das Bedürfniß von etwa 40,000 befriedigt werden, was allerdings nicht ganz unbedeutend ist, wenn man bedenkt, daß es in Ungarn auf je 1000 Zuckeressende wohl 100,000 giebt, die keinen genießen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es überhaupt nur zwei Zuckerraffinerieen in ganz Ungarn, eine in Oedenburg und eine in Fiume.

Es ist indeß nicht Esterhaz, sondern Eisenstadt die eigentliche Haupt- und Residenzstadt der Esterhazy'schen Herrschaftenmasse. Denn dort befindet sich der Sitz der Central-Verwaltung aller ihrer Güter, die sich von hier aus sowohl nach Süden um den Neusiedler See herum und dann bis jenseits des Plattensees hinziehen, als auch nach Norden in das Slowakenland hinein, hauptsächlich aber in diesem westlichen Theile Ungarns liegen. Alle diese Esterhazy'schen Herrschaften verwaltet ein in Eisenstadt residirender Präsident, dem 4 Räthe zur Seite stehen. Die ganze Masse der Güter ist in fünf große Districte getheilt, deren jedem ein sogenannter Präfect vorsteht. Diese Districte haben ihre eigenen Namen, so z. B. heißt der im Süden des Plattensees der Oseral-District. Mancher dieser Präfecten hat oft 2 Tagereisen zu machen, um von einem Ende seines Districtes

zu einem am anderen Ende gelegenen Gute zu gelangen. Unter den „Präfecten" stehen wiederum die „Directoren" der einzelnen Herrschaften mit ihren „Rentmeistern", „Oekonomen", „Schaffnern". Einige der Herrschaften haben 20—30 Ortschaften, Dörfer, Marktflecken, auch zuweilen eine Stadt. Im Durchschnitte hat eine jede indeß nur 8 bis 10 Ortschaften.

Das älteste Schloß der Esterhazys, ihr Stammschloß Galantha, befindet sich im Slowakenlande, doch haben sie die meisten, größten und neuesten hier am Neusiedler See, Esterhaz (das große Schloß), Eisenstadt (das Central-Residenzschloß), Forchtenstein (mit dem berühmten Schatze), noch ein anderes Schloß, das Lieblingsschloß des jetzigen Fürsten.

Das Schloß von Eisenstadt, zu dem ich schon früher von Wien aus, wie die Oesterreicher zu sagen pflegen, einen kleinen „Rutscher" gemacht hatte, ist ausgezeichnet durch seinen Park und durch seine zahlreichen Kunstschätze. Von außen ist es mit den Brustbildern Attila's und der ersten Heerführer der Magyaren, des Soltan, Verbultsch, Arpad ꝛc., geziert, eine Art von Verzierung, die sich noch an mehren anderen Schlössern Ungarns wiederholt!

Unter den Sammlungen interessirte mich am meisten die große Bibliothek trefflicher Kirchenmusiker, welche sich hier befindet. Es waren 2100 Compositionen verschiedener Art, Messen, Litaneien, Antiphonen und außerdem noch 2000 Oratorien, unter ihnen auch mehre Manuscripte von Haydn, der, im Gegensatze der

kritzeligen Handschrift Beethoven's, eine reine, zarte, feine Feder führte. Seine Noten sehen aus, als wären sie von Damenhand geschrieben. Unter Haydn hatte wohl die Esterhazy'sche Kapelle ihre vornehmste Blüthezeit, doch war sie auch noch zu Anfange dieses Jahrhunderts vortrefflich und ist noch jetzt ausgezeichnet. Von 1806 — 1812 war Hummel hier Concertmeister, und von ihm stammt auch vorzüglich jene reiche und schön geordnete Sammlung von Kirchenmusiken her. Vor ihm bekleidete Fuchs, ein Schüler Haydn's, dieselbe Stelle, — mit ihm zugleich befand sich der Tenorist Wild in den fürstlichen Diensten. Auch Luighi Tomassini, der Sänger Schneider, Forti, der den Don Juan so trefflich in Wien gab, und noch mehre andere ausgezeichnete Musiker verherrlichten die Esterhazy'sche Kapelle. Auf diesem Schlosse componirte auch Haydn seine Nelson-Messe, als der berühmte englische Seeheld hier zum Besuche bei'm Fürsten Nikolaus war. Ein anderer englischer Besuch, der des Lord Grey, verschaffte demselben Componisten ein Monument in der Kirche von Eisenstadt. Jener Lord erkundigte sich nach diesem Monumente, als es noch nicht existirte. Man sagte ihm, es sei längst die Absicht gewesen, ein solches zu errichten, und nun errichtete man es auch.

Der Eisenstädter Park ist der schönste und größte, den es in Ungarn giebt. Das Schloß und die Stadt liegen am Fuße des Laitha-Gebirges, und der Park zieht sich noch ein wenig auf einer Vorhöhe dieses Gebirges hinauf. Es bietet sich daher Gelegenheit zu den schön-

sten Gruppirungen der Bäume und Blumen. Wie großartig die Anlage ist, kann man daraus schließen, daß eine Dampfmaschine blos deßwegen in dem Parke errichtet wurde, um das Wasser eines niedrig gelegenen Teichs zu den Blumenbeeten und Gewächshäusern zu treiben. Die Aussichten aus den höher gelegenen Partieen des Gartens auf die Niederung nach dem Neusiedler See und auf diesen See selbst ist reizend. Hundert Arten von Camelien und Georginen werden von böhmischen Gärtnern hier gepflegt; denn „ich bin ein Behm", war die Antwort, die ich von den meisten erhielt, welche ich nach ihrer Nationalität befragte. In der Rosenallee, die den Berg hinaufführt, und in der Kästenallee, die am Fuße sich hinzieht, war Alles voll Spaziergänger, besonders voll schöner Jüdinnen.

Mehr als sie interessirte mich aber ein anderer Spaziergänger, der von einer kleinen Tagereise in's Gebirge zurückkehrte, ein Fanziskanermönch, der Pater Stanislaus Albach. Meine Begleiter waren voll des Lobes dieses Mannes. Er sei, sagten sie, Prediger in Pesth gewesen und habe dort seine Zuhörer durch seine Beredtsamkeit entzückt. Da er aber zu freisinnig redete und von seinen Ansichten nicht ablassen wollte, so wurde er auf Befehl seines Ordensoberhauptes von Pesth entfernt und lebt nun zurückgezogen in Eisenstadt. Hier beschäftigt er sich fast ausschließlich mit den Pflanzen, den harmlosesten Kindern der Natur, deren Freundschaft am meisten geeignet ist, einem verwundeten Gemüthe Trost zu bringen. Er streift Tage lang im Laithage-

birge und in den sumpfigen Umgebungen des Neusiedler Sees umher und sammelt Pflanzen; am anderen Tage schreibt er seine religiösen Betrachtungen und Gebete nieder, von denen er auch schon einen Band herausgegeben hat. Leider lernte ich den frommen Mann nur durch diese seine Compositionen kennen, denn er ging mit seiner Pflanzenbeute so rasch an uns vorüber, daß uns keine Zeit blieb, ihn anzureden.

Wir aßen in Esterhaz in sehr angenehmer und unterhaltender Gesellschaft zu Mittag, wo leider an unserer Conversation die jüngste und hübscheste unserer Damen, die tief aus dem Inneren des Landes gekommen war, gar keinen Antheil nehmen konnte, weil sie kein sterbendes Wörtchen Deutsch verstand. Nach Tische „knupperten" wir noch ein wenig an „Makosch Kolatzch" (Mohnkuchen, einem in allen slavischen Ländern verbreiteten Gebäcke) herum, „raunzten" („raunzen" heißt im Österreichischen klagen) ein wenig über die heiße Luft und „stampelten" dann hinaus, um eine kleine Excursion in den großen Morast „Hansag" zu machen, wobei die Damen uns aber nur in Gedanken begleiteten.

Der Sumpf Hansag und die Gulyas.

Im Westen wird der Neusiedler See, wie gesagt, von den niedrigen Ruster Weinbergen umsäumt. Auf dieser Seite ist er daher auch am tiefsten; denn sein halbmondförmiges Becken steht etwas schief gegen jene Berge geneigt. Gegen Osten wird er flacher, es treten Sandbänke oder Waseninseln aus dem Ufer hervor, und endlich verschmelzen diese Bänke und Inseln zu einander, der See hört auf, und ein flaches weites Sumpfland beginnt, das sich bis in die Nähe der Donau hinzieht. An der Donau hin wird das Land wieder höher und fester. Der Strom selber mag sich diese festeren Uferlande geschaffen haben.

„Han“ heißt im Ungarischen „der Wasen“ und „Hansag“ (sprich Hanschahg) eine wasige morastige Gegend. Das ganze sumpfige Land zwischen dem die Insel Schütt umfließenden Donauarme und dem Neusiedler See wird von den Ungarn vorzugsweise Hansag genannt und hat diesen Namen auch als Nomen proprium in der Ge-

ographie behalten. Die Deutschen der Umgegend haben dafür den Namen: „der Wasen" im Gebrauch. — Das ganze, nur als eine dürftige Weide benutzte Sumpfland mag ungefähr acht bis neun Quadratmeilen einnehmen und ist also beinahe so groß wie der Neusiedler See selbst.

Der ganze Hansag bildet eine sumpfige feuchte Masse, die indeß doch hier und da mehr oder weniger fest ist. An unzähligen Stellen sammelt sich das Wasser in kleinen Seen oder Tümpeln, die aber zum Theil zu Zeiten verschwinden, und unter denen der bedeutendste der Königssee ist. Man findet in der Regel angegeben, der ganze Hansag sei ein schwimmender Wasen. Dieß ist er aber nicht durchweg. Hier und da findet sich Wald, und mitten im Sumpfe liegt ein großer Erlenwald, der nicht schwimmt.

Auch da, wo der Wasen wirklich schwimmend ist, bleibt er es doch nicht immer. Die Sache verhält sich so: Ueberall findet man zunächst auf der Oberfläche des Hansag einen dicken Moosfilz, der gewöhnlich 4 bis 6, zuweilen 9 bis 12 und noch mehr Fuß tief ist. Unter dieser Moosdecke liegt dann in der Regel eine Schicht Torferde, und diese ruht auf einem festen Lehmgrunde, der ebenso wie der Boden des Neusiedler Sees mit Gries und Steinen bedeckt ist. Im Frühlinge nun, wo der ganze Hansag überschwemmt wird und mit dem Fertö nur ein Wasser bildet, wird diese Moosdecke und zuweilen auch die Torfschicht von dem unteren Boden abgehoben und schwimmt auf dem Wasser. — Wenn aber das Wachsthum in der Moosdecke — wahrscheinlich

in Folge günstiger atmosphärischer Einflüsse — besonders energisch war, so wächst sie auch wohl an dem unteren Boden fest, hebt sich dann stellenweise nicht und wird vom Frühlingswasser überschwemmt. Von unterirdisch strömendem Wasser werden aber solche angewachsene Moosdecken oft wieder losgerissen und an die Oberfläche hervorgehoben. Man sieht dann oft an einem Tage ganze Strecken offenen Wassers vor sich und erblickt, wenn man am anderen Tage wiederkommt, plötzlich an derselben Stelle scheinbar Alles in festes Land verwandelt, indem über Nacht die Moosdecke emportauchte.

Hat die Angabe über den festen, mit Steinen und Gries bedeckten Unterboden des Sumpfes durchweg ihre Richtigkeit, wie ich nicht zweifle, so könnte der ganze Hansag ebenso gut, wie jetzt noch der Fertö, ehemals ein offenes Wasser gewesen sein, und allmählig erst hätten dann die wuchernden Moose diesen Theil des Sees überwachsen. Es wäre sehr interessant, jenen Steingries des Hansag mit dem der Donau zu vergleichen. Höchst wahrscheinlich würde aus einem solchen Vergleiche hervorgehen, daß sie eine und dieselbe Masse seien, und dadurch constatirt werden, daß diese ganze Gegend früher einen großen See gebildet habe, den vielleicht die Donau durchschritt, und der erst im Laufe der Jahrhunderte, nachdem die Donau sich ihren Flußboden erhöht und feste, hohe Uferlande geschaffen, durch das Wachsthum von Moospflanzen auf seine jetzige Größe, die er noch im Fertö hat, reducirt wurde.

Auch würden dieser Hypothese nicht die in Esterhaz und in Oedenburg aufbewahrten Urkunden widersprechen, nach denen hier früher mehre Dörfer gestanden haben sollen, die der See verschlang, und denen zufolge man behaupten wollte, die Entstehung des ganzen Sees sei ein sehr neuen Zeiten angehöriges Phänomen. Jene Dörfer mögen immerhin bei einer großen Ueberschwemmung vom See verschlungen worden sein. Der Steingries, diese alte, weit unter dem Hansag verbreitete Urkunde, beweist mehr als jenes nur auf wenige Dörfer sich beziehende Papier.

Die größten Besitzer im Hansag sind der Erzherzog Carl zu Altenburg und der Fürst Esterhazy. Letzterer nennt allein drei Quadratmeilen dieses Sumpfes sein eigen. Ich füge die Specificirung des Esterhazy'schen Besitzes bei, weil daraus ein ungefähres Resultat für die ökonomische Statistik des Ganzen hervorgehen mag. Unter 45,000 Joch Hansagoberfläche befinden sich:

verwachsene Wiesen und Wasserstände	19,360	Joch,
reine Wiese	11,700	„
Erlenwald	8,190	„
nutzbare Rohrstrecken	5,700	„
Aecker und Neurisse	269	„

Darnach wäre ungefähr $\frac{3}{4}$ des Hansags sumpfige Wiese (auch die Rohrstrecken rechne ich dann dazu), nicht ganz $\frac{1}{5}$ Wald und $\frac{1}{160}$ Ackerland.

So war es wenigstens vor 15 Jahren, und im Ganzen wird es auch jetzt noch so sein. Nur mögen allerdings doch die Aecker und die gereinigten Wiesen um

ein Weniges zugenommen haben. Denn theils werden schon durch die bloße Beweidung die Wiesen etwas besser (das Vieh läßt den Dünger auf ihnen und arbeitet, indem es immer tief in den lockeren Boden hineintritt, die Moosdecke beständig durch und bringt besseres Erdreich nach oben), theils aber thun auch die Besitzer immer etwas, um die Wildniß zu beseitigen. Das Meiste muß dabei von der Altenburg'schen und Esterhazy'schen Herrschaft erwartet werden. Aber die Sumpfmasse ist zu groß, als daß die Kräfte zweier Herrschaften hier viel ausrichten könnten. Ja könnte man das Ganze an viele kleine Besitzer vertheilen, so würde es vielleicht rascher gehen. Am wenigsten thut die schon seit Kaiser Joseph's Zeiten für diesen Zweck errichtete Regierungscommission. Sie sitzt und arbeitet schon seit 50 Jahren, wie man sagt, und vergeblich erkundigt man sich nach ihren Erfolgen.

Das Meiste, was man aus dem Sumpfe holt, kann man nur im Winter herausschaffen. Und nur in sehr trockenen Sommern ist es möglich, Arbeiten zu seiner Austrocknung vorzunehmen, Dämme aufzuwerfen, Kanäle zu graben, Wege zu bahnen u. s. w. Die Fürsten Esterhazy haben für solche Arbeiten schon manche hunderttausend Gulden ausgegeben. Aber wenn sie auch ihre ganzen ungeheueren Revenueen jährlich in diesen Sumpf stecken wollten, so würde doch wahrscheinlich noch nicht viel damit ausgerichtet werden. — Eins ihrer kostspieligsten Werke ist ein großer Damm, den sie auf ihre Kosten mitten durch den Hansag er-

richten ließen, um die nördlich von ihm gelegenen Gegenden mit den südlichen durch eine gute Verkehrsbahn zu verbinden. Dieser Damm hat nicht weniger als 23 Brücken, unter denen im Frühlinge das Wasser aus dem Sumpfe zum See hinausströmt. Zuweilen ereignet es sich aber auch, daß die Strömung in umgekehrter Richtung geht.

Vom Schlosse Esterhaz aus überblickt man einen großen Theil dieser Wildniß, in der man von Weitem keine Spur menschlicher Ansiedelung entdeckt. Ich war, wie gesagt, begierig, mir die Sache selbst etwas näher anzusehen, und rollte bald in der lehrreichen Begleitung des Esterhazy'schen Präfecten und eines Unterbeamten auf dem Rücken jenes Dammes in den Sumpf hinein. Es war der laufende Sommer ein so trockener, wie man ihn seit 10 Jahren nicht gehabt hatte, und es wurden daher mehre neue Arbeiten betrieben, die wir besichtigten, indem wir den Damm verließen und über einen auf- und niederschwankenden Weg mitten in den Sumpf hineinfuhren. Es wurden mehre wilde Gebüsche gelichtet und ein neuer Weg gegraben. Zu einigen Heu- und Schilfplätzen im Hansag, wo sich ein etwas festerer Grund oder doch eine dickere Moosdecke darbietet, ist es möglich mit Wagen zu fahren. Die leichten Fuhrwerke und die gewandten Pferde der ungarischen Bauern fördern sich hier durch. Wir verfolgten einen solchen Weg. Es dauerte aber nicht lange, so fiel eins unserer schweren Pferde durch die Moosdecke durch und steckte mit allen vier Füßen im

Sumpfe wie angenagelt. Wir waren nicht im Stande, das Pferd wieder herauszubringen, und indem wir unserem Kutscher den Auftrag gaben, sich einige Hirten aus der Nachbarschaft zusammenzurufen, setzten wir unseren Weg zu Fuße fort.

Wir kamen bald in Gegenden, wo der Boden beständig unter unseren Füßen schwankte, und obgleich durchaus keine Gefahr dabei ist, so war es doch ein eigenes Gefühl, nirgends auch nur einen sicheren Schritt machen oder ein festes, wankelloses Fleckchen gewinnen zu können. — Hier und da fanden wir Arbeiter, Schilfschneider, Grasmäher, die eigenthümlich ausstaffirt waren. Sie hatten kleine Breter unter die Füße gebunden, um sicherer auftreten zu können, und um das Haupt und Gesicht schlotterten ihnen Grasperrücken, die sie vor den Stichen der kleinen Sumpfmücken schützen sollten. Auch dient ihnen das Gras, von dem sich hier jeder etwas in den Hut stopft, zum Kühlen des Kopfes in der großen Sonnenhitze.

Das Innere des Hansag lag nun in seiner ganzen Wildheit vor uns. Eine unabsehbare ebene Wüstenei, Schilfwälder an Schilfwälder gränzend, zwischen ihnen sumpfige Wiesen sich hinziehend, in der Entfernung am äußersten Horizonte der große Erlenwald in der Mitte des Sumpfes sichtbar. Ueber dem Ganzen lag eine dicke, schwüle Atmosphäre, so eine „kabige" Luft, wie die Leute hier sagen. „Im Sommer ist's fast immer „trüblet" im Hanschag," bemerkte mir mein Begleiter. — Zahllose Schaaren von Gölsen trugen dazu bei,

die Aussicht noch mehr zu trüben. Ueber jedem „Kup“ oder „Kupoz“ (so heißen die kleinen Heuhaufen), wie über jeder „Boglya“ (so heißen die großen Schober, zu denen das Heu aufgehäuft wird, um darin bis zum Winter liegen zu bleiben) stand eine lange Säule von tanzenden Gölsen. Ich möchte wissen, warum diese Thierchen immer einen solchen Anhaltspunct suchen. — Zwischen Hunderten von solchen Kupoz und Boglyas, mit denen der ganze Hansag gefüllt ist, und zwischen Hunderten von solchen Gölsensäulen wanderten wir hindurch.

Außer den Gölsen giebt es noch eine andere Art von Mücken im Hansag, welche die deutschen Leute „Minkerln“ nennen. Diese Thierchen sind für die Menschen, wie für das Vieh dieser Gegend eine wahre Plage, zu gleicher Zeit aber sind sie auch sehr heilsame Aderlasser. Mein Begleiter sagte mir darüber, im Frühling sei das Vieh des Hansag besonders vielen Krankheiten ausgesetzt; weil es im Winter gewöhnlich kümmerlich gelebt habe, im Frühling dagegen plötzlich in den üppig aufsprießenden Sumpfkräutern schwelge, so werde es sehr vollsaftig und bekomme ein „üppiges Blut.“ Es stürben dann viele Thiere weg, im Juni aber kämen die Insecten und ließen ihm zur Ader, darnach befände sich Alles besser, und die plötzlichen Sterbefälle hörten auf.

Das Gras, welches man nicht abmähen kann, läßt man vom Vieh abweiden. Es leben Jahr aus, Jahr ein sehr große Heerden von Hornvieh im Hansag. Dieß

Vieh ist alles wild, das heißt, es hat noch keinen Strick um die Hörner gehabt und nie Stallluft geathmet. Im Winter ziehen sich die Hirten mit ihren Heerden mehr an den Rand des Sumpfes in die Nähe der Dörfer und Wälder, und sie überwintern dann in einem dachlosen umzäunten Raume. Auch kälbern die Kühe im Februar im Freien ab, und die jungen Thierchen springen ganz frisch und lebensfroh, oft bei dem größten Froste, aus der Wärme des Mutterleibes in den kalten Schnee. Sie werden im Winter nur dürftig genährt. Um aber alle Entbehrungen, die das Leben im Hansag auflegt, zu ertragen, müssen es schon geborene Hansagkühe sein. Anderes Vieh kann dieß nicht mitmachen.

Die Ungarn nennen eine solche das ganze Jahr unter freiem Himmel lebende Hornviehheerde „Gulya" (sprich „Gulja"). Für eine zahme Heerde haben sie einen anderen Namen. Der Ochsenhirt heißt „Guljás (sprich „Guljaasch"). Für Schweinehirten, Schafhirten, Pferdehirten u. s. w. giebt es, wie in jedem ächten Hirtenlande, wieder andere besondere Namen. — Bei allen südöstlichen europäischen Völkern findet man eine solche weitläufige Hirtenterminologie, nämlich bei den Magyaren, bei den Wallachen, bei den Tataren u. s. w. Soviel mir bekannt ist, findet man aber diesen Reichthum nomadischer Ausdrücke bei keinem einzigen slavischen Volke, was denn ein sehr schlagender Beweis dafür wäre, daß den Slaven keine so ausgemachte nomadische Natur inwohnt, wie einige unserer mit den Slaven weniger bekannten Schriftsteller in der Regel annehmen. Während

in Ungarn die auf den Ackerbau Bezug habenden allgemein angenommenen Ausdrücke zum Theil slavisch, zum Theil deutsch, zum Theil auch magyarisch sind, sind fast alle auf das Hirtenleben sich beziehenden Ausdrücke magyarisch, und dieselben auch von den dortigen Deutschen und Slaven in ihren Sprachen angenommen.

Bei'm weiteren Vordringen trafen wir auf eine Heerde von 400 Stück Hornvieh, jungen Ochsen und wilden Kühen. So wie wir uns näherten, stutzten sie alle von Weitem, hörten auf zu fressen und drängten sich scheu zusammen. — Ein paar große weiße, zottige Hunde von ausgezeichneter Race stürzten auf uns zu. Wir wehrten sie ab und gingen noch näher hinzu. Da nahm die ganze Heerde in wildem Getümmel Reißaus, und die Hirten brachten sie nur mit Mühe in einiger Entfernung zum Stehen. — Als wir mit den Hirten, von denen uns einige auf dem schaukelnden Rasen entgegensprangen, zu reden anfingen, konnten wir uns mit ihnen dreist unter das Vieh mischen, das nun ruhig fortweidete, und ich wunderte mich über den Instinct dieser Thiere, die allesammt ohne eine einzige Ausnahme uns sofort als Fremde erkannt hatten und uns nun dagegen als Bekannte ihrer Hüter wie gute Freunde ansahen.

Die Hirten waren ächte Magyaren in weiten Gatjehosen, kurzen Jacken und breitkrämpigen Hüten, mit schwarzem langen Haar, markirten, scharfgeschnittenen Gesichtszügen und feurigen Augen. Die Magyaren sind so in das Hirtenhandwerk verliebt und eingeübt, daß

sie es oft auch im Dienste der Deutschen betreiben. Die meisten deutschen Dörfer am Neusiedler See haben zum Hirten einen Magyaren.

Wir begleiteten die Leute zu ihrer Wohnung, welche nicht fern war. Sumpfige, schwankende Fußstege führten dahin. Die Gulyás im Hansag bekommen das ganze Jahr hindurch, außer im Winter, wo es friert, keinen festen Grund und Boden unter die Füße. Es war eine konisch gebaute Schilfhütte, deren Inneres ebenfalls mit Schilf und Stroh belegt war. In der Mitte waren vier Breter zusammengenagelt und mit Lehm ausgeschlagen, was den Ofen und Heerd darstellte. Zu den Seiten waren drei Strohlager angebracht. Das Kopfkissen war ein mit Schaffellen belegter Holzblock. Wenn die Leute sich des Nachts in diesem Bette umdrehen, so schwankt der Boden, und es zittert das Ganze. Auch im Winter wohnen die Gulyás in solchen Behausungen. Sie sehen dabei aber kerngesund aus (wenigstens die, welche ich sah). Ihre hauptsächlichste Nahrung ist das in ganz Ungarn berühmte „Gulyáshús" (sprich: „Guljaaschhusch"), kleine Stücke von Ochsenfleisch, die mit Zwiebeln und Paprika (ungarischem Pfeffer) eingerieben und gebraten werden. Die Hauptsache ist dabei der Paprika. Es muß so gepfeffert sein, daß es Einem im Munde brennt. Ich aß einmal in Ungarn ein Stück Gulyashus, das mir ein Hirt reichte, und glaubte noch lange nachher, ich hätte eine glühende Kohle im Magen liegen. Dazu trinken sie ihr trübes, laues Sumpfwasser, denn klare Quellen giebt es im

Hansag natürlich keine. Wenn sie trinken wollen, so legen sie sich auf den Bauch oder kauern nieder und ziehen mittels eines Schilfrohrs das Wasser aus der Tiefe. Ein Gulyas zeigte mir genau, wie sie es machen. Er schnitt ein Schilfrohr ab, stutzte es zurecht und steckte es etwa eine Elle tief in den Morast. Dann zog er das Wasser mit dem Munde in die Höhe und spie es aus. Es war lauter schmuzige braune Jauche. Je mehr er aber sog, desto reiner wurde das nachfolgende Wasser. Endlich fand er es trinkbar, nun zog er das Schilf wieder hervor und umwickelte das untere Ende mit einem Flicken Leinwand, der zum Filtriren dienen sollte. Dann prakticirte er das Rohr mit diesem Flicken wieder in das Loch hinein und forderte mich auf zu trinken, mit der Bemerkung, das Wasser wäre nun köstlich. Ich bückte mich, trank aus dem ellenlangen Rohre das lauwarme Wasser und dachte dabei an die oft ebenfalls ellenlangen Champagnergläser, aus denen man in Wien den sprudelnden Rebensaft trinkt. Welche Contraste in geringer Entfernung! Ich fand vor jedem Bette ein solches Schilfrohr im Boden stecken. Es war auf jedem ein zierlicher kleiner Stöpsel. Des Morgens, wenn sie aufständen, sagten die Leute, sei es das Erste, daß sie sich auf die Erde legten und aus den Röhren sögen. Dieß sei ihr Morgentrank. Das schmecke sehr gut. Als ich das Rohr etwas unvorsichtig anfaßte, baten sie mich, behutsam damit umzugehen, weil ich das Wasser unten leicht trübe machen könnte.

Bibliotheken haben sie nicht, die Gulyas, und auf

den ganzen 9 Quadratmeilen des Hansag sind nur wenige Leute, die lesen können, außer dem, was in den Physiognomieen ihrer beständigen Lebensgefährten, der Ochsen, oder am Himmel über das Wetter geschrieben steht. Es ist nicht möglich, daß ihre Vorfahren, die Nomaden in Asien, roher und einfacher gelebt haben als sie, und ich möchte wohl behaupten, daß es in ganz Europa keinen stärkeren und zugleich näheren Gegensatz giebt, als das nomadische Treiben in dieser Landschaft und das luxuriöse Leben in der nahen Residenzstadt Wien, die man, wenn eine Eisenbahn dahin führte, in zwei Stunden erreichen könnte. Ich glaube nicht, daß irgendwo asiatische und europäische Lebensweise und Lebensansichten sich näher und in stärkerem Contraste einander gegenüberstehen. — Und doch ist schon mancher Wiener Kavalier hier im Hansag auf der Jagd gewesen, ohne etwas Besonderes dabei zu denken. Brächte aber ein geschickter Theater-Decorateur einmal eine Naturansicht aus dem Hansag auf die Bühne, ich glaube, Jeder würde darauf schwören, diese Scene müßte aus einem fremden Lande sein, etwa aus den Djungeln des Ganges-Deltas.

Wie barbarisch diese Gegend noch sei, leuchtet genugsam aus der Geschichte des berühmten wilden Knaben ein, der im Hansag gefangen wurde und in der ganzen Umgegend unter dem Namen „Han Istok" (d. h. Morast-Stephan) noch jetzt bekannt ist. Was ich über diesen Han Istok in dieser Gegend erfuhr, lautet wieder etwas anders als

das, was Andere darüber berichteten. Die Leute erzählten uns, dieser Knabe sei als ein völlig thierisches, im Wasser lebendes Wesen in dem größten See des Hansag, eben jenem Königssee, von den Fischern im Jahre 1749 im Netze gefangen worden. Nach seinem Portrait zu schließen, welches ich im Schlosse Esterhaz sah, hatte er einen kahlen Kopf, nur am Hinterhaupte einige wenige Locken, blöde, breite, thierische Gesichtszüge, einen dicken Unterleib mit großem Heumagen und kurzen Beinen und Armen, die er wie ein Frosch zusammenzog, dabei aber doppelt lange Finger und Zähne. Wenn gleich vielleicht in den genannten Stücken, so ist indeß doch schwerlich in allen Punkten jenes Bildniß getreu; so z. B. hat er darin einen Bart, und seine Finger und Zehen sind mit einer Schwimmhaut verbunden. Sein ganzer Körper war mit einer schuppenartigen, knochigen Haut bedeckt. Er speiste, sagten die Leute, Anfangs nichts als Gras, Heu, Frösche und rohe Fische, denen er das Blut aussog. Erst nachdem man ihn 7 Monate lang im Schlosse gehütet und erzogen hatte, hörte er auf, rohes Blut zu genießen, und fing an, Kleider auf seinem Leibe zu dulden. Man mußte ihn sehr vor dem Wasser hüten, denn wenn er konnte, sprang er hinein und machte Versuche zur Flucht. Im Ganzen blieb er 14 Monate auf dem Schlosse, und in den letzten Monaten konnte man ihn schon in der Küche zum Bratenwenden gebrauchen. Das Sprechen lernte er aber in dieser kurzen Zeit nicht. Der einzige Ton, den er von sich gab, war ein zischendes Pfeifen, das er mit

dem Munde hervorbrachte. Nach 14 Monaten entschlüpfte er doch der Aufmerksamkeit seiner Wächter. Wahrscheinlich sprang er in den Schloßgraben und entkam durch diesen in die mit ihm zusammenhängende kleine Raab und dann in die Sumpfwildniß. Der Fürst Nikolaus Esterhazy, der damals regierte, that Vieles, um seiner wieder habhaft zu werden. Er ließ sogar den Schloßgraben ableiten, um vielleicht den Körper des Han Istok zu finden. Auch ließ er rund umher die Gewässer durchsuchen und ausfischen, aber vergebens. Der Morast-Sephan war verschwunden. Nach 3 Jahren will man ihn noch einmal im Hansag erblickt haben, und wie einige alte Franzosen noch an dem Tode Napoleon's zweifeln, so glauben viele Gulyas, der Han Istock lebe noch heutiges Tages im Wasser. „Er kann vielleicht noch existiren", sagte einer der Anwesenden, als wir von dieser Geschichte sprachen. Die Dichter und das Volk der Umgegend scheinen ihn sogar unter die Unsterblichen versetzt und zu einer mythischen Person gemacht zu haben. Wenigstens sah ich ein Gedicht, worin von ihm wie von einem Könige des Sumpfes, von einem mächtigen Geiste des Morastes gesprochen wurde, der den benachbarten Hirten und Fischern Leides anthue oder ihnen schöne Geschenke mache.

In Kapuvar ist über diese ganze Begebenheit ein Protocoll aufgenommen, das von glaubwürdigen Personen unterzeichnet worden ist. Ich sah einen Abdruck dieses Protocolls in der Wiener Zeitung vom 8. August 1803. Es stimmt in der Hauptsache ganz mit jener Erzählung

überein. Auch ist im Ganzen außer dem langen Untertauchen unter dem Wasser wenig Unwahrscheinliches daran. Denn wie der Mensch die Fähigkeit hat, sich in Tugend und Erkenntniß den Engeln zu nähern, so hat er auch die, in Lebensweise und Nahrung den Thieren nahe zu kommen. Man sieht in Südamerika die Menschen wie Eichhörnchen in den Zweigen der Bäume leben. In anderen Ländern wohnen sie wie die Tiger und Löwen in Höhlen und fressen sich untereinander. Warum sollte sich nicht auch ein einzelner Mensch einmal gewöhnen, wenn auch nicht wie ein Fisch (des Athmens wegen), doch wie ein Biber oder eine Seeotter im Wasser zu hausen. Indeß ist der Han Istok nur, so zu sagen, die Blüthe und Krone oder der Ausbund derjenigen moralischen Verwilderung, die in der natürlichen Wildniß des Hansag ihren Anhaltspunct findet. Nicht nur die vernünftigen Leute sind hier uncultivirter als anderswo, sondern auch derer, welche gar nicht einmal zur Vernunft gelangen, sind mehre. In Kapuvar, in Hedervar und in allen um den Sumpf herumliegenden Ortschaften giebt es viele Cretins, hier wie in anderen österreichischen Provinzen „Troddeln" oder Trotteln genannt. In Kapuvar war ich selbst und sah dort mehre solche von Gott verlassene Wesen. „In Hedervar an dem Donauarme der Insel Schütt," sagte mir eine ungarische Dame, „giebt es der Krüppel, der Kröpfe, Tröpfe und Troddeln so viele, daß es Einen ordentlich anekelt." Dieselbe Dame nannte mir sogar einige Geschlechter der Umgegend des Hansag,

von denen man behauptete, daß ein kleiner Anflug trod= delartigen Blödsinns in ihnen erblich sei. So viel ich in Kürze wahrnehmen und von Anderen hören konnte, haben diese Sumpf=Cretins dieselben Eigenschaften wie die Berg=Cretins in den Alpen. Dickköpfigkeit, Blöd= sinn, Mangel an Sprache, Unempfindlichkeit, Tücke u. s. w. kommen bei beiden auf gleiche Weise vor. Auch ereig= net es sich wie in den Alpen, daß die Aeltern zuwei= len ganz frisch und gesund sind, während alle ihre Kinder mit dem Kretinismus behaftet erscheinen. Auch auf der ganzen Insel Schütt soll dieser Kretinismus ver= breitet sein. Ob die Leute wohl durch jene Schilfröhre ihren Stumpfsinn aus dem sumpfigen Boden heraus= saugen?

Die Sonne fing schon an, in die „kabige" At= mosphäre und in die Schaaren von Gölsen und Min= kerln hinabzusinken, — o armer Apollo! welch' unbe= quemer Tod mitten auf den Wolken unbarmherziger kleiner Ungethüme zur Ruhe zu gehen! Zahllose Züge von Staaren und anderen Vögeln kehrten zu den Sumpf= gebüschen zurück. Sie kamen vom Festlande heim, wo sie sich auf den Getreidefeldern gesättigt hatten, um nun in Ruhe in der Einsamkeit der Wildniß zu übernachten. Wir traten den Rückweg zu unserer Equipage an, die wir nach einiger Mühe wiederfanden. Mehre Hirten sprangen uns immer hülfreich zur Seite. Andere ih= rer Brüder hatten indeß das Pferd wieder herausgehoben und den Wagen vorsichtig auf ein festeres Erdreich geschoben. Als wir von ihnen Abschied nahmen und in den Wagen stiegen,

bemerkte ich etwas, was mir ein Zeichen von der großen Sclaverei war, in welcher die Bauern in Ungarn noch stecken. Ein Unterbeamter nämlich, der uns auch begleitet hatte, nahm ebenfalls Abschied von den Hirten, und indem er, in den Wagen steigend, an sie noch einige Worte richtete, schlug er einen von ihnen mit einem Schilfrohre, das er zum Spielen in der Hand hielt, über sein kahles Haupt. Die Leutchen umstanden uns nämlich alle natürlich mit ehrerbietig entblößtem Kopfe. Dann warf er sein Schilfrohr weg und schwang sich in den Wagen. Ich fragte ihn, ob der Kahlkopf ein guter Mensch sei. „O ein prächtiger Kerl!“ sagte er, „er ist der beßte von allen unseren Gulyas.“ „Warum schlugen Sie ihn über den Kopf?“ „Schlug ich ihn? Ach so! Ich berührte ihn ja nur mit dem Schilfrohre zum Abschiede.“ „Ja Sie hätten ihm ja auch statt dessen die Hand drücken können.“ — „Na, das doch nit!“ — Wie gesagt, dieser einfache Abschiedsschlag mit dem leichten Rohre über das kahle Haupt eines dienstfertigen Alten empörte mich mehr, als wenn ich zur Strafe Jemanden mit der Knute hätte behandeln sehen.

Gern wäre ich noch zu dem Erlenwalde gelangt. Allein man sagte mir, ohne Schiffe und andere Vorrichtungen könnte dieß nicht geschehen, und es wurde bereits Nacht. Der Präfect sagte mir, es seien unter den Erlen auch einige Weiden, Eichen und andere Bäume. Er erzählte mir auch von 70 bis 80 großen Fichten, die er an einer anderen Stelle des Hansags wüßte. Diese

Fichten hätten sich mit ihren Wurzeln blos in der schwimmenden Moosdecke des Sumpfes verbreitet. Bei einem starken Sturme schwankten dann nicht nur die Baumstämme hin und her, sondern es schaukele und tanze auch mit ihnen der Boden. In jenem Erlenwalde nahe den beßten Weiden des Hansag soll der ungarische König Stephan ein großes Pferdegestüt gehabt haben.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Anwohner des Hansag und seiner Hirten in ihren Mußestunden ist das Trocknen des Schilfs und das Flechten der groben Matten, die man in Wien „Daken" nennt und zum Verpacken der Waaren und bei anderen Gelegenheiten braucht. Im Venetianischen, im Schwarzwalde und anderswo machen die Hirten die feinsten und bewundernswerthesten Strohgeflechte. Wenn man diese Strohgeflechte und jene Daken vergleicht, so hat man darin einen sichtbaren Maßstab der Kunstfertigkeit beider Gegenden und der Hirten-Industrie des Hansag im Vergleiche zu der des Schwarzwaldes und im Venetianischen. Fast alle Daken für Wien gehen aus dem Hansag und aus dem auf der anderen Seite der Donau liegenden Marchfelde hervor.

An dem östlichen Ufer des Sees blüht in trockenen Sommern Soda aus dem Boden hervor. Die Ungarn nennen diese Soda Szék (sprich „Sseek"). Die Deutschen haben daraus das Wort „Zick" gemacht und sprechen auf diese Weise vom „Zick" und von der „Zickerde." Es gehören besondere Umstände dazu, um den

Zick, der in der Erde steckt, hervorkommen zu lassen. Es muß der Boden im Ganzen ziemlich ausgetrocknet sein. Dann aber muß ein kleiner Regen seine obere Kruste wieder erweicht haben. Unter solchen Umständen kommt der Zick reichlich hervor, und man findet oft ganze Strecken Landes weiß gefärbt, wie beschneit. Die Leute kehren ihn mit dem Besen ab und bringen ihn in die Sodasiedereien. Wir werden indeß später noch auf diesen Gegenstand umständlicher zurückkommen. Denn die vornehmste Sodaerzeugung in Ungarn hat in dem Lande zwischen der Donau und der Theiß statt. Auch die meisten kleinen Lachen im Hansag selbst liefern, wenn sie austrocknen, Soda. In nassen Jahren, wenn sie nicht völlig verschwinden, haben sie es blos an ihren Ufern. Seit dem Jahre 1797 haben sich die Wiener Seifensieder zu einer Gesellschaft zusammengethan, um Sodasiedereien an dem Neusiedler See zu errichten. Diese Leute verstehen sich auf die Gewinnung der Soda besser als die fürstlichen Bauern und Beamten. Sie wollten diesen die ganze Sodagewinnung am östlichen Seeufer abpachten. Diese aber wollten sich nicht darauf einlassen, und die Seifensieder setzten sich nun am nördlichen Ufer bei Neusiedel fest und thun der fürstlichen Production viel Schaden. Bei dem Dörfchen Illmick am See soll auch im Sommer ein schönes reines Krystallsalz (Kochsalz?) gefunden werden, welches theils verhandelt, theils zur Lecke für's Vieh verbraucht wird.

Spät Abends kehrten wir nach Esterhaz zurück, wo wir unseren Damen einige Vergißmeinnicht über-

brachten, die wir bei den Schilfhütten der Hirten gepflückt hatten. Denn diese zarte Blume blüht dort in großer Menge in dem rauhen Sumpfe, und während unsere gebildeten Dichter zierliche Verse an sie richten, frißt sie dort das wilde Vieh wie anderes Gras. Uns servirte man für unsere Blumen noch die Ueberreste eines recht reichlichen Soupers, und ich weiß nicht, wie es kam, daß bei Gelegenheit dieser Fristung unseres Lebens gerade das Gespräch auf den Tod kam. Ich bemerkte, daß ich fast unausgesetzt an den Tod dächte. Da lachte mir jenes hübsche Weibchen, das ich am Mittage „sehr an diskursives Frauenzimmer" genannt hatte, in's Gesicht. „Ja wie so denn dees?" sagte sie. „I denk goar nit an den Tod. Es fallt mir im Traum nit ein. Es kommt mir halt g'rad so vor, als müßt' i ewig leben. I hab's mir zum Stichwort g'nommen: Gedenke stets des Lebens!" — Um Mitternacht erst schwang ich mich auf's Pferd, um nach Zinkendorf zurückzureiten. Sie luden mich freundlich ein, noch die Nacht bei ihnen zu bleiben, aber ich dankte ihnen und sagte, ich gehöre zu den Memento-mori-Philosophen, ich habe noch viel zu thun, und meine Lebensfrist sei kurz.

Es war die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, und in allen magyarischen Dörfern fanden wir noch Leben und Bewegung. „In dieser Nacht", sagte mir Istok, mein Begleiter, „gehen die Burschen zu den Madeln." Ueberall sahen wir bei'm Schimmer der Sterne die Schönen sich zum Fenster hinausneigen und

die Burschen in liebender Unterredung vor ihnen stehen. — O Liebe, wie bist du aller Wege wach und rege! Ich habe nicht in Erfahrung gebracht, ob dieß eine allgemeine magyarische Sitte sei, oder ob sie vielleicht von den benachbarten Deutschen auf die Magyaren am Fertö übergegangen ist.

Auf Schloß Zinkendorf war bereits Alles mäuschenstill und todt, denn sie hatten wahrscheinlich gedacht, daß ihr Hadji Baba in einen anderen Hafen eingelaufen wäre. Doch fand ich die Thore und Thüren nicht verschlossen und tappte den Weg zu meinem Zimmer allein zurück. Sie sagten mir nachher, daß es ihnen nie einfiele, das Schloß über Nacht zu verriegeln. Auch der erlauchte Besitzer des Schlosses versicherte mir später, daß trotz seines ziemlich bedeutenden Silberschatzes doch sein Schloß nie verriegelt würde. Dieß Factum steht fest. Wie dasselbe mit der sonst so allgemeinen Unsicherheit und mit den überall angewandten Vorsichtsmaßregeln gegen dieselbe zu vereinigen sei, weiß ich nicht. Vielleicht, daß nur die Paläste mit einem den Verbrecher erschreckenden Nimbus umgeben sind.

Am anderen Morgen, während man meine Equipage besorgte, besah ich mit dem Hofrichter die Maulbeerbaumpflanzungen des Grafen Szechenyi. Dieser berühmte Herr, der auf die Industrie und Cultur seines Vaterlandes einen so denkwürdigen Einfluß gehabt hat, sucht auch auf seinen eigenen Landgütern überall ein gutes Beispiel zu geben und neue Industriezweige einzuführen. Er besitzt allein in seinen Baumschulen bei Zinkendorf

200,000 Maulbeerbäume und hat bereits 20,000 Bäume in's freie Feld hinausgesetzt, die jetzt ein Alter von 8 bis 12 Jahren haben. Sollten ihm viele andere seiner Landsleute mit diesem Opfer und diesen Zahlen nachfolgen, so würde Ungarns Seidenzucht bald bedeutend werden, was sie in diesem Augenblicke noch nicht ist.

Es ist wohl kaum ein ungarischer Ort zu finden, in dem man nicht einige Böhmen antrifft, die sich dort mit irgend einem Zweige der Industrie beschäftigen. So traf ich in Zinkendorf einen böhmischen Wagenfabrikanten, der mir versicherte, daß er schon 600 Equipagen habe von Stapel laufen lassen. Ich fand bei ihm auch mehre Neutitschenken, eine kleine leichte Wagenart, die von dem Städtchen Neutitschein in Mähren sich durch Galizien und die Bukowina verbreitet hat und, wie ich nun sah, auch in einem Theile von Ungarn üblich geworden ist. Man nennt sie hier „Natjczenken". Mein böhmischer Fabrikant führte mich auch in den Leseverein des Orts, „Olvasé egylet (sprich „Olvascheh etjlett"). Denn seit der Begründung des Pesther Casinos, der gelehrten ungarischen Gesellschaft, und seit der Geburt des ungarischen Journalismus haben sich solche Lesevereine mit außerordentlicher Schnelligkeit über ganz Ungarn verbreitet, und wie gesagt, ich fand sogar in dem kleinen Flecken Zinkendorf einen solchen, der neben den modigen ungarischen Journalen Jelenkor, Villag, Hirnök u. s. w. auch die allgemeine Zeitung und noch zwei oder drei andere deutsche Blätter darbot. Der

Verein bestand, wie die meisten dieser kleinen Lesezirkel, seit 3 Jahren.

Das Frühstück, welches ich noch vor der Abreise mit einer ungarischen verheiratheten Dame einnahm, wurde mir durch einige interessante Bemerkungen über das Lernen der ungarischen und deutschen Sprache gewürzt. Sie sagte mir, sie lasse alle ihre Kinder erst Ungarisch lernen und später erst Deutsch. Durch die Ueberwindung der Schwierigkeiten der ungarischen Aussprache würden sie dann auch geschickter für das Lernen jeder beliebigen anderen Sprache, und sie sprächen nachher auch namentlich das Deutsche reiner. Das Deutsche mache die Zunge schwerfällig und ungeschickt, und alle Kinder, die zuerst Deutsch lernten, hätten nachher bei'm Ungarischen und bei anderen Sprachen große Mühe. Das System, welches sie bei ihren Kindern befolge, würde daher auch von allen Müttern und Erziehern in Ungarn angewendet, und in der That hatte ich später Gelegenheit, diese Bemerkung vielfach bestätigt zu finden.

Die Raabau und Raab.

Das ganze Land zwischen Oedenburg und Raab ist so flach und eben, als wäre es mit der Setzwage in's Gleichgewicht gebracht worden. Es ist ein Theil der westlichen ungarischen Ebene. Diese Ebene hat ihre niedrigste Gegend im Neusiedler See und im Hansag. Sie wird gegen Nordwesten durch das Rosaliengebirge, das Leithagebirge und die Preßburger Karpathen, — im Nordosten durch die Neutraer Gebirge und anderen Ausläufer der Karpathen, im Südosten durch den Bakonyer Wald und im Südwesten durch Ausläufer der steierischen Alpen begränzt. Eine Figur, deren Gränzlinien man durch die Städte Preßburg, Pyrnau, Komorn, Raab, Körmönd, Güns und Oedenburg legt, umfaßt ungefähr diese Ebene, die beiläufig 200 Quadratmeilen groß ist. Mit Ausnahme des Hansag bietet sie überall ein fruchtbares Acker- und Weideland dar, das den höchsten Grad von Ergiebigkeit auf den ihres Fruchtreichthums wegen berühmten Inseln Schütt erreicht.

Die Donau fließt der Breite nach mitten durch diese Ebene, die so wenig geneigt ist, daß die Gewässer des Stromes sich sofort hinter Preßburg, wo sie in die Ebene eintreten, spalten und in mehren weit verzweigten Armen sie durchirren, welche sich erst am Ende der Ebene bei Komorn in einem gemeinsamen Sammler wieder vereinigen. — Man nennt diese Ebene gewöhnlich auch „die kleine ungarische Ebene," im Gegensatze zu der großen und Hauptebene im Osten des Landes, die man füglich die Theißebene nennen könnte, da dieser Strom sie ganz von Anfang bis zu Ende in der Mitte durchströmt. In der großen Ebene herrscht Viehzucht vor, und die unbearbeiteten Länder sind größer. In der Preßburg-Komorner ist aber der Ackerbau wenigstens ebenso bedeutend als die Viehzucht. Sie hat auch die beiden größten Getreide- und Viehstapelplätze in Ungarn, Wieselburg und Oedenburg. Alles Vieh und Getreide Ungarns, das für's Ausland bestimmt ist, kommt hierher zusammen und wird von hier aus über die Gränze spedirt.

Der Theil, der zwischen Wieselburg und Preßburg liegt, wird der „Haidboden" genannt. Das Stück zwischen der kleinen und der großen Raab heißt die „Raabau." Zwischen dem Haidboden und der Raabau liegt der Wasen oder Hansag. Ich fuhr jetzt in der Raabau weiter. — Das ganze Land glich einer großen üppigen Wiese mit untermischten Aeckern. Es war ein furchtbar heißer Sonntag, — und Apollo schoß auf mich und meinen Kutscher unzählige seiner schärfsten

Pfeile herab, obgleich wir weder Niobe noch ihre Kinder waren. Mein Kutscher, ein echter Magyar, konnte ihm mit seinem breitkrämpigen Hute leichter trotzen, aber ich, der ich blos im bescheidenen Schatten meines schmalen Mützenschirmes saß, litt wirklich viel. Ueberall sah ich Anstalten gegen die Sonnenstrahlen und dann gegen die zweite Plage dieser Gegenden, die Gölsen, getroffen. Alle Pferde waren mit Weidenbüschen oder anderen Skräuchern gegen diese Thierchen gewappnet, — in dem Schatten eines einzeln stehenden Baumes lagerten oft mehre Hirten mit ihren Pferden und Schafen, die sich glücklich schätzten, wenn sie nur die Schnauze ihres Kopfes in den Baumschatten mit hineinstecken durften. So unter dem Schatten eines einzigen Baumes fand ich mehre Menschen mit mehrerlei Thiersorten vereinigt, Gänse, Ziegen, Schweine und Ochsen zusammengekauert. Selbst aus einem Loche des hohlen Baumes guckte noch der Kopf einer versteckten Ziege hervor. In allen Häusern steht man hier, wo es möglich ist, statt der Thüren bloße Vorhänge in Mode, die zugleich den Luftzug befördern und doch die Gölsen nicht so häufig einlassen. Auch im Schlosse Zinkendorf hatte ich mehre solche Thürvorhänge gefunden. — Fliegenfenster sind hier bei jedem Bauer üblich. Auch hat gewöhnlich der Bauernwirth, der Herr vom Hause, sein Ehebett der Hitze wegen im Freien unter der Veranda seines Daches, und der Gölsen wegen ist es mit einem dichten Netze umhangen, welches oben an einem Balken befestigt ist und in langen Falten herabhängt. Die Eheleute liegen

dahinter, wie Mars und Venus, die Vulkan mit seinem feinen künstlichen Eisengewebe umsponnen hatte. — Mein Kutscher schlug mit seinem mächtig breiten Hute beständig auf die Pferde, um sie mit einem Schlage von vielen ihrer Peiniger zugleich zu befreien. Am klügsten machten es die Büffel. Wo nur eine Pfütze oder ein schmuziger Wassertümpel war, da steckten ihrer 20 bis 30 bis an die Schnauze drin, vor Sonne und Gölsen zugleich geschützt. Ich stieg aus, um einige dieser unsauberen Thiere in der Nähe zu beobachten. Trotz dem, daß sie von Schmuz und Morast trieften, kauten sie beständig wieder. Zu Zeiten hörten sie auf zu kauen, steckten ihr Maul in die Pfütze und hoben mit einer geschickt ausgeführten Schwenkung eine ganze Partie Wasser daraus hervor, das sie sich über den Theil des Rückens, der noch in die Luft hervorragte, hinlaufen ließen. Dann fingen sie wieder an zu kauen, und dieß wiederholten sie beständig abwechselnd in kurzen Tempos und machten es so geschickt, daß jedesmal der ganze Rücken richtig überspült wurde. Der Ochse kann dieß nicht. Er ist edler als der Büffel, aber nicht so schlau.

Je drückender die lechzende Hitze war, um so höhnender erschienen die Bilder der Luftspiegelungen, welche uns auf allen Seiten kühlendes Gewässer erdichteten. Der Tag war trotz der Empfindlichkeit der Sonnenhitze etwas „trüblet." Nur einzelne kleine Wölkchen von unbestimmter Gestalt schwammen oben wie Brocken in der „kabigen" Luftsuppe.

Es war Sonntag, und es begegneten uns viele geschmückte Leute. Die breiten Hüte der Magyaren waren auch hier, wie die der Kroaten bei Oedenburg, mit ganzen Beeten von natürlichen oder auch künstlichen Blumen und mit dicken Bündeln von wollenen Straußen- und Pfauenfedern und von allerlei bunten Bändern belastet. Ich habe dieß sonst nicht bei den Magyaren gefunden, und es mag wohl eine Sitte sein, die hier von den Kroaten auf sie übergegangen ist. Zuweilen begegneten uns einige mit ausgezeichnet großen Büschen schöner schwarzer Straußfedern. Vor den aus Stein gehauenen Heiligenbildern, die ganz ohne Umschattung eines Baumes oder Gebüsches mitten im Grase standen, lagen Weiber in dem verdorrten Grase knieend mitten in der Sonnenhitze. Die Männer tragen auch hier, wie bei Eisenstadt und Oedenburg, einen Brustlatz. Bei einigen bemerkte ich, daß sie da, wo die Brust war, von Spitzen kleine bunte Rosetten im Latze angebracht hatten. Die Weiber tragen hinten am Kopfe eine solche Fülle von Schleifen, Bändern und Spitzen, daß man sie für unübertrefflich prachtvoll gekleidet erklären muß, wenn bloße Fülle darauf ein Recht giebt. Die Hirten, die ich hier auf dem Felde traf, und die ich zu Zeiten um Feuer für meine Cigarre ansprach, gleichen in Kleidung und Wesen schon sehr den berühmten Bakonyer Ganassen (Schweinehirten). Sie haben eben solche weiße mit eingenähten rothen Blumen geschmückte Mäntel wie diese und drehen sich auch die Haare in zwei steifen Zöpfen zusammen, die wie zwei Kantschu vorn vor den Ohren herab-

hängen. Doch habe ich später im Bakonyer Walde diese Leute mir noch genauer betrachtet.

Wir passirten die Orte St. Miklos (sprich: Ssent Miklosch, d. h. St. Nikolaus, — sonderbarer Weise verwandeln auch die Ungarn, wie die Polen, das N in dem Worte Nikolaus in ein M —), Kapuvár und andere, ohne etwas Besonderes an ihnen wahrzunehmen. In einigen Dörfern fielen mir die hohen Dornhecken auf, auf deren First große Massen von Dornen aufgehäuft waren, so daß sie ein großes Dornendach bildeten, über welches der auch hier gefürchtete Wolf nicht leicht hinwegkommt. Diese Dornen-Circumvallationen sind ebenso in ganz Südrußland in Gebrauch. Sie gewähren die leichteste und beßte Schutzwehr gegen den Wolf.

In dieser Gegend fängt auch bereits der Bau des schönen ungarischen Tabacks an. José, so hieß mein Kutscher, machte mich darauf aufmerksam, indem er mit seiner Peitsche auf die Tabackspflanzungen wies und sagte: „Der ist die Tóbak." — Einige der berühmtesten ungarischen Tabackssorten werden in dieser Gegend erzeugt, z. B. der allgemein beliebte Lettinger. Was mich wunderte, war, daß ich die Kartoffeln hier und da mitten zwischen den Tabackspflanzen stehend fand. Auch zwischen dem Kukurus sah ich Kartoffeln stehen, bemerkte aber keine eigenen, den Kartoffeln ausschließlich gewidmeten Felder. Noch vor 30 Jahren sollen, was unglaublich klingt, die Kartoffeln selbst in dieser Gegend Ungarns sehr selten gewesen sein. Der Deutsche war der Träger und Verbreiter dieses nützlichen Gewächses. Die mayarischen

Bauern wollten nichts von Kartoffeln wissen. Sie schimpften darauf, gaben sie höchstens ihren Schweinen und schalten sogar über die, welche sie eingeführt hatten. Dieß hat sich jetzt schon bedeutend geändert.

Noch überall in dieser Ebene sah ich, wenn ich rückwärts blickte, den Schneeberg an der steierischen Gränze. Er beherrschte noch immer die ganze Gegend, wenn zuletzt auch nur wie ein aus weiter Ferne gebietender König. Ich verlor ihn so langsam aus dem Gesichtskreise wie den Fürsten Esterhazy, der mich auch hier fortwährend begleitete. Denn überall, wenn ich irgendwo fragte, wem diese oder jene ausgezeichnete Besitzung gehöre, so hörte ich den Namen Esterhazy nennen, der im ganzen westlichen Ungarn so über alle anderen Namen hervorragt, wie der Schneeberg über das Leithagebirge und alle anderen Berge.

In Tschorna speiste ich zu Mittag. Auf die dortigen Herren Prämonstratenser wurde ich bitterböse. Denn als ich sie bat, sie möchten mir ihre Bibliothek zeigen, fragten sie mich, wer ich sei, welchen Charakter ich habe und was ich denn eigentlich wolle. — Wer fragt denn nun wohl Jemanden, der sich zu einer Bibliothek meldet, solche Dinge? Ja wenn ich bei einem Reichsgrafen oder Prälaten Eintritt verlangt hätte, das wäre etwas Anderes gewesen. Aber bei den Musen, was haben denn die für Ceremoniel nöthig? Und Jemanden, der sogar die kleine Bibliothek von Tschorna zu sehen wünscht, verleitet gewiß nicht bloße Neugierde. Daß sie Münzen hatten, wie ich später erfuhr, sagten sie

mir auch nicht. Und als ich sie dann bat, sie möchten mir doch ihr Archiv zeigen, lachten sie mich gar aus und sagten: „Ja, mein Kind, unser Archiv ist ein „locus credibilis.“ Es enthält wichtige Staatsgeheimnisse. Dazu müßtest Du eine vom Könige von Ungarn unterschriebene Erlaubniß haben.“ Uebrigens sagte man mir später, daß diese Herren sehr gastfreundlich wären, und daß, wenn ich nur eine kleine Empfehlung an sie gehabt hätte, sie mich ohne Zweifel sehr gut aufgenommen hätten.

Die Kirche des Klosters war voll gottesfürchtiger Magyaren. Vornan saßen die „puellae“ in einem gesonderten Haufen, dann die verheiratheten Weiber mit weißen Tüchern auf dem Kopfe, die Männer bildeten den äußersten Ring und drängten sich, knieend oder mit untergeschlagenen Beinen sitzend, selbst noch auf dem Gange des Klosters, still und andächtig an den Wänden hingekauert.

Weintrauben giebt's hier überall in jedem Dorfe und Flecken, und wenn der Reisende das Fleisch zu hart, die dabei servirten Gurken zu sauer und die Suppe zu wässerig findet, so entschädigt er sich leicht an den Trauben, mit denen er sich in Verein mit den Wiener Semmeln, die er bei sich im Wagen führen muß, leicht und angenehm sättigt.

Equipagen oder den höheren Classen angehörige Leute sind mir auf der ganzen Reise nach Raab gar nicht begegnet; denn es war eine Nebenstraße, die durch das Innere des Landes führte. Dagegen hatten wir

uns alle Augenblicke durch irgend eine Viehheerde durchzuschlagen. Bald waren es Gänseheerden, die hier so groß sind wie wohl selten in einem Lande, weil ganze große Dorfschaften ihre Gänse von einigen gemeinschaftlichen Hirten auf einmal austreiben lassen, — bald eine Schweineheerde, die von Raab, wo sie mit dem Dampfschiffe auf der Donau aus der Türkei ankommen, nach Oedenburg, dem größten Schweinemarkte der Welt, getrieben wurde. Die Weiterförderung dieser Thiere geschieht gewöhnlich auf folgende Weise: Ein Mann geht mit einem kleinen Sacke, in dem sich etwas Kukurus befindet, voran. Er schüttelt den Kukurus in seinem Sacke beständig hin und her, indem er die Schweine lockt, als wolle er sie füttern. Hinterher geht dann ein anderer Treiber mit einer langen Peitsche, mit welcher er die Zurückbleibenden erinnert, der Lockung zu folgen. Auf diese Weise, indem der Vordere den Kukurus und der Hintere die Peitsche beständig schüttelt, täuschen und peitschen sie die Schweine bis auf die Schlachtbänke und Verkaufsplätze von Oedenburg hin. — Gleicht diese Politik der Schweinehirten nicht vollkommen dem Verfahren gewisser Staatsmänner mit den Völkern, die in Bezug auf ihre Leichtgläubigkeit und ihre Lenkbarkeit von so vielen Schriftstellern mit Recht den Heerden der unvernünftigen Thiere verglichen worden sind?

Auch die gegen Abend heimziehenden Heerden der Dörfer waren mir merkwürdig. Sie bestanden in der Regel aus ⅔ Ochsen und ⅓ Büffeln, und ihre Marschweise war immer diese: Die Ochsen gingen in lockeren

Haufen voran, und die Büffel, ohne sich je mit den Ochsen zu mischen, folgten in einem dichtgeschlossenen Gedränge hinterher. Bei'm Vergleiche des Charakters und Wesens des Büffels mit dem des Esels stellt sich manches Aehnliche in ihrem Verhältniß zum Ochsen und Pferde heraus. Aber es ist ganz besonders dem Büffel eigen, daß er sich nie mit den Ochsen mischt, wie der Esel mit den Pferden. Auch halten die Büffel immer sehr freundschaftlich zusammen, mehr sogar noch als die Schweine.

Auf der Mitte des Weges zwischen Tschorna und Raab passirten wir das große Dorf Enese (sprich: „Enesche"). Die Einwohnerschaft dieses Dorfes besteht aus lauter ungarischen Edelleuten. Während uns zuvor die meisten Leute freundlich gegrüßt hatten, wurde uns hier kein Glückwunsch irgend einer Art zu Theil. Mit diesen Leuten soll nicht zu spaßen sein, und da sie ungeheuere Privilegien mit ungeheuerer Insolenz und Grobheit verbinden, so hat man sich im Umgange mit ihnen sehr in Acht zu nehmen. Ich machte deßhalb ein ganz ernsthaftes Gesicht und ließ José einen kleinen bescheidenen Trab durch den Ort fahren. Indem ich aber seitwärts schielte, bemerkte ich, daß Fräulein Borcsa (sprich: „Bortscha" = Babette) aus dem uralten Geschlechte Derer von N. N. eben damit beschäftigt war, den Stall ihres Herrn Vaters auszumisten. Der edle Herr von X. trieb soeben sein Ochsengespann heim, indem er mit dem umgekehrten Ende des Peitschenstieles dreinschlug, und die Freifrau von Y., geborene Dame von Z.,

saß gerade vor der Hausthür und flickte ihres Mannes „Gatjen" (leinwandene Beinkleider). Ich wagte nicht, sie bei diesem hochwichtigen Geschäfte durch einen „guten Abend" zu stören und fuhr ganz leise vorüber, was mir um so leichter wurde, da unser Wagen hier über einen vor dem Hause liegenden Düngerhaufen hinrollte.

Der heiße Tag hatte gegen Abend ein Gewitter geboren, das in der Ferne mit unaufhörlichen elektrischen Entladungen am Horizonte stand. Die Blitze arbeiteten darin hin und her, wie die Gedanken in dem Kopfe eines Mannes, und erleuchteten bald mehr, bald minder deutlich eine Menge von verschiedenen Wolkenfiguren. — Endlich erschienen auf dem runden Teller der Ebene die Thürme von Raab. Sie rückten uns näher und näher und mit ihnen das Gewitter. Denn mein José ließ nach der Sitte ungarischer Kutscher zuletzt noch seine lustigen Pferde ausgreifen, als gelte es, einen Wettpreis zu gewinnen, obgleich weit und breit keine Concurrenten zu sehen waren. Endlich befanden wir uns mitten in Raab und damit auch mitten im Gewitter, im Regen, Donner und Blitz. Das Wirthshaus zum Palatinus verlieh uns Dach und Schutz.

Hier war in einem großen Saale eben ein lustiger Volksball im beßten Gange. Nachdem ich mich etwas von der Reise erholt, nahm ich daran Theil, und ich sah hier zum ersten Male, wie sich die niederen Classen in den ungarischen Städten mit Tanz vergnügen, was ich dann später noch oft mit anzusehen Gelegenheit fand. Die Classen, welche sich hier jubelnd und tanzend

bewegten, gehörten meistens dem niederen Handwerker- und Gewerbsstande an. Es waren junge Krämer, Litzendreher, besonders Zischmenmacher und Fleischer. — Ungarisch und deutsch wurde gleich häufig gesprochen. Die meisten waren deutsch gekleidet. Eine große Partie stolzirte aber auch in ungarischer Nationaltracht, welche aber für solche geringe Leute sehr kostspielig ist, daher. Sie besteht aus folgenden Stücken: Erstlich tragen sie sehr enge, selbst bis zum Fußknöchel herab überaus knapp anliegende Hosen, darüber kurze Halbstiefeln mit großen massiv silbernen Sporen. Ueber der engen Weste haben sie einen zierlichen, nur lose um die Schultern gehängten Dolman, Weste wie Dolman mit dichten Reihen großer massiv silberner Knöpfe besetzt. Der Dolman ist vorn mit einer langen, über die Brust herabfallenden silbernen Kette befestigt, mit der sie sich brüsten, wie die Ritter des goldenen Vließes mit ihrer goldenen Kette. Auf dem Kopfe sitzt ein ungarischer, etwas schief zu Haupte stehender Kalpak. Die Haare hängen ihnen gewöhnlich in einigen langen schmalen Locken von den Ohren auf die Wangen herab. Gewöhnlich waren es hübsche junge Leute, die in dieser Prunkkleidung einherstolzirten. In der Regel sind es geborene Ungarn, doch giebt es auch manchen eingewanderten deutschen Handwerksburschen darunter, der sich ungarisirte und dann seinen größten Stolz in solchen Dolman und Kalpak mit silbernen Sporen, Knöpfen und Ketten setzt. Es kostet ihnen ein solcher Anzug oft bis auf 200 Gulden und mehr. Es wurden unsere deutschen Tänze und vor allen Walzer ge-

tanzt. Bei der Beendigung jedes Walzers wurde aber gewöhnlich von allen Seiten laut und stürmisch „Magyar! Magyar!“ (sprich: Mójar! Mójar!) gerufen, womit sie den magyarischen Tanz verlangten. Zuweilen konnten sie das Ende eines deutschen Tanzes nicht abwarten und zwangen die Musiker mit ihrem heftigen Mójar! Mójar! sofort zur Aenderung der Melodie. Dann zerfiel sofort die ganze Masse der Tanzenden in viele einzelne Paare, indem sich überall, wo Raum war, eine Dame und ein Herr einander gegenüberstellten und sich hin- und herbewegten. Die Herren ergriffen zu Zeiten die Damen, schwenkten sie, drehten sich um sie herum, die Ketten und Sporen klirrten, die Dolmans flogen hin und wieder, die Augen funkelten, und die Musik schwebte in kräftigen, aber melancholischen ungarischen Molltönen dazu hin.

Wir betrachteten uns die lebhaften und recht interessanten Wesen eine Zeit lang und begaben uns dann endlich auf unser Zimmer, um dem Morpheus in die Arme zu sinken. Aber, o Himmel, dieser liebliche Gott ist für einen Reisenden in Ungarn ein höchst widerlicher Kerl, und ich habe in seinem Schooße nicht die seligsten Stunden meiner Lebensnächte verlebt.

Die Stadt Raab, von den Ungarn Győr (sprich: Jörr), lateinisch Jaurinum, genannt (der lateinische, wie der ungarische Name sind ein und dasselbe Wort), liegt

am Zusammenflusse der Raab und der kleinen Donau. Die Stadt ist als Wohnort uralt. Denn schon die Römer hatten hier das panonische Standquartier Arabona. So aber, wie sie sich jetzt zeigt, in dieser Ausdehnung und Größe, ist sie sehr jung. Denn noch im Jahre 1785 zu Joseph's Zeiten hatte sie nur 4,535 Einwohner (wenn die damalige Zählung nämlich richtig ausfiel), 1824 aber 13,867 und 1831 16,118 E. Jetzt, im Jahre 1842, besitzt sie höchst wahrscheinlich 20,000 Einwohner, und sie hat demnach seit etwa einem halben Jahrhundert ihre Einwohnerzahl mehr als vervierfacht. Aehnliche Beispiele giebt es in Ungarn noch in Menge.

Die Stadt ist nicht arm an historischen Erinnerungen und nach Pesth eine der interessantesten, die ich in Ungarn gesehen habe. Sie wurde in den Kämpfen der Oesterreicher mit den Türken immer als die wahre Vormauer der Christenheit betrachtet. Daher haben auch der Kaiser Maximilian und alle deutschen Kurfürsten zu ihrer Befestigung beigetragen, und man sieht noch jetzt vor einem der alten Thore die Wappen derselben in Stein gehauen. Nichtsdestoweniger ging die Stadt im Jahre 1595 auf einige Jahre an die Türken verloren und bildete während dieser Zeit die äußerste von einem türkischen Pascha beherrschte Donaustadt. Jetzt sind die Festungswerke, seitdem 1809 die Franzosen hier waren, größtentheils zerstört. Doch soll noch immer ein bedeutender Theil der Stadt unterminirt sein. Kugeln der Franzosen sieht man noch in der evangelischen Kirche,

und in den Mauern anderer Gebäude stecken. Auch bewahrt man noch in der Domkirche das eiserne Thor und die Petarde, mit welcher es eingeschossen wurde, als die österreichischen Generale Palffy und Schwarzenberg die Stadt 1598 überrumpelten und sie den Türken wegnahmen. Die Freude über die Rückeroberung Raab's muß sehr groß gewesen sein, denn noch bis auf die heutige Stunde ist der Tag, an welchem sie ausgeführt wurde, der größte Festtag der Stadt.

Jene Domkirche ist noch von dem heiligen Stephan gebaut worden, und im Plafond derselben erblickt man ein großes Deckengemälde, auf welchem Istwan (sprich: Ischtwan, d. h. Stephan) seinen Sohn Emra (Emrich) dem lieben Gotte präsentirt. Diese Gemälde sind von einem in diesen Erdgegenden berühmten österreichischen Maler Namens Anton Maulbertsch ausgeführt. Die Domkirche sollen die Türken ganz mit Erde gefüllt und sie dann als eine hohe Verschanzung benutzt haben, indem sie Kanonen auf das hohe Dach brachten und von da aus weit und breit die Gegend bestrichen. — Sie glaubten nicht daran, daß die Christen die Kirche schon sobald wieder ausräumen würden, denn der türkische General Mehemed Bassa sagte, die Christen würden die Stadt ebenso wenig wiederbekommen, als der eiserne Hahn auf dem Carmeliterklosterthurme zu krähen anfangen würde. Den Tag vor der Rückeroberung soll der Wind und mit ihm der Hahn sich plötzlich gedreht und dabei derselbe einen schreienden, schrillenden Ton von sich gegeben

haben. Da behauptete das Volk, der Hahn habe gekräht, und nun müsse die Stadt wieder christlich werden. Das Archiv ihrer Stadt haben die Raaber in der Domkirche immer so gut zu verstecken gewußt, daß es weder die Türken, noch die Franzosen entdeckt haben.

Ein alter Lohndiener, ein lustiger Bruder, der jeden vorübergehenden gemeinen Magyaren mit „Jonapot!“ („guten Tag“), dem gewöhnlichen ungarischen Glückwunsche, jeden einigermaßen notablen Freund aber mit „Servus amice!“ begrüßte, führte mich zu einigen Herren, welche die aufopfernde Güte hatten, mich noch zu einigen anderen Merkwürdigkeiten ihres Ortes zu geleiten.

Zunächst besichtigten wir das Comitatshaus, in welchem die Comitatsbeamten wohnen und dann die alle 3 Jahre statthabenden Versammlungen des Adels zur Wahl neuer Beamten, die sogenannten „Restaurationen,“ und die alle 3 Monate eintretenden Versammlungen zur Besprechung der Gesetzgebung des Comitats, die sogenannten „Congregationen,“ gehalten werden. Ich kam hier auch in das Comitatsarchiv. Die Acten der Comitatsverhandlungen waren hier vom Jahre 1619 an aufbewahrt. Von 1619 bis 1788 waren sie in lateinischer Sprache geführt und hießen „Acta.“ Von 1788 bis 1790, während eines Theils der Regierung Joseph's II., waren sie deutsch abgefaßt und hießen „Tagebücher“ oder Gestionsprotocolle.“ Von 1790 bis 1806 waren sie wieder lateinisch geschrieben und hießen „Protocollum Comitatus Jaurinensis.“ Von 1806 an endlich waren

sie in magyarischer Sprache verfaßt, und in dieser Sprache werden sie noch jetzt fortgeführt. Für dieselben Sprachen gelten in ganz Ungarn ungefähr dieselben Perioden. Wie auf ihren Versammlungen die Comitate jetzt ungarisch schreiben und sprechen, so correspondiren sie auch ungarisch mit einander. Von Wien aber kommt noch Alles in lateinischer Sprache, und auch der Palatin schreibt noch lateinisch. — Bei der Insurrection (dem bewaffneten Adelsaufstande im Falle eines Krieges) hat jedes Comitat seine eigene Standarte. Auch diese Insurrectionsstandarten der Comitate werden gewöhnlich im Comitatshause aufgehoben.

Nicht weit davon sah ich eine sogenannte Adelscurie, d. h. das städtische Haus eines Edelmanns, welches in der Stadt dieselben Privilegien genießt, die sonst nur ein Rittergut auf dem Lande hat. In der Regel nämlich haben die Edelleute sich in den Städten der städtischen Polizei zu unterwerfen, und in ihren Mauern werden sie nicht anders beurtheilt und behandelt als jeder andere Bürger. Hiervon aber haben sich nun viele Adelige und Magnaten zu ihrem Gunsten Ausnahmen zu verschaffen gesucht. Sie haben sich in den Städten niedergelassen und Grundstücke daselbst erworben, ohne sich der Stadtpolizei und dem Zwange der städtischen Gerechtsame zu unterwerfen. Solche Häuser heißen nun „Curien"*). In diesen

---

*) Am Rhein giebt es für den Adel die sogenannten „Höfe" in den Städten, die ganz etwas Aehnliches sind.

ihren städtischen Curien — gewöhnlich steht davor geschrieben oder in Stein gehauen: „Curia nobilitaris“ — können nun die Edelleute ebenso wie auf ihren Landgütern thun und lassen, was sie wollen. Sie können darin Bier brauen, Branntwein brennen und beides auch darin verschenken. Sie dürfen nicht von der städtischen Polizei verhaftet werden, ja dieselbe darf nicht einmal ihre Curie betreten. Und sogar andere Verbrecher, wenn sie sich in die Curie flüchten, finden darin ein vom Gesetze geachtetes Asyl. Auch das Haus jedes hohen Geistlichen — „ist Curie“, wie man sich kurz in Ungarn ausdrückt.

Die Bürger von Raab, obgleich diese Stadt keineswegs in dem Sinne eine echt magyarische Stadt ist, wie Szegedin, Debreczin und andere, vielmehr größtentheils von Deutschen bewohnt wird, sind ihres patriotischen Eifers wegen in Ungarn berühmt. Man wirft ihnen sogar etwas Fanatismus vor. Sie sind in allen den neueren Anforderungen des Magyarenthums weiter als andere gegangen und thun sich auch etwas darauf zu Gute, das Magyarische besonders gut und rein zu sprechen.

Vielleicht mag es damit zusammenhängen, daß die Stadt Raab auch eine der beßten und berühmtesten ungarischen Nationalmusiken hat. Die Zigeunerbande von Raab wird häufig nach anderen Orten eingeladen, um dort zu spielen, und wenn ich in Pesth hörte, der „Bunko“ (so hieß der Chef der Bande) aus Raab sei da, so hatte ich immer Begleiter genug, die sich, wie ich selber, beeilten, ihn zu hören. Wenn Raab

früher von Oesterreich her das äußerste Bollwerk des Christenthums und Deutschlands gegen die Türken genannt wurde, so kann man es nun das äußerste Bollwerk des Magyarismus nennen. — Raab war daher auch die erste Stadt, in welcher ich eine vollständige Sammlung aller der in ungarischer Sprache geschriebenen Journale und Zeitungen sah, und zwar in dem nach dem Muster des Pesther Casino errichteten Lesevereine. Dieser Verein wurde vor 3 Jahren begründet und zwar von 30 Mitgliedern. Denn nur so viele konnte man damals in Raab finden, die sich für die Sache interessirten. Jetzt hat er schon nahe an 200 Mitglieder. Die jetzigen ungarischen Journale sind meistens alle erst seit einigen Jahren — die ältesten sind 10 Jahre alt — in's Leben getreten. Man hatte auch früher freilich schon einige altfränkische, gewöhnlich in lateinischer Sprache geschriebene, aber diese existiren jetzt nicht mehr, sie sind von den neugeborenen jungen Riesen des ungarischen Journalismus zertreten worden.

Die vornehmsten dieser Journale, die man in allen ungarischen Städten, in allen Kaffeehäusern findet, und deren Namen der Reisende tausendmal in ganz Ungarn wiederhallen hört, sind folgende:

„Pesti Hirlap“, d. h. „Pester Zeitung“. Dieser Hirlap existirt erst seit 1½ Jahren. Es ist jetzt das ungarische Modeblatt und hat in kurzer Zeit alle anderen überflügelt. Es ist in Bezug auf alle im Staatskörper steckenden Fehler und Mißbräuche das freisinnigste ungarische Blatt und wird von dem berühmten und

beliebten ungarischen Edelmanne, Advokaten und Landtags-deputirten „Koßuth“ (Koschutt) redigirt. Ferner: „Hirnök“, d. i. der Bote, — „Világ“ (sprich Willaach), d. i. die Welt, — „Erdelyi Hirado“, der siebenbürgische Ankündiger, — „Ielenkor“, d. i. die Gegenwart, — „Mult es Ielen“ (sprich „Mult esch Jelen“), d. i. Vergangenes und Gegenwärtiges, — (alle diese Blätter sind politisch) — „Atheneum“ (belletristisch) — „Regelo“, der romantische Erzähler, — „Tudomanytar“ (wissenschaftliches Magazin) und noch einige andere. Ich werde später noch oft auf diese Journale zurückkommen. Ich wünschte nur, daß ihre Namen vorläufig dem Leser einigermaßen bekannt und geläufig würden, besonders der Hirlap — Hirlap — Hirlap! — dann der Jelenkor, der Hirnök und der Vilag. Die anderen kann man allenfalls wieder vergessen.

Seiner Wohnung nach zu schließen muß der vornehmste Mann in Raab der katholische Bischof sein. Denn sein Palast, den einer der früheren Bischöfe der Kaiserin Maria Theresia abkaufte, präsentirt sich von außen wie von innen am prächtigsten. Er hat eine dominirende Lage und nimmt dieselbe Anhöhe ein, von wo aus ehemals die magyarischen Festungscommandanten oder der türkische Pascha die Stadt beherrschten. Der Bischof selbst war nicht zu Hause. Er heißt Stankowitsch und soll ein höchst achtungswerther und gebildeter Mann sein. Seine Schaffnerin, eine nicht mehr junge, aber heitere, wohlgenährte und witzige Wienerin, führte uns in den Speisesälen, Gast-, Bibliotheks- und Billardzim-

mern und Cabineten herum. Die ungarische katholische Geistlichkeit ist, außer der englischen, wohl die einzige in ganz Europa, welche noch ganz und gar in ihrem alten soliden, unangetasteten und ungeschmälerten Reichthume an Privilegien und Einkünften dasteht. Der Graner Erzbischof hat 200,000 Gulden Conventionsmünze sehr bequemlich ihm zufließender Revenueen. Von den Bischöfen ist der Agramer im erzkatholischen Kroatien der reichste. Seine Einkünfte werden ebenfalls auf 200,000 Gulden geschätzt. Auch der Veszprimer Stuhl gehört zu den bequemen. Er wirft jährlich 100,000 (Andere sagen 60,000) Gulden ab. Solcher, die nahe an 100,000 steigen, giebt es noch mehre. Es wird indeß wohl nicht gar zu lange mehr so dauern, und ohne Zweifel befinden wir uns wieder an dem Scheidepunkte einer entschwindenden „goldenen Zeit" — ich meine die goldene Zeit der ungarischen Geistlichkeit. Ein Raaber Herr erzählte mir, wie empörend es sei, daß es in Raab noch so und so viel 20 Domherren gäbe, von denen jeder am geringsten bedachte doch 4000 Gulden Münze bezöge, und die alle keine genügende Antwort auf die Frage geben könnten, welchen Nutzen sie für das Empfangene den Wissenschaften und der Menschheit leisteten.

Etwas weniger Luxus und Ueberfluß fand ich bei dem Oberhaupte der evangelischen Gemeinde der Stadt, bei dem lutherischen Prediger und Vorsteher der lutherischen Schule, der ein sehr gebildeter Mann war und die Güte hatte, mich in seine Kirche zu führen. Vor Joseph's II., besonders zu Joseph's I. und Carl's VI. Zei-

ten waren die Evangelischen hier sehr gedrückt. Carl VI. verbot 1737 sogar den lutherischen Gottesdienst in Raab ganz und hob die lutherische Gemeinde und Kirche auf. Dieß blieb auch zu Maria Theresia's Zeiten so, bis zum Jahre 1783, wo Joseph's Toleranz-Edict ihnen Religionsfreiheit und Kirche restituirte. Während jener ganzen 46 Jahre gingen daher die Raaber Evangelischen insgeheim auf's Land, um in den Capellen des lutherischen Adels der Umgegend ihren Gottesdienst zu üben. Denn dem Adel mußte man von jeher mehr Freiheit in Ungarn gestatten, weil man ihm nicht so leicht beikommen konnte als den Städten, wo alle Regierungsmaßregeln leichter auszuführen waren.

Die Kirche war sehr klein und niedrig, weil zur Zeit ihres Baus Alles sehr genau und knapp vorgeschrieben war, sowohl wie hoch, als wie lang und breit man bauen durfte. Auch hatte sie keine Glocke und keinen Thurm. Jetzt dürfte sie dieß freilich Alles sich anschaffen, aber leider fehlt es nun am Beßten. Arm, arm sind die lutherischen Gemeinden in Ungarn. — Der Altar war unmittelbar unter der Kanzel errichtet. Man sagte mir, dieß sei in allen lutherischen Kirchen Ungarns der Fall. Mir scheint es auch, als wäre dieß ganz dem Geiste der evangelischen Religionslehre angemessen. Christus selbst lehrte und predigte ja auch am Abendmahlstische.

Von der lutherischen Schule selbst sah ich leider nicht viel, da es ein Feiertag war. Doch erblickte ich

hier zum ersten Male die beßten und vollständigsten Karten des Königreichs Ungarn. Man hat jetzt sehr gute Karten von diesem Lande zu allen Zwecken, zum militärischen Gebrauche, für die Schulen und zum Behuf von Reisen, und man sieht nun das Bild des eirunden, schön in sich abgeschlossenen Königreichs sich vielfältig in Ungarn wiederholen. Das Auffallendste auf der ungarischen Karte ist immer der weiße, namen- und ortschaftenbare Fleck, der sich an der unteren Theiß und Donau hinaufzieht. Die Ungarn weisen auch selbst gewöhnlich zuerst darauf hin und sagen: „Sehen Sie, diesen weißen Fleck im Bacser, Bekeser und Czongrader Comitate verdanken wir den Türken, deren barbarisches Reich mit einem furchtbaren Keile an der Donau hinauf bis in die Mitte unseres Vaterlandes hineinragte. Diese Wüste haben die Türken gemacht, und der Keil, den sie uns durch die Brust jagten, hat uns Jahrhunderte lang in unserer Entwickelung zurückgehalten.“ — Meine freundlichen Begleiter zeigten mir bei dieser Gelegenheit den Brief eines türkischen Pascha, der in der Nachbarschaft von Raab herrschte und in jenem Schreiben die Bürger eines ungarischen Marktfleckens so anredete: „Hussain Aga an die Nagy-Kersteneer Richter, Geschworenen und Mannen allesammt. Ihr Nagy-Kersteneer Richter und Mannen, ihr falschen und ungehorsamen Schweine und Hunde allzusammen! Ich weiß nicht, was ihr denkt und treibt, und warum ihr seit so langer Zeit nicht zu mir herankommt, um die Mädchen auszulösen, die ich von euch in Pfand

„habe," — und worin er sie dann am Schlusse alle mit dem Kopfabschneiden bedroht, wenn sie seinem Ansinnen nicht willfahren würden. Man findet überall in Ungarn in städtischen, Comitats- und Kirchenarchiven noch solche türkische Reliquien und solche Documente ihrer Regierungsweise, und überall hört man dann auch noch Klagen über sie.

Sowie Ungarn die Türken, so hat fast jedes Land in Europa seine anderweitigen barbarischen Eroberer und Unterdrücker, denen es die Schuld seines Zurückbleibens auf dem Wege der Cultur giebt. So hat Rußland die Mongolen, von denen es sich auch erst vor 250 Jahren frei machte, — so hat Polen jetzt die Russen, über die es noch lange Jeremiaden zu singen haben wird, — so hatte sonst Deutschland die Magyaren, — so klagt Italien seit 2000 Jahren über die Einbrüche der Deutschen, die es noch immer nicht aufgehört hat Barbaren zu nennen, — so bejammert Böhmen die österreichischen Gewaltstreiche, — so verwünscht Deutschland noch jetzt die französischen Verwüstungen. — Die meisten barbarischen Keile und wegzuschmelzenden Eiszapfen sind den europäischen Ländern immer von Osten her eingetrieben worden, so den Russen aus der Mongolei, den Polen aus Rußland, den Deutschen aus Ungarn, den Ungarn aus der Türkei.

Bei unserem Mittagsmahle im Palatin wurde aus einem ungarischen Journale ein Artikel über die gemischten Ehen vorgelesen und besprochen, und dann

traten zwei kleine sechs- und zehnjährige Mädchen auf und deklamirten uns mehre deutsche Dichtungen und Romanzen, welche von dem „verzehrenden Feuer der Liebe" handelten. Darnach setzten wir uns in eine Kalesche und fuhren in Begleitung eines gefälligen ungarischen Gelehrten hinaus zu dem zwei Meilen von Raab gelegenen Erzstift Martinsberg.

Das Erzstift
Martinsberg und die Ganassen.

Diese berühmte Benedictinerabtei liegt auf einem in die Ebene weit hervortretenden Vorgebirge des Bakonyer Waldes oder, wie die Ungarn in der Regel kurz sagen, des „Bakony“ (sprich: „Bákonj“).

Der Weg dahin führt durch die Ebene der Raab, an deren Ufern seit Carl dem Großen nun schon so mancher Strauß ausgefochten worden ist. Es ist bemerkenswerth, daß Napoleon und Carl der Große, von denselben Ländern ausgehend, auch fast bis zu denselben Schlachtfeldern vordrangen. Napoleon wie Carl der Große kamen beide in Ungarn nicht weiter als bis Raab, wo sie ihre pannonischen Gegner besiegten, und ebenso auch liegen ihre entlegensten Kampfplätze in Mähren nicht weit auseinander. Die ungarische Adelsinsurrection entwickelte bei Raab am 14. Juni 1809 nicht ihre alte Energie und Tapferkeit und zeigte sich vielleicht eben dadurch als ein veraltetes Institut. Sie war bei jener Ge-

legenheit zum letzten Male beisammen, denn da sie nur das Vaterland vertheidigt und außerhalb der Gränzen desselben nicht ficht, so nahm sie an den folgenden Kämpfen keinen Antheil. — Am tapfersten hielten sich in der Schlacht bei Raab die steiermärkischen Soldaten, die 300 Mann an der Zahl sich anderthalb Tage hindurch in einem Granarium des Hofes Kismegyer vertheidigten. Die Franzosen mußten erst sämmtliche Schuttkasten, aus denen die Steierer feuerten, mit Kanonenkugeln zusammenschießen, ehe sie sie vertreiben konnten, und der Rückzug der österreichischen Armee wurde dadurch sehr erleichtert. Nach der Schlacht belagerten die Franzosen die Stadt und Festung mehre Tage lang und schossen 2660 Kugeln hinein. Nach ihrer Eroberung sprengten sie die Festungswerke, und diese sind seitdem nicht wiederhergestellt worden. Ihre Trümmer und Ruinen stehen jetzt mitten zwischen 300 bis 400 an ihrer Statt neuaufgebauten Häusern. Die Franzosen thaten also der Stadt denselben Dienst, der von ihnen auch so vielen deutschen Städten erwiesen wurde.

Mein werther Begleiter war einer von jenen ungarischen Gelehrten, welche lieber lateinisch als sonst irgend eine Sprache sprechen. Er fing gewöhnlich deutsch an, fiel dann aber gleich wieder in's Lateinische, welches, wie er mir sagte, ihm bequemer sei und zur Conversation geeigneter vorkomme als irgend ein anderes ihm bekanntes Idiom. Er sagte, es wären noch viele ungarische Gelehrte, denen es so wie ihm schwer würde, sich vom Latein zu trennen, obgleich jetzt im Ganzen das La-

teinische sehr in Verachtung gekommen sei. Er selbst wäre, als ungarischer Patriot, freilich auch dagegen, doch könne er's zuweilen gar nicht lassen, wenn er sich das Herz ausschütten wolle, lateinisch zu reden. Andere übertrieben es mit ihrer Verfolgung dieser Sprache, „et illis nunc pudor est, loqui latine, et volunt, ut canes nocturni vigilantes hungarice canant.“ (Sie schämen sich lateinisch zu reden und wollen sogar, daß die des Nachts wachenden Hunde ungarisch singen sollen.) Von den menschlichen Nachtwächtern, die bisher noch in einigen ungarischen Städten ihre Stunden deutsch abriefen, hat man dieß wirklich verlangt und durchgesetzt. Ich fragte ihn, ob es wahr wäre, was man bei uns behauptete, daß auch die ungarischen Damen gewöhnlich lateinisch sprächen. Er sagte, es sei ihm in seiner Lebenspraxis bisher nur eine Dame aus Preßburg vorgekommen, die dieser Sprache mächtig gewesen wäre. Die ungarischen Magnaten sprechen aber allerdings alle lateinisch. Die Slowaken sind noch fertigere und bessere Lateiner als die Magyaren.

Wir wurden gar bald der hoch auf dem Martinsberge liegenden Abtei ansichtig. Je näher wir kamen, desto mehr wunderte ich mich über die Größe und Schönheit des klösterlichen Prachtbaus. „Non mirareris. Sie würden sich nicht wundern,“ hob mein Freund an, „wenn Sie wüßten, wie viele Einkünfte diese Leutchen haben, und wie bequem die Herren leben. Ihre Abtei ist eine der reichsten in ganz Ungarn. Selbst der geringste dieser Herren Benedictiner fährt nie anders als vierspännig aus, und mit wie guten,

wohlgenährten Pferden! Omnium rerum abundantiae fruuntur, exempli gratia vini boni, equorum optimorum, et totius vitae aparatus ditissimi. (Sie besitzen Alles in Ueberfluß, z. B. guten Wein, die schönsten Pferde, und leben im reichsten Luxus.) Der Berg, wie Sie sehen, tritt gebietend in die Ebene vor, und wahrscheinlich ist er schon ein sehr alter, lange gefeierter Sitz der Verehrung des göttlichen Wesens. Sein lateinischer Name: „Sacer mons Pannoniae“ (der heilige Berg Ungarns) stammt vermuthlich schon von den Römern her, und er stellt hier in Pannonien das vor, was der Berg Athos in Macedonien. Der erste christliche König Ungarns, Stephan der Heilige, und der erste große christliche Apostel unseres Vaterlandes, der heilige Anastasius, gründeten hier die erste christliche Kirche und stifteten das Schloß und die Abtei. Sanctus Anastasius primus fuit Abbas Sti. Martini, et mirum et inexplicabile est, quantum nam in propagatione fidei orthodoxae desudaverit. (Der heilige Anastasius war der erste Abt von St. Martin, und es ist wunderbar und unsaglich, wie viel Schweiß er für die Verbreitung des Christenthums vergoß). Stephan sandte ihn an den Papst Sylvester II., und dieser schickte dem Könige die Krone und das Scepter des dem Papste zu Füßen gelegten ungarischen Königreichs. Der Papst erhob später die Abtei zu einer Erzabtei und gab dem Erzabte einen Rang mit dem Bischofe, und es ist dieß die einzige Erzabtei, welche man in der österreichischen Monarchie hat, und eine von den wenigen Erzabteien, die es überhaupt in der ganzen Christenheit giebt.

Der jedesmalige Erzabt ist als solcher auch Magnat von Ungarn, und die Benedictiner Herren haben das Recht, ihn frei ohne Papst und Kaiser aus ihrer eigenen Mitte zu wählen." Kaiser Joseph II. beschnitt den ehrwürdigen geistlichen Herren etwas die Flügel. Kaiser Franz II. stellte ihnen aber die ausgerupften Federn zum Theil wieder zu. Seit Franz haben sie daher auch angefangen, ihr Kloster nach einem ganz neuen und großartigen Plane umzubauen, und obgleich es erst bis zur Hälfte vollendet ist, so nimmt sich doch schon diese Hälfte sehr prächtig aus. In der Mitte der einen Fronte des Gebäudes sieht man eine Gruppe von Statuen, unter denen die des Stifters Stephan und des Wiederherstellers Franz die vornehmsten sind.

Wir ließen unsere Equipage am Fuße des Martinsberges und stiegen die Anhöhe hinan. Bei'm Eintritte in das Thor des Gehöftes begrüßte uns aus einem Gewölbe das lustige frische Hämmern der Faßbinder. Ich trat hinein und fand ein halbes Dutzend kräftiger Leute beschäftigt, große, schöne Weinfässer zusammenzustücken. Ich fragte sie, was das für Holz sei, und erhielt zur Antwort: „Schönes Eichenholz aus Slavonien, den ungarischen Wein darin zu fassen. Unser Martinsberger Wein und der vom Raaber Vorgebirge sind nicht zu verachten." — An den Mauern neben dem Thore bemerkte ich noch die Schießscharten aus alten Zeiten, als die Erzäbte von Martinsberg noch wahre Erzäbte in Wort und That waren und das Eisen und Erz selber zur Vertheidigung ihrer Abtei und ihres Vaterlandes anlegten.

Die Kirche der Abtei hat auch derselbe Maulbertsch, der Hofmaler Carl's VI., von dem wir schon in Raab einige treffliche Sachen sahen, geschmückt. Mehre österreichische Kirchen, z. B. die Piaristenkirche in Wien, sind voll mit Arbeiten von ihm, und dann viele Kirchen in diesem nordwestlichen Theile von Ungarn. Die beßten sind in Papa, über welche Stadt der Fürst Esterhazy die Oberherrschaft hat. Diese sollen so schön sein, daß ein Engländer, der sie sah, später dem Fürsten in London Vorwürfe darüber machte, daß man nicht mehr für ihre Conservirung thue.

In einer Capelle der Martinsberger Kirche sieht man noch eine marmorne Nische, in welcher auf einem gleichfalls marmornen Sitze der König Stephan dem Gottesdienste des Anastasius beigewohnt haben soll. Diese Marmornische und dieser Stuhl gehören zu den für die Ungarn interessantesten Alterthümern. „Da hat unser heiliger König in Person gesessen," sagte der uns begleitende Geistliche, indem er uns zu jener Nische führte. Ich bemerkte, daß sie aus demselben Salzburger Marmor gebildet sei, aus welchem man in Wien, in den ober- und unterösterreichischen Klöstern und auch überall in diesem Theile von Ungarn, ja sogar bis Mähren und in Polen hinein, so viele kirchliche Monumente gebildet sieht. Die ungarischen Bauern der Umgegend kommen an Festtagen häufig hierher und bitten sich die Erlaubniß aus, sich eine Weile in die Marmornische Stephan's setzen zu dürfen, weil sie dieß für sehr heilsam gegen Kreuzschmerzen und Rückenweh

halten. Ich setzte mich auch hinein, aber ich fand den Sitz so kalt, daß ich schnell wieder heraussprang, um kein Rückenweh zu bekommen. Die Capelle ist ganz eigen gebaut. Sechs gleich vertheilte Säulen tragen die Decke, die auf diesen sechs Säulen und zwölf durch sie entstehenden kleinen Kreuzgewölben ruht.

Der Martinsberg ist mit dem übrigen Gebirgsstocke durch einen langen Rücken verbunden. Auf diesem Rücken führt ein Fußpfad zu der einsam liegenden kleinen Capelle des heiligen Emmerich, des Sohnes des Königs Stephan. Dieser Emmerich war verheirathet, aber er that gleich nach, oder noch während der Trauung das Gelübde der Keuschheit und wanderte alle Abende auf diesem Fußpfade zu jener Capelle, um zur heiligen Jungfrau zu beten. In seiner Gemahlin regten sich bei diesen beständigen nächtlichen Wanderungen Emmerich's eifersüchtige Gedanken. Sie schöpfte Verdacht gegen ihren Mann und schlich ihm eines Abends nach, um zu sehen, was er in der Capelle mache. Sie blickte durch das Fenster derselben und sah da den guten, schönen und frommen Emmerich bei dem Schimmer der Altarkerzen im Gebete versunken liegen, das Haupt von einem Heiligenscheine umgeben. Von diesem Anblicke ergriffen, sank auch sie zum Gebete nieder, umarmte ihren Gemahl, als er aus der Capelle heraustrat, und that gleichfalls das Gelübde ewiger Keuschheit.

Die Bibliothek des Klosters ist ebenso prachtvoll eingerichtet wie die der österreichischen Donauklöster, die wir oben beschrieben. Es ist nicht möglich, daß

man Bücher und Handschriften lockender und pittoresker rangire, als es hier geschehen ist, und ich zog keines davon aus seiner Ordnung heraus, aus Furcht, die schöne Harmonie zu stören. — In dem Hauptsaale der Bibliothek stehen ganz vortrefflich gearbeitete Bildsäulen Stephan's und Franz II. Der arme, — der göttliche Joseph hat seine Monumente einstweilen noch tief in den still ihn verehrenden Herzen vieler Millionen seiner Unterthanen versteckt. Aber wenn er nur erst einmal wieder einen Nachfolger gefunden hat, der seine Schritte in seine Fußstapfen zu setzen wagen wird, so werden auch seine Statuen nicht säumen, überall in Erz und Marmor an's Tageslicht hervorzutreten. Die Sammlung zählt 80,000 Bände, worunter ohne Zweifel viel Schönes. Allein $\frac{1}{10000}$ dieser Sammlung nimmt eine Geschichte des Bisthumes Fünfkirchen in acht dicken Bänden ein.

Das „Archicoenobium Sancti Martini“ ist auch ein „locus credibilis,“ wie man in Ungarn diejenigen Orte, gewöhnlich Kirchen oder Klöster, nennt, in denen wichtige Staats- oder Privaturkunden unter Schloß und Riegel aufbewahrt werden. Es hat dieses Kloster daher ein „häusliches Archiv“ für seine eigenen Angelegenheiten und ein „königliches Archiv“ für die Papiere des Staates und vieler Großen. In diesem Archive wird auch noch ein Exemplar (es giebt nämlich, wie man mir sagte, zwei Exemplare) des Königsmantels Stephan's, mit dem die ungarischen Könige gekrönt werden, bewahrt.

In dem Museum, das mit der Bibliothek verbunden ist, findet man noch viele römische und türkische Alterthümer aus der Umgegend. Zur Türkenzeit mußte das Kloster an den Bassa von Stuhlweißenburg Tribut bezahlen. Die Correspondenz mit diesen Bassen geschah gewöhnlich in lateinischer Sprache. Doch bedienten sich die Türken auch zuweilen der ungarischen Sprache durch die Vermittelung von Magyaren, die zu ihnen übergetreten waren und die ihnen dann als Dolmetscher dienten. Die Türken hatten damals in Ofen und Pesth und in vielen anderen Städten Ungarns auch viele tausend Deutsche zu ihren Unterthanen, und ohne Zweifel gab es bei ihnen auch deutsche Dolmetscher und deutsche Correspondenzen für die innere Gesetzgebung ihrer hiesigen Paschalike.

In der Münzsammlung finden sich auch noch mehre Münzen, die von Attila herrühren sollen. Sie tragen das Portrait eines Menschen, dessen Züge die eines Faun zu sein scheinen. Am Rande herum steht der Name „Attila 451.“ Ich habe später in anderen ungarischen Städten noch mehre durchaus eben solche Münzen gesehen. Allein man behauptet, daß sie nicht echt, sondern später von irgend einem ungarischen Sonderlinge erfunden, verfertigt und in den ungarischen Kabinetten verstreut worden seien. Auch von „Buda, Dux Hunnorum,“ dem angeblichen Gründer Buda's (Ofen's) waren mehre Münzen da. — Merkwürdig ist es aber, daß das Andenken Attila's noch immer in Ungarn so gefeiert wird, wie ich später noch oft nachzuweisen Ge-

legenheit haben werde Die Ungarn sagen, sie und die Hunnen seien ein Volk, und Attila sei ihr erster König in Ungarn gewesen. Den mit Attila gekommenen Hunnen oder Ungarn seien später dann noch andere unter Arpad nachgefolgt. Dieß ist die allgemein verbreitete Meinung in Ungarn, und es ist mir merkwürdig, daß man in ganz Unggrn weit mehr Bildnisse und Darstellungen von Attila, der Gottesgeißel, verbreitet findet, als z. B. in Deutschland von Carl dem Großen oder Arminius dem Cherusker.

In der Mitte der vorderen Klosterfronte steht ein hoher und umfangreicher Thurm, dessen Spitze zum Genusse der prächtigen Aussicht, die man vom Gipfel des „Mons tricollis“ — denn auch unter diesem Namen ist der Martinsberg berühmt — genießt, trefflich geeignet ist, denn es führt eine bequeme äußere Galerie rund um ihn herum. Es stellt sich hier den Blicken die ganze nördliche Hälfte Pannoniens dar. Man übersieht die ganze pannonische Ebene bis Preßburg und bis weit über die Donau hinaus, wo die Karpathen am Horizonte heraufdämmern. Gegen Osten sieht man nach Komorn und zu den Ofener Gebirgen hinüber, und nach Süden geht die Aussicht in den Bakonyer Wald hinein. Man blickt hier in nicht weniger als 14 ungarische Comitate (52 Comitate hat Ungarn im Ganzen).

Wir schweiften nur oberflächlich mit unseren Augen über diesen weiten Schauplatz menschlicher Lust und menschlicher Betrübniß hin. Hätten wir Alles, was

Schmerzliches und Freudiges während der Zeit unserer Augenweide dort passirte, so nahe vor Augen sehen können, hätten wir allen geistigen Bewegungen und Regungen aller der Millionen Wesen, die in den grünen, gelben, blauen und grauen Farben vor uns verborgen steckten und hausten, folgen und sie verstehen können, so hätte unser Herz wohl Gelegenheit genug gefunden zum tiefsten Mitleiden wie zur heitersten Mitlust. Aber großer Gott, wie Weniges vermag der einzelne Mensch liebend und theilnehmend zu umfassen, kaum seine allernächsten Freunde. Was geht ihm die Lust und Trauer der Millionen an? Und nun gar in einem fremden Lande?!

Es kamen einige geistliche Herren mit auf die Gallerie, und wir hatten Interpreten genug für Das, was unsere Blicke beherrschten. Der vornehmste unter ihnen aber war unser Freund aus Raab. Viele „Pusztenˮ (sprich Pusten), d. i. Landgüter, wurden uns bezeichnet als die Herrschersitze dieses oder jenes Grafengeschlechts. Eine der größten, die wir von Weitem sahen, ist die königliche Puste Babolna, auf welcher sich das berühmte Pferdegestüt befindet, welches nach Mezö Hegyes (sprich Máső Hetjes) das größte in Ungarn ist. Es liegt an der Straße von Raab nach Ofen, die allgemein in Ungarn die „Fleischhackerstraßeˮ genannt wird, wahrscheinlich wegen des vielen Schlachtviehs, das auf ihr hingetrieben wird.

Nicht weit von eben dieser Fleischhackerstraße erblickten wir deutlich das alte Schloß und Kloster Do-

tis, in welchem Matthias Corvinus gern wohnte und sich häufig aufhielt. Auch erkannten wir daneben mit dem räumlichen Perspective, welches wir zur Hand hatten, ganz deutlich im Gebirge den Eingang zu der berühmten Dotiser Grotte, und das zeitliche Perspectiv der Geschichte zeigte uns am Thore dieser Grotte eine Horde wilder Türken, welche die ganze Einwohnerschaft von 7 ungarischen Dörfern darin eingesperrt hatten und mit Feuer und Rauch ersticken ließen. Man hat später nicht weniger als 20 Wagenladungen mit menschlichen Knochen daraus hervorgefahren. Es sind in allen den von Türken einst beherrschten Gebieten sehr viele solcher Höhlen, welche diese türkische Völkerfluth ebenso mit Menschenknochen anfüllte, wie die vorhistorischen Wasserfluthen andere Höhlen mit unzähligen Thierknochen vollschwemmten.

Nicht weit davon in demselben Gebirge zeigten sich unseren Gläsern und Augen die Olmascher Steinbrüche, aus deren Gewölben und Gängen die Festungswerke von Komorn hervorgeschafft wurden. Die Umgegend der Städte Papa, Güns und Steinamanger, die wir bisher nur mit schwarzen Strichen auf den Landkarten gesehen hatten, wurde nun auch unserem Geiste klar und ging uns in grünen und bläulichen Farben deutlich auf. Dorthin liegt das Schloß Szolgagyör (sprich Ssolgajör), die Besitzung der Familie Hunkar, und dorthin das Schloß Kynisc, wo die beiden Türkenhelden Zriny und Pal begraben sind. Letzterer war so stark, daß er mit einem erschlagenen Türken im Munde, wenn er

ihn mit seinen Zähnen gefaßt hatte, ungarisch tanzen konnte. Von den Marmorplatten, auf denen ihre Statuen liegen, sind die Köpfe der letzteren abgeschlagen.

Im Süden breitete sich der nahe grüne Bakony aus, dessen Gipfel und Thäler mit einem fast ununterbrochenen Eichenwalde bedeckt sind. Tannen und Fichten giebt es gar nicht in ihnen.

In ganz Ungarn sind die Benedictiner ein sehr verbreiteter Orden. Und wie der Martinsberg ist der Gipfel noch manches anderen ungarischen Berges mit einem ihrer Klöster geschmückt, denn nach dem Beispiele ihres Mutter- und Stammklosters auf dem Monte Casino haben sie ihre Niederlassungen gewöhnlich auf Bergen begründet. Aber nirgends sind sie mächtiger als in diesem Theile des Landes, den wir überblickten. Die Besitzungen der Martinsberger breiten sich sehr weit im Bakony bis an den Plattensee und bis an die Donau und zu den Dotiser Bergen aus. Sie haben hier 3 Nebenabteien, die vom Erzprälaten mit Aebten besetzt werden. Es wohnen auf Martinsberg jetzt 52 geistliche Herren, im Ganzen aber gehören dazu 196 Mönche. Es hängen 2 Akademieen, die von Preßburg und die von Raab, und 8 Gymnasien (das von Raab, Komorn, Güns, Oedenburg, Papa, Gran, Preßburg und Tyrnau) und 15 Pfarreien von diesem Kloster ab, das alle die Professoren-, Lehrer- und Pfarrstellen aus seiner Mitte besetzt. Der Erzabt von Martinsberg hat daher, so zu sagen, das ganze geistliche Wohl und zu nicht ganz kleinem Theil auch das weltliche

der Menschen von mehr als 200 Quadratmeilen in Händen. Es war daher auch kein Wunder, daß, weil eben die Wahl eines neuen Erzabtes betrieben werden sollte, die Bevölkerung der ganzen Umgegend sehr auf den Ausgang gespannt war. Ueberall hörte ich von dieser Wahl und den dabei zu fürchtenden Cabalen oder zu hoffenden Maßregeln sprechen.

Der Nachmittag war wunderschön gewesen, und ich konnte mich nicht von dem herrlichen Schauspiele auf unserer Thurmgalerie trennen. Es wurde Abend, und wir plauderten oben noch immer deutsch, ungarisch und lateinisch durch einander. Wie die Russen Französisch und Russisch — wie die Elsasser Französisch und Deutsch, so mischen die Ungarn in ihrer Conversation beständig Deutsch und Ungarisch durch einander, bald zu der einen, bald zu der anderen Sprache übergehend, wenigstens in Anwesenheit eines Deutschen, muß ich hinzusetzen. Eine unzählige Menge von deutschen Worten und Redensarten haben sie in ihre Sprache aufgenommen. Und obgleich sie seit einiger Zeit bedeutend Jagd darauf machen und alle zum Lande hinaustreiben wollen, so giebt es doch, besonders unter Denen, welche sich in Wien aufgehalten haben, Viele, die sich dieß nicht abgewöhnen können. So z. B. kannte ich Einige, die, wenn sie etwas versichern wollten, immer das deutsche „auf Ehre“ einmischten, z. B.: „Auf Ehre! azt számba sem veszem.“ Auf Deutsch würde dieß bekanntlich heißen: „parole d'honneur! das bringe ich gar nicht in Anschlag.“ Denn wir wenden

uns an die französische Sprache in eben den Fällen, in welchen sich die Ungarn der deutschen bedienen.

Die Sonne sank unter, es wurde dämmerig, und als ich mich abermals nach Süden wandte, sah ich mit Schrecken den finsteren und berüchtigten Bakonyer Wald ganz dunkel und unheimlich vor mir liegen. „Dieser Wald ist bei Ihnen wohl wenig bekannt?“ hob einer meiner Begleiter an. „Desto besser ist er es uns Klosterbewohnern. Denn eine unserer Abteien Tihany ist jenseits desselben am Platten-See gelegen, und eine andere liegt gerade mitten darin. Sie heißt „Bakony Bel.“ Das bedeutet so viel als „des Bakony Eingeweide oder Kern.“ Sie liegt nämlich gerade in seinem Céntrum. Wir haben daher häufig genug den Wald in die Kreuz und Quere zu durchstreifen und sind mit seiner wilden Bevölkerung befreundet und vertraut. Die ungeheueren Eichenwaldungen haben hier die Schweinezucht außerordentlich befördert, und Schweine sind hier daher das vornehmste Vieh, wie in anderen Gegenden Ungarns die Rinder, und wieder in anderen die Schafe. Als Kinder lernen die Leute in dieser ganzen Gegend, deren Existenz vornehmlich auf Schweinezucht basirt ist, nichts als Schweinehüten, kein Lesen und Schreiben, wenig Religion, und als herangewachsene Männer treiben sie auch eben weiter nichts als Schweinezucht und Schweinehut. Sie essen in der Regel nichts als Speck und Schweinefleisch, das mit Paprika dergestalt gewürzt ist, daß außer ihnen Niemand in ein so gepfeffertes Fleisch einzubeißen wagt. Dazu trinken sie ungarischen Wein,

so viel als ihr Herz begehrt. Sie führen dabei ein regelloses und hartes Leben und hausen gewöhnlich bei schlechtem und gutem Wetter Tag und Nacht im Walde. Auf diese Weise geht es ganz natürlich zu, daß sie große Freunde der égalité und liberté werden, und arge Trotzköpfe dazu."

„Man nennt diese Schweinehirten „Gonasz"*) (sprich „gonaß", die Oesterreicher sprechen gewöhnlich „Kanaß"). Sie tragen allgemein einen großen weiten Mantel, der „Köpenyeg" heißt. Das dicke, weiße, wollene Zeug, aus dem dieser Mantel gemacht ist, heißt „Szür." Es ist mit vielen rothen Schnörkeln und Blumen benäht und geschmückt, die aus rothen Lappen und rothen Fäden bestehen."

„Erlauben Sie," unterbrach ich bei Gelegenheit dieser Lappen meinen Erzähler. „Dio Cassius, wie ich mich erinnere bei Mannert gelesen zu haben, spricht auch von Lappen (Panni), — wenn ich doch nur gewiß wüßte, ob es rothe gewesen wären! — mit welchen die Pannonier ihre langen Aermel und wahrscheinlich auch die Mäntel selbst besetzt hätten, und meint sogar, daß sie und ihr Land Pannonien davon den Namen haben möchten. Vielleicht sind diese Bakonyer Köpenyegs schon damals hier getragen worden?"

---

*) Ich glaubte Anfangs, daß dieß Wort slavischen Ursprungs sein möchte, weil im Slavischen ein Viehtreiber einen ähnlichen Namen hat. Aber es giebt auch im Ungarischen ein Wort „gonosz", welches so viel als ruchlos, lose heißt. Vielleicht haben die Bakonyer Schweinehirten daher ihre Benennung.

„Das ist wohl möglich," erwiderte mein Freund, und ich muß sagen, ich fand später diese Möglichkeit noch wahrscheinlicher. Denn es wird diese Art von Köpenyegs, an denen die langen Aermel immer schlotternd herunterhängen, nur im pannonischen Ungarn getragen und kommt jenseits der Donau im dacischen Ungarn gar nicht mehr vor. Die Kleidung ist also wahrscheinlich nicht ächt magyarisch, — sondern pannonisch. Freilich waren nun die Pannonier des Dio Cassius keine Magyaren. Aber es ist ja wohl möglich, daß ein Volk in die Kleiderhülle eines anderen hineinfährt und sie sich aneignet, ohne übrigens etwas von seiner Eigenthümlichkeit abzulegen. Auch fällt an den pannonischen Leuten noch jetzt jedem Fremden gleich Anfangs nichts mehr auf als diese mit Roth besetzten und gezierten Mäntel, und sie mochten daher auch dem Dio Cassius besonders in die Augen gesprungen sein.

„Ich bitte, fahren Sie fort, geistlicher Herr!"

„Auf diese Weise, wie ich sagte, verhält sich die Sache mit der Erziehung der „Gonaszen." Es ist eine allgemeine Erscheinung auf dem ganzen Erdboden, daß die Hirtennationen auch zur Räuberei geneigt sind. Das Schweifende und Unstäte ihres Lebens verleitet sie von selbst dazu. Dabei sind sie unverweichlicht und stark und bedienen sich dann zuweilen ihrer Stärke gegen die angesiedelten schwächeren Bürger, die ihnen verhaßt sind. In der Regel verhält es sich mit allen Bakonyer Hirten so, daß man nicht recht zu sagen weiß, ob es ehr-

liche Viehhüter oder Räuber sind. Ein ungarischer Dichter sagt von ihnen:

Fern von Liebe, Lust und Leben
Weil' ich hier im düstern Wald,
Wo im Sturm' die Eichen beben,
Und der Wölfe Heulen schallt.
Sonnenschein und Sturmeswüthen
Schwärzten Brust mir und Gesicht,
Und die borst'ge Heerde hüten
Im Gebüsch ist meine Pflicht.
Keine Menschenstimme bringet
Durch die Oede an mein Ohr,
Selbst das Vöglein flieht und singet
Lieber fern in Busch und Rohr.
Aus dem Thale nur zuweilen,
Summt herauf der Glocke Klang ꝛc. ꝛc.

Und daher kommt es, daß wir in Ungarn nach unserem Gesetz in der Regel den Gonasz, der ohne Erlaubniß seines Grundherrn die Heerde verläßt, ohne Weiteres als Räuber ansehen und als solchen eine Zeit lang in's Gefängniß stecken. Uebrigens sind diese Kerle gar keine so üblen Leute. Den Armen thun sie in der Regel gar nichts und lassen sie großmüthig laufen. Sie haben es mehr auf die reichen Edelleute abgesehen. Denn, wie gesagt, sie sind Patrioten und Freunde der égalité und liberté. Auch uns Geistlichen lassen sie in der Regel ungeschoren, denn sie haben Respect vor uns. Aber noch vor zwei Jahren haben sie ein herrschaftliches Kastell überfallen, ausgeplündert und 17,000 Gulden daraus geraubt. Nach 6 Monaten sah ich freilich dafür auch schon die Spatzen in den Höhlen ihrer Schädel sitzen."

„Ihre Hauptwaffe ist der „Czakany“ (sprich Tschakanj) oder, wie es auf Deutsch heißt, das „Hackerl.“ Dieses „Hackerl“ ist ein kleines, zierlich geformtes, eisernes Beil an einem etwa drei Schuh langen Stiele. Es ist ein Stockhammer oder Streitbeil. Gewöhnlich gebrauchen sie dasselbe als Spazierstock, dann als Hirtenstab, auch um sich Holz im Walde zur Feuerung zu fällen; dann, wenn sie im Walde zusammenkommen, amüsiren sie sich auch damit, mit dem Czakan nach irgend einem ausgesteckten Ziele zu werfen, und durch diese Spiele haben sie eine so außerordentliche Geschicklichkeit im Zielen und Werfen des Czakan erhalten, daß sie auf 30 — 40 Schritte weit jedes beliebige Wesen oder Ding damit auf's Haar zu treffen wissen.“

„Ich habe einmal in Pesth einem merkwürdigen und interessanten Vorfalle beigewohnt, der mir die Sicherheit dieser Leute im Werfen des Czakan beurkundete. Ein Paar Gonaszen hatten zwei Büffel in Ofen zum Verkauf eingetrieben. Denn außer Schweinen geben sie sich nur noch zuweilen mit diesen Thieren ab. Jene beiden Büffel waren nun, ich weiß nicht wodurch, wild geworden und wüthend durchgegangen. Sie rannten in Galoppsprüngen den Bergweg der Ofener Festung hinab, stürzten hier auf die Donaubrücke und brachen auf der anderen Seite der Donau am Pesther Ufer mitten in ein großes Marktgetümmel von Menschen ein, wo sie viel Unglück hätten anrichten können. Die Gonaszen waren zu Pferde immer hinter ihnen drein. Den einen der beiden Büffel,

der am Ende der Brücke stutzte und zusammenstürzte, bekamen die Leute ohne Weiteres fest und banden ihn. Hinter dem anderen aber, der zwischen den Marktzelten wüthete, Alles umstieß und die Menschen zu zertreten drohte, jagten die Gonaszen mit ihren geschwungenen Beilen her. Da kein anderes Mittel war, das wüthende Thier zu besänftigen, so warfen sie ohne Weiteres mit ihren Hackerln darnach und trafen auch aus allem Gewühl heraus vom Pferde herab so richtig das Genick des Büffels, daß er auf der Stelle betäubt zu Boden fiel und dann völlig getödtet wurde."

„Auf solche Weise lernen sie nun die unglückselige Geschicklichkeit des Beilwerfens, die sie dann später nicht blos an Bäumen und Büffeln, sondern auch an Menschen exerciren. Kommt's unter ihnen selbst zum Streit, so spielen die Beilwürfe dabei oft eine ebenso große Rolle wie bei den Mißhelligkeiten der Spanier die Dolchstiche. Es kommt nicht selten vor, daß, wenn ein paar dieser Kerle sich Anfangs schelten und dann zu Thätlichkeiten übergehen, man sie plötzlich auseinanderfahren und in eine gewisse Distance sich von einander entfernen sieht, um den gehörigen Raum zum Beilschwingen und Beilwerfen zu gewinnen. Wollen sie Jemanden überfallen, so senden sie ihm auch aus dem Gebüsch einen Beilwurf zu, wie andere Banditen einen Pistolenschuß."

Ich konnte mich hierbei nicht enthalten, der Rusnaken und anderer Völker in den Karpathen, so wie auch der Russen zu gedenken und zu bemerken, eine

wie große Rolle das Beil bei allen diesen an Wäldern gesegneten Nationen spiele, — als Vertheidigungswaffe zum Hauen, — als Angriffswaffe zum Werfen, — als Schmuck (ein Rusnake trägt sein Beil so stolz im Gürtel wie ein Türke seinen Yatagan und braucht es auch bei'm Tanz wie der Spanier die Castagnetten), — als Säge, Messer, Hobel, — mit einem Worte als ein wahrer Proteus von Instrument. Im ganzen westlichen und südlichen Europa kommt diese Erscheinung nicht vor.

„Man kann nicht sagen, daß der Bakony gerade immer voll von ausgemachten Banditen ist, aber er hat stets Ueberfluß an Menschen, die zur Räuberei aufgelegt sind, und ganz kann man ihnen nie trauen, ausgenommen wenn man sich in ihren Schutz begiebt, sie in ihren Waldhütten und bei ihren Waldfeuern aufsucht und sich im Gespräch bei ihnen niederläßt. Dann sind sie die offenherzigsten, ehrlichsten und gastfreundlichsten Leute von der Welt. Ich habe sie oft auf diese Weise besucht und interessante Stunden bei ihnen verlebt. Zum letzten Male war ich vor zwei Jahren bei ihnen, gerade zu der Zeit, als die letzte unter ihnen entstandene große Bande, unter der Anführung des berüchtigten Sobri (sprich Schobri) gesprengt, und die Hauptbanditen eben eingefangen und an den Galgen gebracht worden waren. Der Sobri, ein junger schöner Mensch von 22 Jahren, hatte 3 Jahre hindurch alle Meierhöfe, Arrendatoren und Edelleute rund um den Bakony herum in Angst und Schrecken

erhalten, und es dauerte lange, bis man seiner und seiner vornehmsten Genossen, des Múlfayd, Japandur und Mogor habhaft werden konnte. Denn die Leute waren ebenso schlau als kühn, und übrigens halfen ihnen, wie das denn so gewöhnlich ist, die Bauern überall durch, die Weinschenken machten ihre Hehler, und die Müller und Meierhofspächter mußten sich mit ihnen abfinden. Endlich wurden alle Panduren der umliegenden Comitate und viele Truppen gegen sie aufgeboten. Da wurden sie denn zuletzt umzingelt und in einem blutigen Gefechte besiegt. Múlfayd, Japandur, Mogor und andere wurden gefangen genommen. Ueber das Schicksal des Sobri ist das Publicum nicht einig. Einige behaupten, er habe sich durchgeschlagen und sei mit großen Schätzen nach Amerika entkommen, wo er noch lebe. Andere sagen, er habe sich selbst getödtet, als er die Niederlage der Seinigen gesehen habe, wieder Andere, er sei im Kampfe von den Panduren erschossen worden. Letzteres ist das Wahrscheinlichste. Denn nach einiger Zeit wurde ein Leichnam als der des Sobri ausgestellt, und seine Aeltern sollen ihn auch als den ihres Sohnes erkannt haben. Viele der Räuber wurden erschlagen, viele aber auch gar nicht als Räuber erkannt und entdeckt. Diese zogen sich wieder ruhig zu ihren Schweinen zurück und sind nun wieder ehrliche Schelme von Gonaszen, Schweinehirten."

„Eine Partie von diesen besuchte ich damals aus purer Neugierde, um mit ihnen über das Vorgefallene zu reden. Ich traf sie im Walde neben ihren Stroh-

und Laubhütten bei'm Feuer gelagert, 7 an der Zahl. Man muß sie nur mit dem Worte „Agyasiök“ anreden. Dieß bedeutet „Gevattersleute“, und das hören sie gern. Sie fassen dann gleich ein gutes Vorurtheil für den Gast. „Jonapot agyasiök!“, (guten Tag, „Gevattersleute“) sagte ich zu ihnen. „Jonapot!“ guten Tag, Gevattersmann“, antworteten sie mir schmunzelnd und luden mich ein, näher zu kommen, blieben aber ruhig bei'm Feuer liegen. Ich betrachtete sie mir, diese braunen, kräftigen und wilden Gestalten. Sie waren alle ganz „nationalisch“ (österreichischer Provinzialismus) gekleidet, und ihr rabenschwarzes Haar glänzte von Schweinefett, ihrer einzigen Pomade. Ich gebrauchte aber auch noch einen anderen Vortheil, um mich bei ihnen in Gunst zu setzen. Ich bin nämlich sehr stark in den Armen. Da ich nun einen dicken Stock neben ihnen liegen sah, einen solchen, wie sie zum Dreinschlagen in die Hunde oder auch gegen die Wölfe gebrauchen, so fragte ich sie, ob sie wohl glaubten, daß ich diesen Stock in vier Stücke zerbrechen könnte. Da sie mir Freiheit gaben, es zu thun, so zerbrach ich ihn wirklich in vier Stücke. Sie sind große Verehrer körperlicher Stärke, und nun standen sie vom Feuer auf, hießen mich herzlich willkommen und nöthigten mich zum Sitzen. Ich sagte, ich möchte zuvor noch gern einmal mit ihnen ringen. Ich warf zwei in das Gras, der dritte, stärkere that mir freilich dasselbe. Doch nun war ich ihr Mann und nahm Platz in ihrem Kreise. Das Feuer wurde von Neuem angeschürt, und zwei schlepp-

ten einen großen trockenen Baumstamm heran, den sie mit kleinem Holze vorn anzündeten und immer nachschoben, je mehr vorn abbrannte. Die vertrockneten Zweige wurden dabei stets abgebrochen und wieder vorn hingelegt, so daß der dicke Stamm als Stammhalter der Gluth nur, so zu sagen, in der Flamme dieser Zweige verglimmte."

Mir war es, nebenher sei es gesagt, dabei merkwürdig, daß die wilden Bewohner des Kaukasus ganz auf ähnliche Weise Feuer anmachen.

„Sie schleppten nun Wein und Paprika-Speck herzu und fraternisirten mit mir, und als ich mit ihnen von den gehängten Gonaszen Japandur, Mogor u. s. w. zu reden anfing, meinten sie, es wäre schade um die Leute, und einer von ihnen, indem er mir vertraulich auf die Schultern klopfte und ein halb freundliches, halb trauriges Gesicht dazu machte, sagte: „Ach mein lieber Herr, agyümöles nek sze pit függesz tick föl, d. h. nur das Auserlesenste des Obstes hängt man auf.". — Die schönsten Weintrauben nämlich pflegt man in Ungarn, zierlich geschmückt, bei Beendigung der Lese an Stäben aufzuhängen, mit Musik heimzutragen und auch im Hause noch zu bewahren. Mit diesen auserlesenen Trauben wollte mein Gonasz jene Räuber vergleichen, und man kann das sicherlich eine ächte Räuberredeweise nennen."

„Daß überhaupt alle Gonaszen eine beständig regsame Räuberphantasie haben, zeigt sich schon darin, daß sie sich immer untereinander nichts lieber als Räuber-

geschichten erzählen. Die Räuber werden wie Helden gelobt, wodurch natürlich manches junge Blut, das zuhört, erhitzt und zu gleichen Thaten angeführt wird. Es ist weit weniger Armuth und Habgier bei ihnen als Thatendrang, der sie zu Räubern macht. Denn ihre Kleidung und Nahrung genügt ihnen vollkommen. Unter anderen Umständen würden sie statt Räuber Helden sein und sind es auch, wenn sie als Kämpfer in die ungarischen Regimenter eintreten."

„Wenn sie bei einander sitzen, werden immer die Geschichten von Sobri repetirt, oder die Geschichte von jenem Räuber, der schon eingefangen war und dem der Pandur bereits Braten und den beßten Wein als seine Henkersmahlzeit servirte. Beide zechten zusammen, am Morgen aber, als der Pandur den Räuber zum Galgen führen wollte, war er entsprungen. Später fing der Räuber seinen Feind, den Panduren, einmal, und eingedenk der Henkersmahlzeit traktirte er ihn wieder mit Wein und dem trefflichsten Schweinebraten und ließ ihn zur Dankbarkeit hinterher auch frei, wie — dieser ihn frei gelassen hatte. Die Panduren selbst, die ärgsten Feinde, die Hetzhunde der Räuber, sind ganz ebenso eingeübt wie sie und haben außer ihrem Säbel und ihren Pistolen auch eben einen solchen Czakan, mit dem sie wie die Räuber zu werfen verstehen. Zuweilen ist auch den Panduren selber nicht zu trauen, denn ihrer Selbsterhaltung wegen müssen sie unter Umständen durch die Finger sehen und mit den Wölfen heulen. Ja es sind wohl schon Panduren zu den Räubern über-

gegangen, wie man aber auch umgekehrt zuweilen recht ausgelernte Schelme zu Panduren macht, damit sie den Räubern besser nachspüren können."

„Auch im Jahre 1831 war eine große Räuberbande ruchbar, und die 36 Panduren des Vesprimer Comitats wurden auf sie losgelassen. Diese bekamen endlich die Räuber zu Gesicht in einer Glashütte, in der sie sich, 12 an der Zahl, befestigt hatten. Die Panduren belagerten die Glashütte und tödteten oder verwundeten am Ende alle Räuber bis auf einen, der noch unverletzt war und der sich nicht ergeben wollte. Nach langem Hin- und Herschießen, wobei der Räuber immer trefflich traf, trat endlich, um noch mehr Blutvergießen zu vermeiden, ein Pandur hervor und sprach zum Räuber: „Agyafiök," tapferer Gevattersmann! Machen wir einen Augenblick Waffenstillstand. Du bist erhitzt und durstig. Trink einmal aus meiner Tschutora!" (hölzernen Flasche). Der Räuber nahm dieß an, und der Pandur reicht ihm die Weinflasche hinauf. Unterdessen aber schleicht ein anderer Pandur, mit dem sich jener verabredet hatte, hinter ihm her und feuert unter seinem Arme dem armen Räuber in's Gesicht, und dieser fällt todt herab. Die Panduren sind immer listiger und tückischer als die Räuber. Nun fing man auch noch einige der übrigen Verwundeten lebendig. Sie wurden curirt und dann gehangen. Am zweiten Tage nach ihrer Hinrichtung waren ihnen schon ihre Gatjen (Hosen) ausgezogen und entwendet."

„Uebrigens haben die Gonaszen auch viel Poesie

und wissen gar manche romantische Geschichte von den Burgen und Burgruinen, die am Rande des Bakonyer Waldes liegen, zu erzählen. So erzählten sie mir an jenem Abende eine von einer benachbarten Burg, die wirklich so tragisch ist, daß sie sich zu einem Drama eignete.

Nicht weit vom Plattensee, in der Nähe von Tapolyza, liegen zwei Kegelberge, mit Burgruinen bedeckt. Diese Ruinen waren einst schöne Schlösser, und das eine hatte einen Herrn, Namens Gyulasy (sprich: Djulasi), und das andere eine schöne junge Herrin, die Fürstin Erzsebet (Elisabeth). Erzsebet wurde von glühender Liebe zum Gyulasy verzehrt, die dieser aber nicht erwiederte. Er verschmähte ihre Hand und holte sich eine schöne Gemahlin aus fernem Lande, mit der er glücklich lebte, weil sie ihm treu und ergeben war. Erzsebet konnte dieses Glück, das sie sich selber gewünscht hatte, nicht ohne Neid und glühenden Haß ertragen. Sie sann darauf, wie sie es stören und ihre siegreiche Nebenbuhlerin verderben möge. Eines Tages bot sich die Gelegenheit dazu dar. Der jungen Gräfin Etelka (Adele) — so hieß die Verheirathete — junger, hübscher, ritterlicher Bruder war nämlich unverhofft aus fernen Landen auf das Schloß gekommen, um seine geliebte Schwester in ihrem Hause zu besuchen. Gyulasy war leider einige Tage abwesend auf der Jagd. Die Fürstin Erzsebet, die davon hörte, baute hierauf den Plan zur Rache. Sie begiebt sich auf das Schloß ihrer Nachbarin und heuchelt den Geschwistern Freude an dem süßen Glücke des Wiedersehens. Sie hatte

aber ihre Späher ausgestellt, um Gyulasy's Heimkehr von der Jagd zur rechten Zeit zu erfahren. Als sein Herannahen ihr gemeldet wird, nimmt sie rasch von den Geschwistern Abschied und reitet ihm entgegen. Sobald sie ihn im Thale trifft, redet sie ihn an und spricht: „Wehe Dir, Gyulasy! Ich war auf Deinem Schlosse. Doch was mußte ich sehen! Ich fand Deine Gemahlin in den Armen eines Buhlen. Wehe Dir, warum hast Du meine Liebe und Treue verschmäht!" und damit ritt sie weiter. Gyulasy traute nicht sofort den Worten der Dame. Aber er wollte sich doch selber überzeugen. Er ließ sein Gefolge zurück und ritt allein und still in sein Schloß ein, um seine Gemahlin zu überraschen. Er trat in ihr Zimmer und sah zu seinem Schrecken sein Weib und einen jungen Mann, Hand in Hand und zärtlich mit einander kosend, neben einander sitzen. Es übermannte ihn der Jähzorn, er stürzte herein, zog sein Schwert und stach auf der Stelle seinen Schwager, den er für einen buhlerischen Buben hielt, und seine Gemahlin, die er eine treulose Verrätherin schalt, nieder. Der junge Ritter starb sofort, ohne ein Wort zu sagen. Sie aber hauchte noch sterbend die Worte hin: „Ach, mein theuerer Bruder! — Wehe, wehe! mein Gemahl!" — Zu spät erkannte Gyulasy, zu welcher bedauernswerthen That ihn sein Zorn und die böse Erzsebet verleitet hatten. Er verfiel in die ungemessenste Verzweiflung über seine Unthat und bedeckte seinen Schwager und seine geliebte Frau mit Küssen. Der Schmerz ergriff ihn so, daß er seinen Freunden

und Rittern sagte, er wolle sich selbst entleiben, nachdem er an der grausenhaften Erzsebet Rache genommen. Aber das Letzte hatte er nicht mehr nöthig, denn man meldete ihm alsbald, daß seine Reiter schon den Leichnam derselben in den Hof brächten. Man habe ihn an dem Abhange eines Felsens zerschmettert gefunden. Wahrscheinlich hatte die Böse nämlich sehr rasch nach ihrer Burg reiten wollen, war dabei aber auf Nebenwege gerathen, und böse Geister, die Rachegeister ihrer schwarzen Verrätherei, ließen sie von jenem Felsen herabstürzen. Da entleibte sich Gyulaky selbst über den Leichnamen seiner Frau und seines Schwagers, und da Alle einsahen, daß er mit seinem ungeheueren Schmerze im Herzen nicht mehr leben könne, so wagte es Keiner, ihn daran zu hindern. Erzsebet's Leichnam wurde den Ihrigen ausgeliefert, und die anderen drei zusammen neben Gyulaky's Burg auf dem Gipfel des Berges begraben. Die Schlösser wurden seitdem nicht mehr bewohnt und zerfielen über ihren Gräbern in Ruinen. Die Besitzungen aber kamen in andere Hände."

So erzählte man mir von den Gonaszen im Bakony. Auf der Rückkehr kamen wir durch ein Dorf Nynl (d. h. der Hase), in welchem zu gleichen Theilen Lutheraner, Calvinisten und Katholiken friedfertig neben einander leben sollten. Und endlich spät in der Nacht rückten wir wieder in Raab ein, um nun noch in den Armen des bewußten ungarischen Morpheus ein wenig auszuruhen und am anderen Morgen frühzeitig zur Weiterreise auf der Donau bei der Hand zu sein.

Donaufahrt von Raab nach Pesth.

Um nach Pesth zu kommen, hatte ich die Wahl zwischen der oben bezeichneten Fleischhacker- und Postwagenstraße über Dotis — und zwischen der Kreuzfahrer- und Dampfschiffstraße der Donau. Es fiel mir nicht schwer, meine Wahl zu treffen und mich für letztere zu entscheiden, obgleich sie mit einigen Weitläufigkeiten begleitet war. Denn das Dampfschiff kommt nicht nach Raab hinauf, sondern legt zwei Meilen von da in Gönyö (sprich: Gönjö), einem kleinen Donauorte, der eigentlich als ein Nebenort von Raab zu betrachten ist, Nachmittags zwei Uhr an, und um diese zwei Meilen bis zu dieser Zeit zurückzulegen, holte man uns mit Sonnenaufgang aus dem Bette. Ein kleines Jagdschiff sollte uns auf dem Raaber Donauarme, welcher auch die „Wieselburger" oder die „kleine Donau" genannt wird, dahin bringen. Wir kamen beinahe einen Viertelstag zu früh an dem Raaber Schifffahrtsquai an. Denn bis unsere grüne Jacht mit Kisten und Kasten, mit

Waaren und Reiseeffecten, mit Kindern und dicken Weibern, mit Ungarn und Deutschen so voll gepfropft war, daß die Wellen schon anfingen über den Bord in den Schiffsraum hineinzuspülen, und daß die Schiffer dann endlich sagten, es wäre genug und wir könnten abstoßen, dauerte es noch bis über acht Uhr hinaus.

Und wir hatten so noch Zeit genug, allerhand vorzunehmen. Zum Handelsquai aus der Stadt Raab hinaus führt das sogenannte Wasserthor. Dieses Thor, sagte man mir, hätten die Türken bei ihrer Eroberung Raab's zuerst eingeschossen, und sie wären durch dasselbe eingedrungen. Wir fanden noch viele Kugelspuren in den Steinen des Thores, und wie ein ungläubiger Thomas legte ich die Hände in diese Male und überzeugte mich, daß sie von Kugeln herrühren mußten, denn es passirt mir zuweilen, daß ich an der ganzen Geschichte der Vergangenheit, die ich nicht mit angesehen habe, zweifle.

Wenn man sich unter dieses Thor stellte, so bot sich gleicher Weise sowohl dem in die Stadt Hineinblickenden als auch dem zum Wasser Hinausschauenden ein interessanter Anblick dar. Denn vom Thore in die Stadt hinein hatten sich die Marktweiber an beiden Seiten der Straßen etablirt und bildeten ein Tableau, wie es auf den Theatern im Anfange des zweiten Actes der Stummen von Portici vorkommt. Sie boten eine große Fülle der verschiedensten genießbarsten Früchte feil, und man bekam sie beinahe ebenso billig als in jener Oper die Schauspieler die ungenießbaren, fast Alles um „Scheingeld,“

z. B. zwei große Melonen um einen „Groschen Schein" — („Schein" nennt man in Oesterreich das Papier- und Kupfergeld), 70 Zwetschen ebenfalls um einen Groschen Schein und 40 Gurken für denselben Münzwerth. Zwei junge Hühner kosteten 12 Kreuzer Münze. — Nun begriff ich vollkommen, wie die ungarischen Könige sich mit Früchten den Magen verderben und davon den Tod haben konnten, nämlich Matthias Corvinus, der nach dem Genusse mehrer schönen frischen Feigen erkrankte und starb, und der Kaiser und König Albrecht, der bei Neßmühl an der Donau nach dem Verspeisen einiger Melonen um's Leben kam.

Zu der anderen Seite des Wasserthores hinauswandernd, erblickte man den Hafen und die ganze nicht unbedeutende Bewegung des Raaber Handels und Schifffahrtsverkehres. — Viele große „Hajós" (große ungarische Donauschiffe) lagen hier vor Anker, die kleineren „Ladiks" (Zillen — Kähne) daneben. Der Hauptstrom des Handels geht in dieser Gegend nämlich nicht die große breite Hauptdonau hinauf, sondern zweigt sich in die kleinere Raaber Donau, den Hauptsammler verlassend, ab. Die eigentliche Donau zwischen Raab und Preßburg ist voll Inseln, Sandbänken und Untiefen. Auch vermeiden die großen von unten kommenden Hajos das Fahren gegen den Strom des großen Wassers. Die kleine Donau ist dagegen, obgleich sie auch viele Unbequemlichkeiten, z. B. unzählige Krümmungen, hat, mehr einem Kanale ähnlich, schmäler, tiefer und ruhiger. Die großen Donauschiffe können aber auch hier nur bis

Raab kommen. Hier laden sie aus, und was noch weiter nach Wieselburg, Preßburg und Wien gehen soll, wird auf „Burtschellen," „Ladiks" und andere kleinere Schiffe umgepackt und auf der kleinen Donau nach Wieselburg geschafft.

Die vornehmsten Gegenstände des Handels sind Vieh und Getreide. Das Vieh kommt theils auf der Fleischhackerstraße, theils auf der Donau auf eigenen Schiffen, die von Dampfschiffen gezogen werden, an. Könnten die Dampfschiffe mit diesen Viehflottillen bis Wien hinaufkommen, so würden sie gewiß nicht in der Nähe von Raab ausladen. Das meiste Vieh geht dann auf Oedenburg weiter und das meiste Getreide auf Wieselburg, von wo aus dann beide Waarengattungen nach den verschiedenen österreichischen Plätzen vertheilt werden. Es sind mir nicht alle Umstände ganz deutlich geworden, warum der Getreidehandel hauptsächlich nur bis Wieselburg geht und von hier aus die Vertheilung der Frucht zu Lande betrieben wird, und warum die Körner nicht ganz zu Schiffe nach Preßburg und auch wiederum nicht zu Schiffe nach Wien gehen. Mir sagte Jemand, dieß käme zum Theil wohl daher, weil alle die für Wien mahlenden Getreidemühlen in der Umgegend der Stadt sehr weit zerstreut lägen, 4 bis 5 Meilen weit, sogar bis nahe an die ungarische Gränze. Und da nun der Landtransport in Ungarn so erstaunlich billig sei, so zögen es die Müller vor, das Getreide gleich von Wieselburg mit ungarischen Bauern zu beziehen, als es erst bis Preßburg oder gar bis Wien gehen

zu lassen, wodurch es sehr vertheuert würde. Doch kann dieß nicht der einzige Grund sein. Vielleicht wird hinter Wieselburg die kleine Donau der Schifffahrt noch ungünstiger.

Die Hauptschiffer auf dem Donaustücke unterhalb Raab sind die Raizen und dann die Magyaren. Die Raizen machen immer einen Heidenlärm, wenn sie von unten her, meistens aus dem Bannat, bei Raab ankommen. Sie begrüßen die Stadt, das Ziel ihrer Fahrt, mit unzähligen Freudenschüssen, und ebenso kanoniren sie unaufhörlich, wenn sie wieder abfahren. Auch in Raab selbst sind die Raizen, die hier eine bedeutende Colonie bilden, die vornehmsten Frucht= und Viehhändler. Uebrigens correspondiren selbst diese Raizen in ihren Handelsangelegenheiten sehr häufig deutsch. Denn die allgemeine Kaufmannssprache in ganz Ungarn ist fast durchweg die deutsche. Ich sah selbst im Bannat von Raizen geschriebene Handelsbriefe aus Raab, die deutsch abgefaßt waren, freilich mitunter in einem ziemlich unverständlichen Deutsch.

Unsere Jacht war endlich, wie gesagt, mit Menschen, Thieren und Sachen bis an den Rand voll, und die Schiffer erklärten darauf, wir könnten abfahren. Es wurde an einem langen Stricke ein kleines Pferd vorgespannt, das am Ufer hintrabte. Der Hafen der Stadt Raab entschwand unseren Blicken, und wir rauschten nun recht angenehm den schmalen Fluß hinab, auf der einen Seite das hohe Ufer des Raaber Comitats, auf der anderen die grünen und fruchtbaren

Niederungen des „goldenen Fruchtgartens" der Insel Schütt.

Ich war oben auf das getheerte Schindeldach unserer Jacht gestiegen, und es fanden sich dann noch mehre mit mir hier ein, die lieber etwas unbequem sitzen als unten im Gedränge der Passagiere der frischen Luft entbehren wollten. Für mich war unsere Dachgesellschaft so interessant als nur irgend möglich. Es befanden sich darunter mehre junge schnurrbärtige — Krämer, Lakaien, Kellner, Ladendiener, Comptoiristen, Deutsche oder Ungarn, Alles trägt in Ungarn einen Schnurrbart — Kaufleute aus Raab, einige Patrioten, ein österreichischer junger Edelmann und ich. Es dauerte gar nicht lange, daß, als wir kaum den Mund zum Sprechen aufgethan hatten, auch alle ungarischen Tagesfragen, die Sprache, die Verfassung, die Journale, die Literatur, auf's Tapet kamen und uns zu den lebhaftesten Discussionen veranlaßten, wie ich denn nirgendwo in Ungarn mit sechs, vier, drei oder noch weniger Menschen zusammengekommen bin, ohne diese Discussionen sogleich entbrennen zu sehen.

Ich war nichts weniger als den Magyaren abgeneigt, — warum sollte ein Ethnograph auch irgend einem Volke abgeneigt sein, — vielmehr war ich gewiß sehr willig, die vielen ausgezeichneten und edlen Eigenschaften dieses Volkes anzuerkennen, und ich spielte daher in dem Streite, der besonders heftig zwischen dem österreichischen jungen Edelmanne und den anwesenden Ungarn geführt wurde, gewissermaßen einen un-

parteiischen Mittelsmann. Die Oesterreicher sind gewöhnlich in Ungarn über Jegliches, was sie sehen, empört und erblicken an Allem sofort die Schattenseite, und zwar im schwärzesten Lichte. Die Ungarn machen es in Oesterreich aber ebenso, ihnen sind die Polizei, die Mauth, die Paßrevision und alle diese Dinge ein Gräuel, und sie sind dann ebenso geneigt in Oesterreich keine Lichtseite zu erblicken.

An mich, als unparteiischen Nichtungarn und Nichtösterreicher, appellirten daher gewöhnlich beide Parteien. Die Ungarn glauben zu wissen, daß Oesterreich nach Westen hin auf unser übriges Deutschland einen ebenso niederhaltenden und hemmenden Einfluß übe, als nach Osten hin auf ihr Vaterland, und daß es dort so viele Feinde zähle wie hier. Daher schließen sie sich gleich vertrauensvoller an uns Westdeutsche an, während sie dem österreichischen Deutschen überall mißtrauen.

Der Oesterreicher brach, nachdem wir eine Zeit lang auf dem Dache stumm um einander herumgegangen waren, zuerst los. Er konnte sich nicht enthalten, seinen Unmuth über den Zustand des ungarischen Landbauers, den er hier näher kennen gelernt hatte, auszulassen, und schilderte es mit grellen Farben, wie furchtbar tief er noch in der Sklaverei seufze, trotz dem mildernden Beschlusse des letzten Landtages. Dann entwarf er ein Bild von dem Wohlbefinden und dem gesetzlichen und geordneten Zustande des österreichischen Bauers. Gegen den ungarischen Bauer bekäme jeder niedrigste Edelmann Recht, ja es wäre da in der Regel von Recht oder

Unrecht gar nicht einmal die Rede. Gegen den österreichischen Bauer aber habe sogar Kaiser Franz, wie er sich selbst oft beklagt, nicht einmal Recht bekommen können, selbst wenn das Recht auf seiner Seite gewesen. Freiheit! Freiheit! schrieen die Ungarn, sagte er. Aber nur die wenigen 100,000, welche zum Adel gehörten, genössen davon, und sie alle wären oft die ärgsten Tyrannen gegen die vielen Millionen Unterdrückten. Der österreichische deutsche Bauer sei von viel edlerem Schrot und Korn als der ungarische, denn er lasse sich nichts von der Willkür gebieten, unterwerfe sich aber willig und gern dem Gesetze. Wenn man dem österreichischen Bauer nur sage: es ist dieß Gesetz, so sei er zufrieden und füge sich, selbst wenn das Gesetz etwas Unbilliges verlange. Von diesem Unterwerfen des eigenen Willens unter das Gesetz habe man in Ungarn keine Idee. Der Bauer füge sich nur der Gewalt und der Edelmann keinem Menschen und Gesetze. Er müsse freilich bekennen, daß auch in Oesterreich noch Manches besser sein könne. So z. B. sei es allerdings ein großer Mißbrauch, daß sie, die Edelleute, noch von der Militärpflicht frei wären, und auch noch sonst die Bauern viele Abgaben allein trügen. Auch wünschten sich alle gebildeten Oesterreicher eine Repräsentativ-Verfassung. „Ja," sagte er, „wenn davon die Rede ist, so stimmen wir Oesterreicher alle von Herzen darin ein. Alles, was der Wiener Spaziergänger verblümt und in Versen gewünscht hat, das ist unser aller einfacher und prosaischer Herzenswunsch. Aber selbst so lange wir noch

keine repräsentative Freiheit haben, hält doch trotz unserer unumschränkten Regierung das Gesetz mehre Menschen von oben bis unten herab in seinem wohlthätigen Schooße und Schutze als hier in Ungarn."

Die Ungarn vertheidigten sich eifrig dagegen und sagten, das Loos der Bauern sei bisher freilich schlimm bei ihnen gewesen. Allein sie seien ja auf dem letzten Landtage völlig frei gegeben worden, und nun würde das schon besser werden. Auch gäbe es viele sehr gute Edelleute und wahre Väter ihrer Bauern. Ja die allerwenigsten nur seien Tyrannen. Denn der Stock müsse nun einmal sein, so lange dieß Volk noch so sei, wie es sei. Auch sei der Stock mitunter sehr gut und wohlthätig. Das Haupt- und Grundleben eines Staates und Volkes aber sei die Freiheit von oben herab, so daß kein Despot an der Spitze stehe. Dieß sei in Oesterreich, wo der Kaiser befehlen könne, was er wolle, nicht aber in Ungarn der Fall. Sowie man nach Oesterreich komme, fühle man sich wie mit hundert kleinen Ketten belastet. Sowie man aber nach Ungarn gelange, athme die Brust frei, und man könne hier sprechen und thun, was man wolle. Das sei die Hauptsache für jeden Bürger, und alle anderen politischen Wohlthaten und Institutionen eines wohleingerichteten Staates würden dann schon später als ganz natürliche Folgen sich von selbst daraus ergeben. Es sei schon viel dafür gethan worden, und eines der Hauptstücke sei auch die Reinigung der ungarischen Sprache von fremden, namentlich deutschen, lateinischen und slavischen Worten, die man jetzt mit Recht so

eifrig betreibe. Sowie in die Freiheit auf der einen, so sei die reine und vollkommen entwickelte nationale Sprache auf der anderen Seite der Hauptnerv eines eigenen nationalen Lebens.

Auch über diese Bestrebungen für die Entwickelung ihrer Sprache lächelte der Oesterreicher etwas spöttisch und bemerkte gegen mich, wenn die Ungarn bisher noch nicht Orientalen gewesen wären, so würden sie es doch nun völlig werden. Denn das Lateinische und das Deutsche hätten sie doch bisher noch mit der ganzen Cultur des westlichen Europa in Verbindung gesetzt, und dieser würden sie nun entfallen, wenn sie sich in ihr eigenes asiatisches Idiom einhüllen wollten. Die Weise aber, auf welche sie ihre Sprache anderen Völkern mit Gewalt aufzudringen strebten, wäre barbarisch und unerhört.

Die Sprache, ihre Weiterbildung und die Fabrikation neuer Worte ist in diesem Augenblick die Lieblingsidee der Ungarn, und sie betreiben diesen Gegenstand, man kann wohl sagen, mit einer Art von Fanatismus. Als der Oesterreicher Jenes also geäußert hatte, hatte er sie daher alle auf dem Nacken, und es entstand ein allgemeines Gemurre gegen ihn. Einige, die auf dem engen Dache unserer Jacht nicht an ihn kommen konnten, perorirten darauf in ungarischer Sprache gegen einander, wovon ich nichts verstand, als einige lateinische Worte, die den Ungarn noch immer mit unterlaufen, selbst den heutigen Sprachreinigern; „Questio,“ „disputatum,“ „ratio“ und andere römische Appellativa hörte ich heraus. Ein junger hübscher Kaufmann sogar, der

bisher immer still auf einer Querstange gesessen hatte, in die deutsche Lecture der Ifflandischen Schauspiele vertieft, sah auf und sprach: „Ih neh, des versteht sich. Ane nationalische Sproache muß doch sein. Das isch gut. Und die Kroaten werden das Ungrische auch schon lernen, wie wir Deutsche es bereits gelernt haben.“ Der Oesterreicher fragte ihn schnell, warum er etwas Deutsches lese und nicht lieber etwas Ungarisches. „Ah pfui, 's isch doch nits G'scheites drunter. Wenn i Deutsches habe, weiß ich doch, was ich lese,“ antwortete er ihm.

„Ja ja,“ wiederholte ein Dritter, „ane nationalische Sproache muß doch sein.“ „Aber,“ setzte er hinzu, „die vielen Worte, die sie in Pesth backen, machen mir den Kopf zuweilen warm, ich werde sie nicht alle mehr erlernen, vielleicht meine Kinder.“ Dieß war ein deutscher Ungar. „Was soagen's da? Sie wollen die neuen Worte nicht lernen? Wollen Sie denn immer a Schwob (Deutscher) bleiben?“ rief ihm ein Anderer zu.

Als Beispiele einiger, ganz neuerdings erst von der Pesther Gesellschaft ausgeprägter Worte wurden mir folgende citirt: „szipa“ für Cigarre; „szipa“ soll so viel bedeuten als etwas Gedrehtes und dabei zum Luftdurchlaß Geeignetes, — etwa ein „Glimmstengel?“ Dieses Wort, sagte man mir, sei jetzt bereits in den meisten Cigarrenläden im Schwange und das alte Wort „Cigarre“ daraus verbannt. Die Ungarn gehen also in ihrer Lust und Freude an der Bildung eigener, vaterländischer, ächt ungarischer Worte weiter als die

sämmtlichen übrigen europäischen Nationen, die sich doch alle das Wort Cigarre geduldig haben gefallen lassen. Man sollte denken, daß bei den Sachen, die uns vom Auslande zugekommen sind, auch der ausländische Name ganz am Platze stehe, und zumal braucht man bei so unwesentlichen Dingen, wie es Cigarren sind, keinen Anstoß daran zu nehmen.

Dasselbe ist es mit dem neuen Worte „Gyógysertár“ (sprich: Jotjschertaar) für Apotheke. Sonst hieß eine Apotheke in Ungarn „Patika,“ wie man noch in allen alten ungarischen Wörterbüchen finden kann, und die ungarischen Apotheken waren mit diesem alten Namen nicht besser oder schlechter als bei dem neuen. Solche neue Worte verbreiten sich aber mit einer außerordentlichen Rapidität in Ungarn, so wie sie nur von der Pesther gelehrten Gesellschaft approbirt sind und auch als verständige Bildungen dem Publicum munden. Wir hatten in Deutschland auch einmal eine solche Periode leidenschaftlicher Umdeutschung aller fremden Worte. Aber die neuen Erfindungen blieben meistens in einigen engen gelehrten Kreisen. In Ungarn geht aber jetzt Alles gleich in's Volk über, weil diese ganze Bewegung in der Sprache von einer nationalen Bewegung im Volksgeiste selber ausgeht und von der Opposition gegen das Deutsch- und Slaventhum unterstützt wird. Das alte Wort „Patika“ ist daher auch bereits in kurzer Zeit von den Schildern aller ungarischen Apotheken verschwunden und das neue „Gyógysertár,“ welches so viel bedeutet als „Heilmittelniederlage,“ an

seine Stelle getreten. Sogar auf denjenigen Wiener Apotheken, die besonders für kranke **Ungarn** arbeiten, sieht man dieses patriotische Wort, statt des alten anrüchigen griechischen.

„Auch alle Wissenschaften haben ihre griechischen Namen verloren,“ sagte der Oesterreicher, „und vielleicht müssen sich auch nächstens die Musen ungarisch umtaufen lassen, obgleich wir anderen Europäer sämmtlich Musen und Wissenschaften gern bei ihren griechischen Namen lassen, wohl schon aus einer Art von Pietät gegen die edlen alten Griechen, denen wir beide verdanken. Philosophie hieß sonst zum Beispiel „Filozofia“ (sprich: Philosophia) ebenso wie in Paris, Madrid, London, Rom und Wien. Jetzt aber hat sie den Namen „Böltzselkedvesitan“ (sprich: Böltschellkedweschitan), d. h. „Weisheitsliebe,“ empfangen. Und gebe der Himmel, daß nun nur die ungarische Philosophie nicht eben so uneuropäisch werde, wie ihr Name klingt. — Für „Theologie“ hat man noch keinen passenden Namen finden können. Denn der, den man vorschlug, „Istanécz“ (sprich: Ischtanehz) von „Isten“ = „Gott“ ist nicht approbirt worden.“

Alle die in einem Jahre gemachten und approbirten Worte werden in einem besonderen Journale, welches die Pesther gelehrte Gesellschaft herausgiebt, gesammelt und publicirt. Dieß Journal hat den Namen: „Gyalulat,“ welches buchstäblich so viel bedeutet als „die Hobelei,“ von „gyalulni“ (sprich: jalulni), d. i. hobeln. Nomen et omen, könnte da Mancher denken.

Aber man muß gestehen, daß sie in der Regel geschickt hobeln und die Worte sehr verständig zusammensetzen. Es ist mir kein einziges so läppisch zusammengesetztes Wort vorgekommen, wie man sie zuweilen bei uns in Deutschland gebildet hat.

Seit dieser Wortbildung in Pesth werden nun auch keine Concerte mehr in Ungarn gegeben, sondern statt dessen „Hangverseny“ (sprich: Hangwerschenj), d. h. „Tonwettstreite.“ Und man trinkt nicht mehr Punsch, wie sonst wohl, sondern „Zagywa“ (sprich: Satjwa), d. h. „flüssiges Gemenge,“ von zagywalni, d. h. vermischen. In allen Schenken versteht man bereits das neue Wort: „Zagywa“. Denn Jeder hat seine Freude an diesen neuen Worten und trägt sein Möglichstes dazu bei, sie zu verbreiten. — „Zene“ (sprich: Senne) ist das neue Wort für Musik, welches ungefähr so viel bedeutet als „Geschalle.“

Während andere Völker, z. B. die Franzosen, fremde Sprachen, z. B. das Griechische, sehr geeignet gefunden haben, aus ihnen den Bildungsstoff für neue Worte, die bei neuen Dingen nöthig wurden, zu nehmen, z. B. „pyroscaphe,“ „chilogramme“ und tausend andere Worte (ist das Armuth der französischen Sprache?), oder wie wir Deutsche, die wir für jede neu begründete wissenschaftliche Lehre oder für jedes rein scientivische Hülfsinstrument gewöhnlich aus dem griechischen oder lateinischen Sprachgeiste heraus die neuen Namen bilden, — machen die Ungarn jetzt für jedes neue Ding, das sie kennen lernen, einen eigenen ungarischen Namen. So

z. B. sagen sie für Pyroskaph oder Dampfschiff „Gözös" (sprich: Gōchhōs), d. h. „Dampfer," von „Göz" = Dampf.

Ja sogar der Doctortitel, dieser alte, ehrwürdige europäische Titel, den man sich in der ganzen Welt gefallen ließ und vor dem man vom Vorgebirge Finisterra bis zum Nordcap Respect und Achtung hat, vertauscht man jetzt mit dem Worte „Tanari." Und wenn nun später ein solcher weder Lateinisch noch Deutsch sprechender „Tanar" zu uns kommen wird, so mag er uns zehn Mal wiederholen, daß „tanar" von „tan", Wissenschaft, herkommen und so viel bedeuten soll als „Doctor," wir werden ihm doch nicht recht glauben und ihn mit uns übrigen Doctoren nicht in gleiche Rechte treten lassen wollen.

Sogar die kleinen Federmesser, die man in der Tasche hält, und die sonst „pennizilus" hießen, hat man nicht in Ruhe gelassen. Sie heißen nun „telmezzökes", d. h. „Federschneidemesser." — Ja da mochte unser Ungar wohl mit Recht ausrufen: „der Teufel merke sich das Alles! Wer jetzt nicht alle Jahre einmal nach Pesth kommt, oder wer sich nicht alle neuen Dictionäre und Dictionärzusätze und Nachlieferungen anschafft und fleißig und täglich in den Journalen lies't, in denen man die neuen Worte immer zuerst gebraucht findet, der versteht die neuen Ungarn bald gar nicht mehr und kann am Ende gar kein neues ungarisches Buch mehr lesen." Ich habe sehr oft alte Ungarn in Kaffeehäusern ihre Nachbarn fragen hören, was dieses

oder jenes ungarische Wort auf Ungarisch bedeute. Einen sah ich einmal ein Journal ärgerlich auf den Tisch werfen, indem er sich seine Brille hastig von den Augen riß und sagte: „es sei nicht zum Aushalten mit allen diesen neuen Worten. Bei jeder Zeile müsse er nachdenken, was es sei.“ Indem ich dieß anführe, will ich indeß keineswegs, ich protestire im Voraus dagegen, gesagt haben, daß die ganze Sache zu verwerfen sei. Es ist natürlich jede Neuerung, sie mag gut oder schlecht sein, anfangs unbequem und hat ihre Feinde. Ich werde später auf diesen so interessanten Gegenstand öfterer zurückkommen.

Unter solchen Verhandlungen schwammen wir die kleine Donau hinab. Unser Einspänner trabte immer zu. Die Gegend war zum Theil lieblich, und endlich kamen wir in das Wasser der großen Donau, wo wir das Schiff von einer Pferdekraft mit einem sechszigpferdekräftigen vertauschen sollten.

Der Anblick des großen mächtigen Stromes, der sich majestätisch daher wälzt, erfüllte uns alle mit Freuden. Auf dem vorderen Ende unserer Jacht standen die ungarischen Worte: „Isten velünk“ (sprich: „Ischten wellünk), d. h. „Gott mit uns,“ und hinten lautete der Revers: „Senki elemink,“ d. h. „wer wird denn wieder uns sein?“ Solche gute Sprüche konnten wir auf dem mächtigen Strome wohl brauchen. Denn unser Schiff war so schwächlich zusammengenagelt, daß es, wie es schien, bei jedem kräftigen Stoße auseinandergehen mußte. Einen kleinen Puff konnte es indeß

wohl noch vertragen, wie wir bald wahrzunehmen Gelegenheit hatten, denn Gott war allerdings mit uns, wie er es denn immer im Glück und im Unglück ist; aber ein großer „Zwiselstrick" war wider uns. Als wir nämlich in die große Donau einbogen und nicht fern vom Ufer hintrieben, begegnete uns gerade ein großes Donauhajo, von 50 Pferden gezogen. Der große, von dreimastigen, aus dicken Baumstämmen zusammengeschlagenen Böten getragene Zwiselstrick wurde auf Commando etwas niedergelassen, indem die Pferde anhielten, um uns über den Strick weg passiren zu lassen, wie das in solchen Fällen gewöhnlich ist. Ich weiß aber nicht, wie es kam, entweder waren wir zu langsam, oder die 50 Reiter zu ungeduldig und zu wenig rücksichtsvoll gegen unser kleines Fahrzeug. Genug, noch ehe wir das Zwisel passirt hatten, hörten wir schon die Leute mit dem wilden Geschrei: „He he! ho ho!" ihre Pferde wieder antreiben. Der dicke Strick hob sich dicht vor unserem Schiffschnabel in die Höhe und straffte sich in einem Augenblick an. Es fehlten zwei Zoll, so wäre er unter unseren Kiel gekommen, und dann hätte unsere Feluke mit ihrem ganzen Inhalt ein Donaubad genommen. Mit Anstrengung aller ihrer Kräfte stoppten unsere Schiffer noch eben zur rechten Zeit. Doch wurde unser Schiff, an dem Seile hinstreichend, vom Strome in zwei Augenblicken gerade auf eines der das Zwisel tragenden und bereits wieder gegen den Strom hinanrauschenden Böte geschlagen, das mit seiner Vorderspitze gerades Weges in die Wand unserer Cajüte

einsetzte, dort ein Treppe und einige Breter zerbrach und im Inneren des gefüllten Raumes eine Menge Gesichter erblassen, mehr als eine Nase erröthen und zwei Paar Augen erblauen machte. Es ist mir ein Wunder, wie wir im Ganzen noch so glücklich davon kamen. Denn ich sah so viel mit Sicherheit vom Dache herab, daß wir einer Assecuranzcompagnie in diesem Augenblicke für unser Leben vielleicht 90 Procent Prämie hätten bezahlen müssen, wo nicht noch mehr. Es passiren sehr häufig solche Unglücksfälle mit diesen Zwiselstricken, die, wenn sie von 50, 60 bis 80 Pferden angezogen werden, wohl im Stande sind, auch ein großes Schiff aus dem Wasser und aus dem Gleichgewichte zu heben. Die Schiffszieher an der Donau sind ein wildes und rohes Volk, und wer kann ihnen beweisen, daß sie Schuld haben, besonders wenn, wie das oft der Fall ist, sich auch Bauernedelleute unter ihnen befinden. Wir drohten ihnen von Weitem, aber sie waren so entfernt, daß sie uns kaum sehen konnten. Wir drohten und schalten auch zum großen „Hajo" hinüber, aber auch der schwamm fern von uns in Mitte der Donau. Angehalten wurde für uns nicht zum zweiten Male, und wir mußten nun sehen, wie wir unter dem Stricke wegkamen, über welchen wir eigentlich hätten hinüber passiren sollen. Wenn die österreichischen Deutschen sich, wie sie häufig thun, etwas recht Dummes von einem Ungar erzählen, so sagen sie gewöhnlich: „Na das ist a Mol wieder recht an ungrisch Stuckel." — So sagte auch mein Oesterreicher, als wir im Begriff wa-

ren, an dem Zwiselstrick zu scheitern: „Na das ist a Mol wieder recht an ungrisch Stuckel!“

In Gönjö speisten wir zu Mittag. Es waren zwei große lange Tafeln mit lauter Menschen, die aus Raab und der Umgegend zusammengekommen waren, um mit dem Dampfer nach Pesth zu gehen, wo in dieser Zeit eine große Messe abgehalten werden sollte. Ich bemerkte, daß an dem einen Tische mehr deutsch, an dem anderen aber bloß ungarisch gesprochen wurde. Doch kam es selbst an unserem deutschen Tische sogleich zum Ungarischen, wenn ein kräftiger Witz gemacht wurde und Scherz und Lachen an die Reihe kamen. An dem ungarischen Tische präsidirte ein ächter alter Magyar, der, je mehr er von uns herüber deutsche Laute vernahm, desto lauter die ungarischen Sprachtöne erschallen ließ. Er hatte einen weißen breitkrämpigen Filzhut auf, wie sie in Ungarn von den Landedelleuten viel getragen werden. Und als nach der Mahlzeit einer meiner Tischfreunde ihn um eine Cigarre bat und sich dabei des neugedrechselten ungarischen Wortes Szipa bediente, so sagte er lächelnd: „Szipa? Freundchen, herzlich gern, da nehmen Sie; weil Sie ein ächter Magyar sind und Szipa sagen, so gebe ich Ihnen herzlich gern, was Sie verlangen. Hier haben Sie 2 Szipas. Geben Sie eine davon Ihrem deutschen Freunde da.“ — „En Magyar wagyok (sprich: Ehn Mojar wojok“), d. h. Ich bin ein Magyar, mein Herr, sprach er dann sich zu mir wendend, indem ich ihm für seine Szipa dankte. Ich sagte: „Kössenem! Kössenem!“ und es gefiel ihm über

die Maßen, daß ich mich bereits dieser ungarischen Redensart, die so viel bedeutet, als „Danke! danke!" bemächtigt hatte. Und für dieses einzige Wort stieg ich in seinem Auge sofort um 100 Procent im Werthe.

„En Magyar wagyok" ist übrigens eine sehr gewöhnliche und äußerst beliebte Redensart der Ungarn, die man sie sehr häufig bei allen möglichen Gelegenheiten vorbringen hört. Es liegt dabei die stolze Idee zum Grunde: „Ja ich gehöre zu dem berühmten Stamme der edlen Magyaren, die so viele Heldenthaten verrichtet, und habe Antheil an allen den edlen Eigenschaften, welche diese Nation auszeichnen." Sie sprechen dieß besonders dem Deutschen gegenüber oft aus und denken dann dabei im Stillen von ihm: „und was bist denn du? — a Schwoab'!" — „Ezo Nemet!" („der Deutsche der!") heißt es auch dann, wenn sie Aergerniß an einem Deutschen genommen haben. Wir Deutschen, obgleich wir wohl noch weit mehr Ursache als die Ungarn haben, auf unseren Namen stolz zu sein und uns zu freuen, daß wir als solche an den schönen Eigenschaften dieser unserer eigenen edlen Nation Antheil haben, gebrauchen nicht die stolze Redensart: „Ich bin ein Deutscher!" — aus verschiedenen Gründen, theils weil wir vielleicht zu bescheiden sind, theils auch weil wir bisher noch in unserer Nationalität nicht einig und kräftig genug waren. Ich glaube, wir thun Unrecht daran, und ich habe mich daher in fremden Ländern, wenn mir Jemand sagte: „En Magyar wagyok", oder: „Ich bin ein Pole," oder: „Ich bin ein Eng=

länder," immer jener Redensart befleißigt und sogleich geflissentlich hinzugesetzt: „Und ich, mein Herr, ich bin ein Deutscher!" Ich glaube, jeder Deutsche sollte darauf halten, jene falsche und schädliche Bescheidenheit ablegen und sich diese Redensart anzugewöhnen suchen.

Nach Tische gingen wir an den Strand der Donau, um den „Erös" (sprich Errösch, d. h. „der Starke"), einen der größten Donaudampfer, der vornehmlich nur als Remorqueur dient, ankommen zu sehen. Er schleppte nicht weniger als 2000 Schweine aus der Türkei hinter sich her, die auf einer Flotille von 3 Schiffen nebst noch einigen Anhängseln vertheilt waren. Ehemals wurden die Schweine alle auf den weiten Landwegen durch Ungarn nach Oesterreich hin getrieben. Mit einem Theile geschieht dieß auch noch jetzt, z. B. mit denen, die aus den Bakonyer Eichenwäldern kommen, und die man in Oesterreich „Bagauner" nennt. Die, welche aus Slavonien, Syrmien, Serbien, der Walachei und Bosnien kommen, werden in Semlin, Neusatz oder Essek eingeschifft und sehen sich nun per Dampf in wenigen Tagen aus ihrer Heimath zu den Schlachtbänken der Oesterreicher versetzt.

Die Schiffe, welche man für diesen Zweck construirt hat, sind sehr gut eingerichtet, und die Schweine haben es darin ohne Zweifel viel bequemer als die armen Negersclaven auf den spanischen Sclavenschiffen. Sie haben 2, einige auch 3 Etagen übereinander, die wieder in eine Menge kleiner Schweinekasten abgetheilt sind, in welchen die Thiere zu 12 oder 15 abgesperrt wer-

den. Die Kasten sind alle aus starken hölzernen Stäben gebaut und auch nach außen gegittert, so daß überall frische Luft durchziehen kann. Rund um jede Etage herum führt ein Gang, sowie ebenfalls mitten in jeder Etage sowohl der Länge des Schiffes nach, als in die Breite, Gänge laufen, damit die Leute der Fütterung und der nöthigen Aufsicht wegen überall bequem zukommen können. Sie werden unterweges mit Kukuruz (türkischem Weizen) gefüttert. Das Rindvieh, das ebenfalls in großen Zügen aus den türkischen und ungarischen Provinzen nach Oesterreich kommt, wird noch nicht auf der Donau befördert, wahrscheinlich, weil es mit seinen breiten Hörnern und hohen Beinen zu viel Raum wegnehmen, und weil auch wohl die Fütterung zu schwierig sein würde.

Es wurden sofort von den Schiffen nach dem Ufer Brücken gebaut und die grunzenden Thiere ausgeschifft. Die Flottille, als sie ihre Kasten leerte, verbreitete einen abscheulichen Gestank, und die schreienden, quickenden, grunzenden dummen Thiere wurden von ihren syrmischen und serbischen Wärtern über Hals über Kopf die Brücken hinabgestoßen. So wie sie am Ufer ankamen, wühlten sie, als wäre nichts vorgefallen, sofort im Erdreich herum, nach Nahrung zu suchen. Einem nach Mahomed's Gesetz Lebenden müßte dieß Alles, denke ich mir, ein unerträglicher Anblick gewesen sein. Aber was macht sich ein Christ daraus? Ich kroch sogar überall in den Schiffen herum, in Begleitung eines

jungen Serbiers, dem die größte Hälfte der 2000 Schweine gehörte, und der freundlich genug war, mir Alles zu zeigen und mir einige Belehrung über diesen Handelszweig zu geben. Alle die Länder an der Sau und Drau und an der unteren Donau hin, Kroatien, Slavonien, Syrmien, Bosnien, Serbien, die Walachei und Moldau, haben einen unsäglichen Reichthum an Schweinen. Ich hatte schon selbst früher Gelegenheit gehabt, in Beßarabien einen Theil dieses Reichthumes zu bewundern. Da es nun in eben jenen Ländern und noch mehr in den weiter südlich an sie angränzenden Provinzen eine Menge Leute giebt, welche ihren wunderlichen Vorurtheilen gemäß, um Homerisch zu sprechen, das „süße, blühende Schweinefett" verachten, — so erzeugen sie denn dort mehr Schweine, als sie verzehren können. Da nun aber umgekehrt die Donau aufwärts so und so viele Millionen Nicht-Mahomedaner wohnen, welche „a Schweinernes" äußerst „gustiös" finden, so kommt es denn daher, daß jene Provinzen ihren Ueberfluß hierher schicken, und daß seit langen Zeiten schon eine ununterbrochene Schweinewanderung in nordwestlicher Richtung sich den Strom aufwärts ergießt. Es ist sehr schwer oder unmöglich, genaue statistische Angaben über diesen Zweig des Viehhandels zu geben, obgleich es interessant genug wäre, denn diese Schweinewanderungen, auf welche ich noch oft werde zurückkommen müssen, haben viele recht merkwürdige Erscheinungen in jenen Gegenden zu Wege gebracht und bedingen dort vielfach die Lebensverhältnisse der Menschen und die Erscheinungen in der poli-

tischen Welt. Nur eine Angabe, die einigermaßen einen Haltpunct gewähren kann, findet man in vielen ungarischen statistischen Werken verstreut, nämlich die, daß auf den Oedenburger Märkten jährlich etwa 150,000 Schweine verkauft werden, was in einem Jahrzehent anderthalb Millionen ausmacht. Und zwar sind dieß zur größeren Hälfte türkische (besser sollte man sagen, slavonische, walachische und serbische, aber die Oesterreicher nennen in der Regel Alles, was von der unteren Donau kommt, „türkisch") Schweine und zur kleineren Hälfte Bakonyer.

Mein serbischer Schweinehändler war ein junger, schlanker, sehr hübscher Mann. Er trug ungarische Kleidung, sprach deutsch, ungarisch, serbisch und andere Sprachen, hatte eine Menge brillantener Ringe an den Fingern und hieß B. T — witsch. Ich trank mit ihm ein Täßchen Kaffee und dachte mir, er könnte auch noch wohl einmal, wie Milosch, König von Serbien werden. Aber es kam ganz anders mit ihm. Ich führe dieß Alles nur an, weil es, wie man später sehen wird, einen ganz eigenen Eindruck macht, wenn man mit einem Menschen einmal warmblütig und in vertraulichem Gespräche zusammengesessen hat und ihn dann kurz nachher von Räuberhand erschlagen wiederfindet.

Endlich kam das Dampfschiff von Wien an und entführte uns dem Strande von Gönjö. Dieser südliche Strand bleibt immer hoch, während der nördliche, der Strand der großen Insel Schütt, oder der soge-

nannte „Eiländer-Bezirk" bis Komorn immer flach und niedrig ist. Auch hier, wie überall an der Donau hin, und wie ebenfalls an den Ufern der Theiß, der Maros und anderer ungarischen Flüsse wird etwas Gold aus dem Sande gewaschen. Es ist dieß durchweg das Geschäft und auch die Pflicht der Zigeuner, die das Gold gewissermaßen als eine Art von Tribut zu niedrigen Preisen an die Regierung abliefern müssen. Bei Aranyos vor Komorn sahen wir auf einer Sandbank, an der wir nahe vorüberfuhren, mehre Zigeuner mit dieser Arbeit beschäftigt. Sie hatten ein schräg aufgestelltes Bret, auf dem, wie man mir sagte, sich viele in die Quere gezogene Rillen befinden sollten. Sie kratzen nun den Flußsand auf und werfen ihn auf das Bret in die oberste Rille und schütten dann Wasser auf. Das Wasser fließt herunter und nimmt die leichteren Steine und Erdtheilchen mit hinweg, läßt aber den schweren Goldsand in den oberen Rillen liegen. Dann kratzen sie dieß Zurückgebliebene heraus und vermischen es mit Quecksilber. Das Quecksilber nimmt die kleinen Goldstäubchen in sich auf und wird dann in einem Säckchen wieder herausgedrückt. Und in diesem Säckchen bleibt endlich ein kleines Goldkügelchen zurück. Diese Goldkügelchen, wenn sie nach langen Bemühungen einige fertig haben, liefern sie dann an's Dreißigstamt ab und empfangen dafür einen mäßigen Preis. Kein Goldschmied oder sonstiger Gewerbsmann darf von ihnen Gold kaufen, bei Strafe des Verlustes seiner Gewerksrechte. Jeder bei'm Goldwaschen angestellte Zigeuner muß jährlich drei Duca-

ten Gold an's Dreißigstamt abliefern. Solche kleine Goldkügelchen, wie die Zigeuner sie abliefern, habe ich später gesehen. Sie haben ein Gewicht von etwa 3 — 4 Ducaten.

Das Product der Goldwäscherei ist unbedeutend. Aber wenn man bedenkt, wie unbedeutend auch die wenigen Schaufeln Sand sind, welche die Zigeuner jährlich auswaschen, im Verhältniß zu den Massen Materials, die noch im Flusse selber liegen bleiben, so ist zu vermuthen, daß in der Donau ungeheuere Schätze vergraben sind. Wenn man alles Gold, welches in der Donau und Maros ꝛc. steckt, auf einmal so ducatenrein heraus amalgamirt hätte, so hätte man vielleicht mehr kostbares Metall, als in ganz Europa sich in Cours befindet. Denn wenn die Zigeuner aus 10 Kubikfuß Donausand auch nur einen Ducaten herauswaschen, so würde doch schon ein Stück Donau von 100 Meilen Länge und 1000 Schritt Breite, den Sand des Bettes zu 5 Fuß Tiefe angenommen, 30,000 Millionen Kubikfuß mit Gold vermischten Sand haben und 3000 Millionen Ducaten liefern. Die Zigeuner gewinnen aber mehr als einen Ducaten aus 10 Kubikfuß Sand. Auch ist die goldführende Donau länger als 100 Meilen und im Durchschnitte breiter als 1000 Schritt, und der Sand auch tiefer als 5 Fuß. Dazu kommt noch, daß die Zigeuner höchst wahrscheinlich gar nicht an denjenigen Stellen des Flusses waschen, wo sich das meiste Gold befindet. Sie waschen da, wo sie den Sand am bequemsten be-

kommen können, an den Sandbänken. Da das Gold aber das schwerste Material ist, welches die Donau überhaupt in ihrem Bette führt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es nach der Mitte des Flusses zu im Laufe der Jahrhunderte sich weit mehr angehäuft habe, da der Fluß nur alle leichteren Gegenstände an's Ufer hinausspült, und daß demnach eine dicke, schöne, reine Goldsandader überall in dem tiefen Fahrwasser des Flusses fortläuft. Indem ich mir dieß überlegte und mehr und mehr darüber zur Gewißheit kam, fühlte ich, wie sich meine Habsucht in mir regte, und ich bedauerte es aufrichtig, daß eine so schöne Goldader so nahe und doch so unerreichbar versteckt sei. Ich empfand dieß um so mehr, da unser Dampfer immer gerade über der Linie dieser Goldader und des Fahrwassers dahinging. Zehn Fuß unter uns steckten die 3000 Millionen Ducaten in lauter kleinen, blanken, baaren, goldenen Stäubchen. Wenn man nur einmal so eine einzige Meile Donausand rein auslaugen könnte, oder nur eine halbe, man wäre schon für sein Leben lang zufrieden. Aber wie anfangen? Das einzige Mittel wäre, das ganze Wasser abzuleiten und statt dessen einen Quecksilberstrom, der jedes ächte Stäubchen sorgfältig daraus hervorläse, darin fließen zu lassen. Wäre das denkbar? Und dann wieder, wie nun dem Quecksilberstrome die kleinen Körnchen abjagen? Wo das Tuch hernehmen oder das Leder, in dem man ihn ausquetschen könnte, um die edlen Kügelchen und Goldballen netto zu finden? Ach Gott, es ist unmöglich!

Die Staaten, die Völker, auch die einzelnen Menschen gleichen alle der Donau; sie führen in sich ungeheuere Massen Gold, die aber tief vergraben liegen, und von denen immer nur kleine Zigeunerportionen in Cours kommen. Könnten wir Staaten, wir Völker, wir einzelnen Personen, alle in uns liegende Schätze und Kräfte sämmtlich zur Entwickelung, zur Reife bringen, könnten wir sie alle in Thätigkeit setzen und ausmünzen, so wären wir in der That und Wirklichkeit eben so unermeßlich mächtig und groß, wie wir es jetzt bloß in der Anlage sind. Wenn ein kleiner Staat, auch nur eine Stadt von 10,000 Einwohnern lauter so einige, so Mann für Mann stehende, so tapfere, so aufopferungslustige, so alle ihre geistigen und physischen Kräfte benutzende Bürger hätte, als die Menschen den von Gott ihrer Seele verliehenen Anlagen gemäß sein könnten, so würde dieser Staat am Ende alle anderen existirenden überflügeln und sie an seinen Triumphwagen schmieden. Und wir einzelnen Personen, auch wir fühlen unermeßliche, göttliche Riesenkräfte in unserem Busen gleich der Donau. Wir könnten die Welt erstürmen und hätten Werth genug, jegliches Dinges Preis zu bezahlen, und dabei liegt es nicht einmal 10 Fuß tief, viel näher. Und bei so unermeßlichem Reichthum müssen wir doch darben wie die Zigeuner und uns über jedes kleine Dreiducaten-Klümpchen freuen, das mit Mühe herauszuarbeiten uns gelang.

Bei Komorn hatten wir ein heiteres Stündchen, denn es empfing uns hier das ganze Offiziercorps der Festung in Paradeuniform, und dabei ertönten die schönen Klänge

der Musikbanden mehrer Regimenter. Wir führten nämlich den General Bagassi bei uns, der zum Commandanten von Pesth ernannt worden war, und den die Truppen hier begrüßten. Ich gedachte dabei der römischen Tuben und Tibien, die hier auch einst ertönten, wenn ein Legionen-Anführer die Donau herunter kam, um die zahlreichen Kastelle zu inspiciren. Die geographische Lage des Punctes Komorn ist zu wichtig und von der Natur als ein Bauplatz für menschliche Ansiedelungen zu markirt und stark bezeichnet, als daß es je eine Zeit in der Geschichte gegeben haben sollte, wo er nicht von Menschen hätte besetzt gewesen sein sollen. Es hört nämlich bei Komorn die Insel Schütt auf, und es vereinigt sich hier wieder mit dem Hauptstrom der Donauarm, der bei Preßburg abging und das „schwarze Wasser" (bei Preßburg auch die „Neuhäusler Donau"), hier bei Komorn die „Waagdonau" genannt wird. Und außerdem treffen hier kurz vorher die Gewässer der Waag und dann die der Neutra mit der Donau zusammen. Es giebt von hier aus also schiffbare Wasserstraßen in sehr verschiedenen Richtungen, — auf der oberen Donau nach Raab und Pesth, auf der unteren Donau nach Pesth und Ofen, auf der Waag und Neutra zu den Karpathen nach Norden, und auf dem Schwarzwasser in die Korngegenden der Insel Schütt.

Die Römer hatten diesen wichtigen Punct auch bereits mit der von ihnen sehr hoch geschätzten Stadt Brigantium oder Bregetium besetzt, und es stand hier

die Legio Prima Adjutrix als Besatzung. Der Kaiser Valentinian machte von diesem Puncte aus, der die ganze Umgegend beherrscht, daher auch seine Anstalten zu dem beabsichtigten Kriege gegen die Quaden, starb aber in der Stadt selbst vor der Beendigung desselben. Diese Dinge sind hier an der Donau noch lange nicht vergessen, man zeigt bei Szöny Komorn gegenüber römische Befestigungswerke, und ich hatte oft Gelegenheit, mich hier an der Donau vor Leuten, welche nicht, wie ich das von mir vorgab, zu den studirten und gelehrten Leuten gehörten, über meine Unkenntniß in Bezug auf die Standlager der römischen Legionen zu schämen. Viele sprachen mir von den Quartieren der Legio Prima Adjutrix, oder der Legio Decima (in Wien), oder der Legio Secunda Adjutrix (in Ofen) oder der Legio XIV Gemina (bei Preßburg) so, als hätten sie das noch von ihrem Großvater gehört.

Jetzt nun, wie gesagt, begrüßte uns bei Komorn die österreichische Janitscharenmusik. Die Stadt Komorn hat in Folge der so äußerst günstigen Lage einen bedeutenden Handel und nahe an 20,000 Einwohner (selbst ohne Militär). Die Festung Komorn ist bekanntlich noch nie, so lange Ungarn und Oesterreich vereinigt sind, von einem Feinde des Landes erobert worden, auch nicht von den Türken, die doch sonst rund umher Alles inne hatten. Hätten die Oesterreicher oder Ungarn auch Komorn an die Türken verloren, so würden sie damit auch gewiß das ganze Ungarn bis nach Preßburg und an die Karpathen eingebüßt haben. Die un-

garischen Deutschen haben daher auch auf den Namen der Festung ein Bonmot gemacht und sagen, es bedeute das Wort so viel als: „Komm morgen.“ Und dieß wolle die Jungfrau, welche auf den Mauern Komorn's stehe und eine Feige in der Hand halte, gewissermaßen zu dem belagernden Feinde sagen. Die Statue der besagten Jungfrau soll sonst von der Donau aus sichtbar gewesen sein, ich sah sie aber nicht. Man sagte mir, sie sei neuerdings irgendwo im Inneren der Festung aufgestellt worden. Ueberhaupt bekommt man vom Dampfschiff aus wenig von Komorn zu sehen, weil die Stadt in der Ebene und im Wasser sehr versteckt liegt.

Am Strande von Komorn waren viele bettelnde Knaben, darunter ein armer, elender Junge, der auf Krücken und hölzernen Beinen sich fortbewegte. Was wir an Kupferstücken für ihn erübrigen konnten, warfen wir ihm gern zu, jedoch nicht weit genug, und das Geld fiel am Uferrande in's Wasser. Der arme Krüppel hinkte mit seinen hölzernen Beinen in's Wasser (der nächste Strand war sehr seicht) und bückte sich, um das Geld herauszuholen. Ein anderer Schnapphahn von Bettelbube kam ihm mit gesunden Armen und Beinen zuvor und holte es ihm und uns vor den Augen weg. Sogleich aber sprang ein dritter Junge, der nicht um einen Faden weniger zerlumpt aussah als die übrigen, hülfreich herbei, ohrfeigte den Schnapphahn, daß er es nicht besser erwarten konnte, nahm ihm auf der Stelle das Geld ab und gab es dem armen elenden Krüppel, der sich selber nicht helfen zu wußte. Ich muß

sagen, daß, wenn ich je Ohrfeigen sah, die mir gut gefielen, es diese waren, und ich glaube gewiß, hätte der Despot Harun Alraschid die That dieses Knaben mit angesehen, er hätte ihn auf dem Flecke zum Kadi von Komorn gemacht. Wir konnten von unserem Dampfschiffe aus leider nicht mehr thun, als „Bravo, Bravo, Bursche!“ rufen und noch einige Kupferstücke desselbigen Weges schicken, die der Gerechte mit dem Kranken theilen sollte. Gleich darauf schien es mir, als sähe ich eine Thräne in dem Auge eines alten Herrn glänzen, der dieß auch mit angesehen hatte und am Geländer des Dampfbootes stand. Ich fragte ihn, ob er weine. „Nee,“ sagte er, „das nicht, aber es ist was Schönes, was Erhabenes und Rührendes um uneigennützige Gerechtigkeit. Der Junge war doch der stärkste von allen und hätte das Geld, da er es selber so sehr nöthig hatte, für sich behalten können, aber er gab Alles dem armen Krüppel. Ich hätte den Burschen küssen mögen. Mein Gott! warum fiel denn nicht sogleich ein Orden vom Himmel herunter, diesen Jungen vor dem ganzen Pöbel von Komorn auszuzeichnen?“ Ich will es dem General Bagassi melden, sagte ich, aber es war schon zu spät, unser Dampfer ruderte eben ab. Selig, selig sind die Gerechten!

Hinter Komorn hatten wir nun, Gott sei Dank, alle Gewässer der Donau wieder in einem Kanale vereinigt beisammen und die täglichen Lieferungen von 20 Millionen Eimern aus der Waag und Neutra noch dazu. Unsere Bahn war daher so schlüpfrig und glatt,

daß wir in wenigen Minuten der großen Ebene, in der wir nun mehre Tage geweilt hatten, entflohen und mitten in die Gebirge kamen, durch welche auf dem Wege nach Gran und Pesth hin die Donau ihren Pfad sucht.

Die Donau hat außer ihrem Quellengebiete oberhalb Ulm noch drei solche Gebirgsstriche, welche sie durchbricht, und dreimal wechseln große Ebenen und große Gebirgsstriche auf ihrem Laufe ab. Zuerst kommt unterhalb Ulm die bairische Ebene (einzelne kleine Bergpartieen durchzieht die Donau freilich auch hier), — dann die schöne Gebirgspartie zwischen Linz und Wien (eigentlich hören die Berge hier bei Göttweih auf, und da bei Preßburg auch wieder einige Berge sind, so könnte man hier noch die Wiener Ebene einschalten), — darauf die kleine ungarische Ebene zwischen Preßburg und Komorn, — dann die Berggegend zwischen Komorn und Pesth, — wiederum Ebene zwischen Pesth und Belgrad und zwar die große ungarische Mittelebene, — abermals Gebirgsland und Bergdurchbruch zwischen Belgrad und Widdin, und endlich Schlußebene, die große walachische, bulgarische Ebene zwischen Ungarn und dem schwarzen Meere. Rechnen wir das kleine schmale Thor von Preßburg nicht mit, so durchbricht die Donau also dreimal große Bergstriche, die zwischen Passau und Wien, zwischen Komorn und Ofen, und zwischen Belgrad und Widdin. In vorhistorischen Zeiten hat sie wahrscheinlich drei große Binnenmeere gebildet, die durch Flußkanäle und kataraktische Ausströmungen wie der Erie, Ontario u. s. w. mit einander verbunden waren. Der bairische See, der erste

oder kleine ungarische (zwischen beiden vielleicht der noch kleinere Wiener See) und der zweite große ungarische See. Die Walachei und ein Theil von Bulgarien gehörten zum schwarzen Meere.

In ästhetischer, historischer und jeder anderen Beziehung ist das Gebirgsstück, welches die Donau zwischen Passau und Wien durchschneidet, entschieden das allerinteressanteste, schönste und bedeutungsvollste. Gleichfalls großartig und unvergleichlich schön, aber wilder, rauher und minder lieblich sind die Katarakten und Engpässe des Stromes zwischen Belgrad und Widdin.

Gegen beide Partieen — namentlich in Bezug auf ihren romantischen oder ästhetischen Werth — stehen zurück die Berg- und Engpaßpartieen zwischen Komorn und Pesth, obgleich auch hier des Schönen genug, um den empfänglichen Geist lieblich anzuregen, und obgleich für Ungarn dieser Engpaß — gerade in der Mitte des ungarischen Landes gelegen — von vorzüglichstem Interesse ist. Denn der Sitz des geistlichen Oberhirten des Landes — die alten Königsburgen des Reichs, Wissehrad und Ofen — und die größte Stadt Ungarns, der Mittelpunct seines Lebens, Pesth, liegen hier wenige Meilen aus einander in den Thoren und Portiken des Engpasses.

Gleich hinter Komorn fängt das rechte Ufer an, sich mehr und mehr zu heben, und hat endlich bei Neßmely (sprich: „Neßmelj," die Deutschen Ungarns, Mährens und Schlesiens sagen gewöhnlich „Neßmühl") bereits förmlich ausgebildete Berge. Erst bei

Gran aber oder kurz vorher beginnen sich deren auch auf der linken Seite der Donau zu zeigen, und erst hinter Gran wird Alles so eng und dicht, daß man sagen kann, man sei in dem eigentlichen Mittelpuncte des Engpasses. Es sind die Berge, welche zunächst auf der rechten Seite Pilisgebirge, auf der linken Seite Magustagebirge genannt werden. Doch hängt der Pilis weiterhin mit dem Verteschgebirge, und dieses mit dem Bakony zusammen, und der Magusta mit dem Szanda und anderen südlichen Ausläufern der Karpathen. Mit einem Worte, es ist ein ganzes großes Gebirgsreihennetz, das auf der einen Seite von den steierischen Alpen in nordöstlicher Richtung und von der anderen Seite von den Karpathen herab in südwestlicher Richtung, zwischen der großen und kleinen ungarischen Ebene heranzieht, und welches hier in seiner mindest breiten Ausdehnung von der Donau durchbrochen wird.

Die Berge bei Neßmely schauen sich ganz anmuthig an. Sie tragen denjenigen Wein, der von allen ungarischen der gewöhnlichste und verbreitetste ist, — sowie von den Griechenweinen der Santorino — oder wie von den französischen Weinen der Medoc oder Graves. Denn Neßmelyer bekommt man in allen Wirthshäusern Ungarns, und wenn man in Galizien, Schlesien oder Mähren blos Ungarwein verlangt, ohne die Sorte besonders zu benennen, so setzen sie gewöhnlich „Neßmühler" (wie sie dort sprechen) vor. — Neben Neßmely sind auch berühmte Steinbrüche, die noch in's Innere der Umgegend, nach Dotis und Almasch

hin fortgehen, und die jetzt für die vielen Neubauten in Pesth und auch beständig für den Festungsbau in Komorn stark in Anspruch genommen werden. Es sind besonders Kalkstein-, Sandstein- und Marmorarten, die hier gebrochen werden, vom Marmor besonders eine fleischrothe Gattung, die man in Pesth überall angewandt sieht, und auf die ich noch später zurückkommen werde. — Das vielseitige nationalökonomische, historische, ethnographische und naturgeschichtliche Interesse dieser Gegend erschöpft ein Dampfschiffpassagier nicht. Seine Augen hüpfen wie zwei flüchtige Kugeln, von Pulver und Dampf getrieben, rasch von Punct zu Punct, und in einigen Minuten wird er bei Dingen vorübergeschleudert, bei denen Clio und ihre Schwestern sinnig weilend noch lange zu sprechen und zu deuten hätten.

Der Anblick von Gran ist herrlich. Durch die Mündung der Gran in der Nähe ist der Ort zum Städtebauplatz geweiht. In alten Zeiten lag hier das römische Crumerum oder das Curta des Ptolemäus*). Es war bereits etwas dämmerig, als wir hier ankamen. Hinter Gran biegt die Donau sich nach Osten in einen rechtwinkeligen Bogen herum. Man bemerkt Anfangs nicht, wo sie bleibt, und es schien daher, als führen wir in einen Hafen ein. Auf beiden Seiten des breiten Stromes zeigten sich Baulichkeiten. Ueber der in der Tiefe am Flußufer liegenden, von Bergen umschlossenen Stadt liegt auf einem Vorgebirge nahe der Donau

*) Nach Mannert.

herrschend das Schloß des Fürst Erzbischofs Primas von Ungarn. Der Grundstein zu diesem Schlosse, neben welchem man zugleich eine große Kathedrale und außerdem 22 Gebäude für Domherren erblickt, — Alles auf der Akropolis der Stadt (auf den Akropolen der meisten ungarischen Städte wohnen Bischöfe) — wurde bereits im Jahre 1822 gelegt. Aber das Ganze ist noch jetzt, im Jahre 1842, nicht beendigt. Ja man sagte mir, es sei seit 6 Jahren sehr wenig daran gethan worden, und wir sahen alle die Arbeitsgerüste, welche das neue Gebäude umgeben, leer und zum Theil, wie es schien, sogar zerfallen. Ich bin begierig, zu wissen, wie es aussehen wird, wenn ich die Arbeit nach 20 Jahren wieder einmal besehe. Uebrigens wurde das Ganze von dem vorigen Primas Rudnay nach einem außerordentlich großartigen Plane angefangen. Vielleicht fließen jetzt die Hunderttausende, welche man zur Beendigung noch nöthig hat, nicht mehr so willig zu, da sie von den Eisenbahnen, Dampfschifffahrten und anderen mehr nationalen Unternehmungen, die einen gemeinnützigeren Zweck haben, als den, einen Primas und 22 Domherren bequem zu logiren, in Anspruch genommen werden. Daß das Ganze enorm lange dauern mußte, geht schon daraus hervor, daß man allein 11 Wochen brauchte, um den riesengroßen Webestuhl zu bauen, welcher die Leinwand liefern sollte für das große Altargemälde von 25 Fuß Höhe und 16 Fuß Breite, auf dem die Taufe des heiligen Stephan vom Wiener Akademiker Heß gemalt werden sollte.

Weil die Stadt Gran eine so vortreffliche und von

der Natur begünstigte Lage hat, so haben die ungarischen Schriftsteller gemeint, es müsse hier von jeher eine Stadt existirt haben, und einige von ihnen fabeln daher auch wohl, daß Gran bereits im 155sten Jahre nach der Sündfluth gestiftet worden sei. Man kann sagen, es liegt wahrhaft königlich, und ich begreife es vollkommen, wie auf dem Hügel, den jetzt die Erzbischöfe bebauen, innerhalb des großen Bergbogens, der die Stadt umgiebt und gewissermaßen einen weiten großen Thronsaal bildet, sich Könige ihren Thron erbauen konnten. Gran war nämlich in den ersten Zeiten des ungarischen Königreichs dasselbe, was erst später Stuhlweißenburg und dann Ofen wurde, die Hauptstadt des Reichs und die Residenz der Könige. Der heilige Stephan wurde hier geboren und gekrönt. Und bis zum Jahre 1241, wo die Tataren sie zerstörten, stand die bevölkerte und reiche Residenz in solchem Glanze, daß sie alle übrigen ungarischen Städte weit hinter sich ließ. Sie war zugleich, wie jetzt Ofen und Pesth, der bedeutendste Handelsplatz des Landes, und mehre Nationen, Franzosen, Deutsche und Italiener, waren hier so häufig, daß sie ihre eigenen Quartiere oder Straßen bewohnten. Gran führte daher auch als städtisches Wappen einen Theil des ungarischen Reichswappens im Schilde, die vier Hauptflüsse des Königreichs: Drau, Sau, Donau und Theiß. Auf demselben Berge, worauf jetzt die Reichsprimas ihre neue Kathedrale bauen, stand schon damals eine höchst prächtige Kirche in altgothischer Bauart, deren Säulen von indianischem Marmor waren, wie die Un-

garn erzählen. Die Stadt war damals so groß, daß sie vorzugsweise die „Donaustadt," nämlich „Isthropolis," genannt wurde. Weil ihre Existenz oder doch ihre Begründung an diesem Platze durch die Vermählung der Gran mit der Donau bedingt war, so hieß sie auch „Isthrogranum," d. i. die „Donau-Granstadt." Aus Isthrogranum haben die Ungarn „Estergom" gemacht, den Namen, den die Stadt noch jetzt führt. Und aus Estergom ist dann wieder der ungarisch-lateinische — nicht der römisch-lateinische — Name „Strigonium" hervorgegangen. Von aller dieser gepriesenen Sachen- und Namenpracht ist nun aber die Stadt durch jene Tatarenverwüstung sehr herabgekommen. Ofen und Pesth sind in vergrößertem Maße das geworden, was sonst Isthropolis war, und die Donaustadt ist nun wieder auf ein unbedeutendes Gran mit 6000 Einwohnern reducirt, das mit Recht nun nicht mehr nach dem mächtigen Hauptstrome, sondern nur nach dem kleinen Nebenflusse seinen Namen führt, und das nur noch in der ganzen Anlage und Localität einige Züge seiner alten Größe offenbart.

Hinter Gran macht die Donau eine große Krümmung, geht erst direct nach Süden und bald nach kurzer Wendung wieder geradesweges nach Norden, stets zu beiden Seiten von höheren und immer höheren Bergen eng eingeschlossen. Sie hat hier ihre sämmtlichen Gewässer in einem Kanal bei einander und arbeitet mit ungetheilten Kräften. Wie ein kluger Mann bei eintretenden Hindernissen, lavirt sie hin und her, aber wie

ein ausdauernder und energischer Ringer findet sie auch ihren Ausweg und kämpft sich durch. Indem wir mit ihr in dem romantischen Gebirgslande hin- und herlavirten, kam die Nacht völlig heran. Die Luft war mild und lieblich und das Spazieren auf dem wandelnden Deck ein reizender Genuß. Die Sterne fingen an über unseren Häuptern zu glänzen, und der Mond strahlte in sanfter Pracht, mit silbernem Horn seine himmlische Heerde weidend. Am niedrigen Ufer der Donau, in den Winkeln und Einschnitten der Berge flimmerten Lichter auf in ungenannten Dörfern und Orten, die wir nicht kannten und die ihrerseits von uns hundert vorüberrauschenden Fremdlingen so wenig Notiz nahmen, als von den wilden Gänsen, die im Frühlinge schnatternd über ihre Berge wegfliegen. Auch in unseren Cajüten wurde es heller, und mitten auf dem breiten wilden Strome ahmten wir mit Lampen, Theetischen und Conversation die Gemüthlichkeit und den Comfort der festen häuslichen Ansiedelungen nach.

Am Ende der engsten Partie des Passes liegen die Ruinen des alten Schlosses Wissehrad. Es ist, wie wir schon erwähnten, ein slavischer Name, der soviel bedeutet als Hochburg. Dieser Wissehrad ist in Ungarn beinahe ebenso berühmt wie der andere Wissehrad, den wir bei Prag beschrieben, in Böhmen. Mehre ungarische Könige haben hier gewohnt, und es war der Lieblingssitz des gefeiertsten von allen, des Mathias Corvinus. Die Ungarn sagen, es wäre früher so prachtvoll gewesen, daß ein Legat des Papstes es ein Paradies genannt hätte, und

in der That, wenn das ein Italiener nicht blos sagte, sondern auch wirklich so meinte, so kann man es als ein gutes Zeugniß gelten lassen. Jetzt zeigten sich auf der äußersten Spitze eines hohen Berges, dessen bestimmtere Zeichnung und Gestalt uns aber vom Monde nicht deutlich gezeigt wurde, einige dürftige Ruinen, die sich gegen die helle Atmosphäre abschatteten. Ungarische Ziegenhirten, in rauhe Felle gekleidet, sind die Einzigen, welche die mit Gras bewachsenen Schloßhöfe besuchen, wo sonst Könige und päpstliche Legaten aus- und einritten, — ungarische Ziegenhirten und dann — der unruhige Geist eines armen Mädchens, der wie diese Ziegenhirten des Nachts im Mondenscheine zwischen den Felsen und Thorwegen umherirrt.

König Mathias Corvinus nämlich, so geht die Sage, entdeckte und liebte ein schönes Bleichermädchen, das auf der anderen Seite der Donau, dem Wissehrad gegenüber, auf der Wiese ihre Leinwand besorgte und ihm dann des Abends dort ein Rendezvous gab. Sie wußte nicht, daß ihr Geliebter das gekrönte Haupt des Landes sei, sondern sie hielt ihn für einen niederen Jägersmann des Königs, denn er ruderte gewöhnlich im Dunkeln auf einem kleinen Nachen zu ihr hinüber, und da er ihr ewige Liebe schwor, so glaubte sie wohl, der Jäger würde sie einmal als seine Gemahlin heimführen. Es wurde ihr aber eines Tages gesagt, es sei der König Mathias, der sie besuche. Bei dieser Kunde wurde sie von nicht geringerem Schrecken ergriffen als Psyche, wie sie hörte, ihr geliebter Amor sei ein verzauberter Prinz oder ein Ungethüm. Wie

Psyche den Amor beschlich, so belauschte nun auch die furchterfüllte Bleicherin am nächsten Abend ihren Geliebten, und zu ihrer Verzweiflung entdeckte sie unter seiner Jägerkleidung die königlichen Abzeichen, die man ihr genannt hatte. Der Schmerz über getäuschte Liebe, über verlorene Unschuld, über die entsetzliche Kluft, die sie von ihrem Liebhaber von jenseits der Donau trennte, ergriff so ihr Inneres, daß sie alsbald wahnsinnig wurde und sich in den Strom stürzte, über den der König so oft zu ihr herübergefahren war. Und seit dieser Zeit nun geht ihr Geist noch immer auf dem Wissehrad umher, unter seinen Ruinen den König Mathias verklagend und unglückliche Liebe bejammernd. Die Mütter an der Donau citiren sie ihren Töchtern als ein betrübendes Beispiel des Falles eines guten Mädchens und der verführerischen Lockungen der Welt.

Ich will nicht sagen, daß ich oben auf dem Wissehrad im Mondscheine einen Zipfel des flatternden Gewandes der wahnsinnigen Königsgeliebten zu erkennen glaubte, denn es wird mir dieß doch Niemand glauben. Aber in der That ergriff mich die innere poetische und moralische Wahrheit der ungarischen Donausage, als ich die einst so stolze Königsburg hinter mir in der Finsterniß bald wieder verschwinden sah, aus welcher sie für mich einen Augenblick hervorgetaucht war. Auch der Mond ging bald darauf unter, und nun kam mir der ganze Himmel und die ganze Gegend wie verwaist vor, wie ein Zimmer, in welchem die trauliche Lampe erlosch, von der es soeben noch mit süßem Dämmerschein er-

füllt wurde. Unser Dampfer irrte in die Dunkelheit hinein. „Möge er den rechten Weg finden,“ dachte ich und zog mich vom Bugspriet, von wo aus ich alle diese Scenen mit angesehen hatte, in die Cajüte des zweiten Ranges zurück, um doch auch einmal zu sehen, welche Geister hier zusammensäßen.

Es waren meistens Juden und Raizen, und einige von ihnen hatten der Tschuttora nicht unbedeutend zugesprochen. In dem einen Winkel saß auch ein kleiner Junge und neben ihm ein älterer Mann, die in einem Dialekt mit einander sprachen, den ich dereinst einmal in Engadin gehört hatte. Es waren Schweizer aus Graubünden und zwar Zuckerbäcker, als welche diese Alpenleutchen in ganz Deutschland, Polen, Rußland und Ungarn verbreitet sind, und sprachen romanisch. Der Alte, ein Conditor aus Kaschau, war dem Jungen, seinem Neffen, bis Wien entgegengekommen, damit er nun als Zuckerbäckerlehrling bei ihm lerne. Man könnte nach den vielen Graubündner Conditoren, die man in Europa trifft, auf die Vermuthung kommen, daß es im Engadin von lauter Kuchen, Confect und Zucker krimmeln und wimmeln müßte, aber nein, nichts weniger als das. Der Industriezweig, den diese Leute im Auslande betreiben, ist bei ihnen selber durchaus nicht zu Hause, und sie haben daher auswärts einen Samen ausgestreut, der in ihrem Hause keine andere Wurzel hatte als die allgemeine Neigung der Leute zu dieser Art von Industrie. Ihre Söhne, Vettern und Neffen kommen als gewöhnliche Jungen, die oft nur

bei'm Vieh groß geworden sind, aus den Thälern der Inn= und Rheinquellen heraus und werden dann bei ihren Vätern, Onkeln und Cousins, die bereits im Auslande etablirt sind, vertheilt, um die Kunst zu lernen und sie fernerhin auf die Nachkommen zu tradiren. Sie erzählten mir, in der Voraussetzung, daß ich von ihrem Vaterlande so wenig wüßte wie die Donauschiffer, ihr kleiner Staat sei eine sehr, sehr alte, unabhängige Republik und ehedem mit der anderen großen und mächtigeren Republik Venedig verbunden gewesen — was ich hier wiedererzähle, nicht weil man das zum Theil nicht aus anderen Büchern besser erfahren könnte, sondern weil diese Leute es wußten und es mir hier auf der Donau erzählten, und weil die Weise, wie das Volk seine eigene Geschichte tradirt, mir immer interessant ist und immer etwas Lehrreiches hat, — ihre Republik sei also mit Venedig verbündet gewesen, und sie, die Aelpner, hätten den Venedigern Truppen gestellt und ihnen tapfere Hülfe geleistet gegen die Ungarn und Türken. Dafür hätten die Venetianer allen Romanischen die Privilegien geschenkt, Conditoreien, Kaffeehäuser und andere Etablissements der Art in Venedig begründen und das Glaserhandwerk und andere Künste dort exerciren zu dürfen. Diese Gerechtsame seien ihnen immer wieder auf gewisse Jahre erneuert worden, bis zum Jahre 1766. Da seien Mißhelligkeiten zwischen ihnen und der Republik Venedig entstanden. Der Contract sei nicht wieder erneuert, und ihnen eine Zeit bestimmt worden, innerhalb welcher sie ihre Sachen zu verkaufen und die Stadt

zu verlassen hätten, und erst seit dieser Zeit nun seien ihre Zuckerbäckereien, Kaffeehäuser und Wirthschaften so allgemein im übrigen Europa verbreitet. Was das letztere Factum betrifft, so habe ich vergebens darüber einigen bestätigenden Aufschluß in historischen Büchern gesucht. Denn in der Regel befassen sie sich nicht mit solchen kleinen Zweiglein der Geschichte, wie die Verbreitung der Graubündner Zuckerbäckereien einer ist.

Von der Stadt Waizen schweigt unser Lied; denn weder Sonne noch Mond schien auf dieselbe herab, als wir in ihrem Hafen anlegten, um unsere Graubündner und einige andere Passagiere auszusetzen. Auch hatte es den Waizenern nicht gefallen, ihre prächtige Kathedrale, welche die schönste in Ungarn sein soll, unseretwegen zu illuminiren. Sie ging in der allgemeinen Finsterniß, die uns umgab, mit auf, und auch den Rest des Donaustücks bis Pesth bedeckte der wohlthätige Schleier der Nacht vor den heute schon allzuviel in Anspruch genommenen Blicken von uns Reise- und Schauensmüden.

Gegen 11 Uhr Nachts sahen wir wieder einige Lichter, und noch einige links und rechts an der Donau hin. Sie mehrten sich, sie zeigten sich weit zur Linken in die Ebene hinein und flimmerten zur Rechten überall auf den Hügeln und Bergen herum, sie erschienen am Ende auf dem Wasser, vor, hinter und neben uns, und umgaben uns von allen Seiten. Es waren die Städte Ofen und Pesth, zwischen deren Schiffen wir nun anlegten, um dann in der „Königin von England,“

einem Gasthofe am Donauquai, Ruhe und Rast zu finden.

Bevor ich mich dem Schlummer völlig hingab, machte ich noch an meinen beiden ungarischen Freunden, mit denen ich mich für diese erste Nacht in einem und demselben Zimmer zu schlafen bequemen mußte, weil des Marktes wegen eben heute alle Räume besetzt wären, eine kleine ethnographische Bemerkung. Ich entdeckte nämlich, daß sie, mit Respect zu vermelden, als Unterhosen eben solche weite, pumpige „Gatjen" trugen, wie sie die ungarischen Tschikosen, Gonassen und Gulyasen als Ueberhosen tragen. Sie versicherten mir, daß dergleichen, wie soll ich mich ausdrücken, dergleichen Sousinexpressibles in ganz Ungarn gewöhnlich seien, was ich zu meiner Verwunderung denn auch noch einige Male bestätigt zu finden Gelegenheit hatte.

Buda-Pesth.

Ofen (oder Buda) und Pesth sind natürlich nur ein und derselbe Wohnort, einer durch den anderen entstanden, einer durch den anderen gefördert, und beide denselben Verhältnissen ihre Größe verdankend, nur durch die Donau von einander getrennt und durch eine Brücke innig mit einander verbunden. Und es ist eine sehr große Ungeschicklichkeit, daß man noch immer ihre gesonderte Verwaltung bestehen läßt und sie nicht längst zu einer einzigen Stadtcommune verschmolzen hat. Es ist so etwas längst im Werke, und es wird auch wohl nicht lange mehr dauern, bis man zur Ausführung schreitet. Man hat auf diesen Fall für die vereinigte große Hauptstadt den Namen Buda-Pesth vorgeschlagen, dessen ich mich hier nur deßhalb bediene, damit auch bei uns schon dieß verständige Werk vorbereitet und einigermaßen gefördert werden möge. Ja es wird auch von einigen ungarischen Geschichtschreibern angenommen, daß früher beide Städte

nur eine gewesen wären und zusammen Pesth geheißen hätten, und daß erst später sich die Leute auf dem rechten Donauufer von denen auf dem linken getrennt hätten, indem sie ihren Stadtantheil, in welchem besonders lauter Deutsche gewohnt, mit dem deutschen Worte „Ofen" benannt hätten, welches die wörtliche Uebersetzung des slavischen Wortes „Pesth" (sprich Pescht) sei.

In alten Zeiten vor der türkischen Eroberung hatte Buda-Pesth schon einmal eine glänzende Periode, wie auch viele andere ungarische Städte. Aber die Geschichte der Stadt, wie dieselbe jetzt existirt, beginnt erst nach der türkischen Eroberung. Denn aus den Händen der Türken ging sie in die der Oesterreicher als ein jämmerlicher Schutthaufen über. Alles lag in türkischer Unordnung und Unreinlichkeit begraben, und alle noch vorhandenen Gebäude waren niedrige Hütten und Ställe. Pesth hatte keine Vorstädte und war auf engen Raum innerhalb ihres kleinen Mauerkreises beschränkt. Wie Gran, Waizen, Belgrad und andere ungarische Städte war Pesth im Laufe eines Jahrhunderts ein halbes Dutzend Male erobert, bombardirt, verbrannt und wieder zurückerobert worden, und es mag das Aussehen dieses Ortes damals dem Zustande geglichen haben, in welchem sich noch jetzt Belgrad oder andere Donaustädte befinden, über denen noch der Fluch der türkischen Herrschaft lastet.

Es ist bei den ungarischen Städten ein eben solcher abermaliger Aufschwung nach der Beendigung der Türkenherrschaft zu bemerken, wie bei den russischen nach der Zertrümmerung des Tatarenreichs. Auch im Anfange

des achtzehnten Jahrhunderts konnte Pesth noch nicht recht aufkommen, weil der Einfluß der Türken auf die ungarischen Angelegenheiten noch fortdauerte und die Rakotzy'schen Unruhen das Reich nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Stadt Pesth für sich allein, ohne Ofen, gehörte zu jener Zeit zu den elendesten Flecken des Reichs — und jetzt nach nicht viel mehr als 100 Jahren ist sie nicht nur die stattlichste Stadt des Königreichs, sondern vermag es auch, sich anderen schönen Städten an die Seite zu setzen.

Gewöhnlich wenden wir uns nach Amerika, wenn wir von schnellem Wachsthume und außerordentlicher Stadtentwickelung etwas zu sehen wünschen. Und doch haben wir in Europa ähnliche und fast gleich starke Beispiele genug. In England sind viele große Städte, die vor hundert, ja vor fünfzig Jahren bedeutungslos waren. In Deutschland sind alle Städte seit dem letzten Kriege in einer merkwürdigen Umwandlung und Ausdehnung begriffen. In Rußland sind Odessa, Petersburg, Taganrog und andere Orte aus dem baren Nichts entstanden. Und in Ungarn hat eine ganze Reihe von Orten seit hundert, ja zum Theil erst seit fünfzig Jahren ihr Haupt aus dem Staube und Schutte, in welchen die Türken sie geworfen hatten, zu einer bemerkenswerthen Blüthe erhoben. — Das Hauptleben in Pesth fängt mit der Regierung Maria Theresiens an und hat seitdem in seiner Entwickelung und seinem Wachsthume mit der Entwickelung der Energie des ganzen Lebens in Ungarn gleichen Schritt gehalten,

d. h. sie ist in einer geometrischen Progression bis auf diese Stunde herab auf eine unerhörte Weise gestiegen.

Noch zu Maria Theresiens Zeiten war die Stadt so ziemlich auf den engen Raum der alten Stadt, oder der jetzt sogenannten inneren Stadt beschränkt, die nicht einmal den siebenten Theil des jetzt von Pesth bedeckten Flächenraumes einnimmt. Jetzt aber hat sie vier bedeutende, weit ausgedehnte Vorstädte, die zum Theil prächtigere Gebäude haben als die eigentliche Stadt selbst und zu dieser sich ganz ähnlich verhalten, wie die Vorstädte Wiens zu ihrem Kerne. Sie erhielten ihre Namen nach den vier letzten ungarischen Königen, unter deren Regierungen sie entstanden, und heißen Theresien-, Joseph-, Leopold- und Franzstadt.

Pesth ist sehr regelmäßig gebaut und sein Plan bis auf die große Weitläufigkeit sehr verständig ausgesponnen. Denn von seinem Kerne, der inneren Stadt, aus führen nach allen Seiten hin große, breite, radiale Hauptstraßen aus, die wieder durch ziemlich leicht herauszufindende, concentrisch um den inneren Kern sich schlingende Quergassen mit einander verbunden werden. Nur die Theresienstadt macht in Bezug auf die Quergassen einige Schwierigkeit. Denn ihr Plan ist so wenig mit dem der Nachbarschaft in Harmonie gesetzt, daß die Linien ihrer Straßen sich durchaus nicht an die der Nachbarstraßen anschließen wollen und immer in conträren Richtungen gehen.

Was Ofen, für sich allein betrachtet, betrifft, so

hat es gar keinen Plan. Es ist hier weder von concentrischer noch von radialer Ausbildung der Straßen die Rede, und es läßt sich weder ein eigentlicher Mittelpunct, noch ein allmäliges Verlaufen der Stadt erkennen. Die Ursache davon ist das ungünstige Terrain der in den Weg tretenden Berge, welche den Bewohnern nicht erlaubten, ihre Häuser auf eine rationelle Weise neben einander zu legen.

Faßt man die ganze Situation und Localität von Buda-Pesth zusammen, so stellt sich darin eine so auffallende Aehnlichkeit mit der Situation von Prag hervor, daß dieselbe unabweislich zu einer Parallelisirung beider Stadtlagen auffordert.

Beide Städte, Prag wie Buda-Pesth, liegen an einem Strome, der sie in zwei, zu verschiedenen Zeiten vielfach von einander getrennte, sehr von einander verschiedene und doch zusammengehörige Theile spaltet:

Ofen = Kleinseite mit dem Hradschin,
Pesth = Alt- und Neustadt.

In Ofen läuft ein schmaler, länglicher Bergrücken zur Donau hervor, der die ältesten Bauwerke, Häuser, Paläste, Kirchen, Königsschlösser, Gouvernementsgebäude und Festungswerke trägt.

In der Kleinseite geht ein ganz ähnlicher, langer, schmaler, auch fast gleich hoher und schroffer Bergrücken zur Moldau hervor, der ebenfalls, als Akropolis von Prag, mit den ältesten, wichtigsten und interessantesten Gebäuden der Stadt belastet ist.

Ein anderes nicht bebautes, breites Vorgebirge, der

Laurenzoberg, umschließt die Kleinseite, und das zwischen beiden Bergen liegende Thal ist mit Häusern angefüllt.

Ebenso tritt ein anderer nicht bebauter, kahler, breiter Berg, der Blocksberg, bei Ofen hervor, und das zwischen ihm und dem ersten Berge liegende Thal ist mit Häusern angefüllt.

Auf der flachen Seite der Donau liegt Pesth, der wichtigste Theil des Ganzen, sich weit in der Ebene hin ausbreitend.

Ebenso liegt auf der ebenen flachen Seite der Moldau das Hauptstück von Prag, die Alt- und Neustadt. Wie in Prag auf dieser Seite das regste städtische Leben, die größte Einwohnerzahl, der bedeutendste Verkehr und der weitere Aus- und Anbau der Stadt statthat, so findet man auch bei Buda-Pesth dieß Alles auf der Pesther Seite, während Ofen zurückbleibt, das von Beamten, Adeligen, Weinbauern und anderen weniger in das städtische Leben eingreifenden Bürgern bewohnt wird, ganz ebenso wie auch die Kleinseite weniger mit fortschreitet und ebenso viele leere Paläste zeigt, wie die andere Seite neue Gebäude hat.

Ueberschaut man das ganze Buda-Pesth vom Blocksberge aus, so hat man einen ganz ähnlichen Anblick, als wenn man das ganze Prag vom Laurenzberge aus ansieht. Nur ist bei Buda-Pesth Alles viel größer, Alles mehr gedehnt und ausgezogen, während bei Prag Alles sich concentrirter, voller, reicher, aber auch enger und schmaler darstellt, in demselben Maße, in

welchem die Moldau enger und schmäler ist als die mächtige Donau.

In Summa kann man behaupten, Buda-Pesth sei das im Hohlspiegel betrachtete und zerfließende Bild von Prag, jedoch mit der Beachtung des großen Unterschiedes, daß sich hier das Alte und Ehrwürdige zum Neuen und Eleganten gerade umgekehrt verhält als in Pesth.

Auch zu dem Lande, welchem beide Städte als Capitalen im Herzen liegen, verhalten sie sich ungefähr auf gleiche Weise. Ich meine, nicht blos die Gruppirung ihrer Häuser und die Lage der Stadttheile, sondern auch ihre geographische Lage ist eine ähnliche. Böhmen wie Ungarn nämlich stellen sich beide als zwei sehr gut abgerundete, fast überall von Gebirgen umschlossene Länder dar, deren Mitte der Hauptfluß des Landes (in Böhmen die Moldau-Elbe, in Ungarn die Donau) durchschneidet. An diesen Hauptflüssen nun, im Centrum seines Landes, liegt Buda-Pesth wie Prag, alle beherrschten Provinzen im Kreise um sich herum ordnend.

So lange ein um die mittlere Donau herum sich abrundendes Ungarn besteht, ist auch die Capitale dieses Landes immer so ziemlich in die Budapesthische Centralgegend gefallen. Die Römer machten gern die großen Flüsse zu Gränzen ihres Reiches, da dieselben den Vortheil der leichten Ueberblickung und Bewachung der Gränzen und eine bequemere Versorgung der Standquartiere mit Proviant und Munition gewährten. So hielten sie in Asien den Tigris fest, so in Europa die Rhein- und Donau-

gränze. Sie zerrissen dadurch den natürlichen Zusammenhang mancher Ländergebiete und Erdoberflächenstücke, der insbesondere durch die von allen Seiten zusammenströmenden Gewässer vermittelt wird.

So lange die Römer an der Donau standen, konnte es daher von keinem Einflusse auf die Entwickelung einer Stadt sein, daß sie an der Donau im Mittelpuncte des von Alpen-, Karpathen- und walachischen Gebirgen umgränzten Flachlandes lag. Sobald aber die Hunnen und Avaren und dann die Ungarn auch über die Donau hinausgingen und das ganze Weideland bis an die Alpen eroberten, sehen wir sofort das Gewicht des Centrums deutlich hervortreten, und von da an fallen alle Residenzen und Capitalen, die das ganze Land Hungaria beherrscht haben, in die bezeichnete Gegend. Nur müssen wir hier, wo es sich natürlich nicht von mathematisch genauen Figuren und Centralpuncten handelt, nicht gerade bei dem kleinen Fleck Ofen stehen bleiben, sondern das Gebiet etwas ausdehnen.

Als ein solches ausgedehntes centrales Residenz- und Metropolengebiet Ungarns kann man die ganze Scheitelgegend des großen rechten Winkels bezeichnen, den die Donau in der Mitte des Landes bildet. Die Donau kommt nämlich aus Oesterreich in westöstlicher Richtung herangeflossen und schreitet so bis in die Mitte des Landes, bis in jene oben beschriebenen Engpässe, bis in jenes mittlere Bergländchen, genau genommen, bis Waizen vor. Hier aber macht sie einen Dreh und setzt ihren Lauf nach Süden fort, indem sie dann über 40 Mei-

len weit diese Richtung beibehält. Das westöstlich laufende Stück mit diesem nordsüdlich gehenden bildet einen rechten Winkel, und da — in dem Scheitel dieses Winkels ist der Hauptlebepunct Ungarns zu suchen.

Schon der große Ring des Chakans der Avaren lehnte sich an diesen centralen Winkelscheitel. Attila hatte hier eines seiner Hauptlager, das er nicht selten bezog, wie man wenigstens aus dem alten Namen Ofens: „Etelvar," oder „Etzelburg" mit großer Wahrscheinlichkeit schließen kann. Die Hunnen wie die Ungarn und andere dieses Land erobernden Völker kamen zunächst fast alle über die Karpathen an den Ufern der Theiß herunter. Wie bei Attila sahen wir daher auch bei Arpad die ersten Lager an der Theiß. Aber schon der ungarische Herzog Geysa wohnte in jenem bezeichneten Donauwinkel in Gran, wo seine Nachfolger, die Könige Stephan u. s. w., für beständig blieben. Nach dem Einfalle der Tataren wurde die Residenz der ungarischen Könige nach Stuhlweißenburg, welches nur 6 Meilen von Pesth liegt, verlegt. Doch war Stuhlweißenburg mehr nur der Krönungsort und das Versaille Ungarns. Denn selbst so lange noch die Könige unter Bela IV. sich wirklich nicht nach Buda-Pest übersiedelten, war doch diese dem Centrum nähere Gegend immer der Hauptschauplatz der wichtigsten Staatsauftritte und politischen Bewegungen durch seine Reichsversammlungen auf dem Rakoschfelde, wo die Gesetze gemacht und die Könige gewählt wurden, während man in Stuhlweißenburg diese nur krönte, jene bestätigte.

Stuhlweißenburg mochte sich schon damals zu Buda-Pesth verhalten, wie jetzt Preßburg. Denn obgleich nun die Reichstage sogar in dieser Stadt an der Gränze gehalten werden, so bleibt doch Pesth, als Sitz des Palatines, der Magnaten, der obersten Behörden des Landes, als Brennpunct der nationalen und wissenschaftlichen Bildung, als Sitz der Universität und Akademie, als vornehmster Stapelplatz des ungarischen auswärtigen und Binnenhandels, als entschieden reichster und bevölkertester Ort, die eigentliche Capitale des Landes.

Das beispiellos schnelle Wachsthum der Stadt ist daher auch, weil sie Centrum ist, ein sehr treuer und richtiger Maßstab der allgemeinen schnellen Entwickelung von ganz Ungarn, denn die Zunahme der Population, der Industrie, der Bildung, der Regsamkeit des ganzen Landes muß natürlich zunächst im Centrum seine Wirkung zeigen, sowie denn auch von hier aus zunächst die Rückwirkung auf das Ganze stattfindet.

Buda-Pesth hat jetzt über 100,000 Einwohner, während man noch nicht recht über die Anzahl der Hunderte einig ist, die es vor hundert Jahren haben mochte. Die Ungarn blicken mit Stolz auf ihre Hauptstadt und träumen schon davon, daß es einmal wieder die Residenz ihrer Könige werden möchte. Ja sie träumen es schon nicht mehr, sondern sie behaupten und sprechen offen davon, daß es bald so kommen müsse. Die Stadt wird von Jahr zu Jahr genußvoller, prächtiger, cultivirter. Beständig lassen sich mehr und mehr Mag-

naten bewegen, von Wien aus sich nach Buda-Pesth über-zusiedeln. „Wenn er nur zuweilen einmal zu uns kommen wollte, unser König,“ sagen die Ungarn, „wir wollten ihm einen Palast bauen, wie er ihn in Wien nicht besitzt.“

Die Pesther Messe.

Als geographischer Mittelpunct des Landes ist Pesth auch der Mittelpunct des ganzen ungarischen Handels. Es hat vier große Märkte oder Messen, welche ihrer Bedeutsamkeit nach mit Recht ungarische Reichsmessen genannt werden. Die wichtigste von allen ist die Ende August beginnende, denn zu dieser Zeit sind alle Verkehrsstraßen in Ungarn im besten Stande, die Donau frei, die Landwege trocken, und dann geschehen auch die meisten Einkäufe für den Winter.

Ich war sehr glücklich, daß ich gerade zu dieser Zeit in der Stadt ankam, und ich will es versuchen, von dem merkwürdigen Treiben, das diese Messe hier veranlaßte, und dessen Gleichen man nirgends bei uns sieht, ein Bild zu entwerfen.

Die vornehmsten Schauplätze des Pesther Meßverkehrs sind folgende:

erstens der lange Quai am Donauufer hin, an welchem die Schiffe anlegen und an dem sich eine Reihe von Magazinen hin erstreckt,

zweitens das Quartier der Juden, wo alle Gehöfte von Waaren und Menschen wimmeln,

drittens die Marktplätze im Innern der Stadt, die mit Buden bedeckt sind, und endlich

viertens die freien Plätze in der Josephsstadt vor der Hatvanenlinie, welche der Roßmarkt oder der Bauernmarkt genannt werden.

Gleich an dem folgenden Tage nach meiner Anwesenheit galt mein erster Ausflug dem schönen Donau-Quai, der schon jetzt prachtvoll und bequem ist und, wenn erst einmal die neue Pesther Brücke fertig ist, einzig in seiner Art sein wird. Es ist ein über eine Stunde langer, breiter Strich freien Landes, der auf der einen Seite die Donau und auf der anderen eine Reihe von großen schönen Häusern hat, die in ihrem Rez de chaussée fast durchweg zu Magazinen und Krambuden dienen.

Am Morgen war der ganze Quai von Tausenden von handelnden Menschen erfüllt. Die Schiffe, die Dampfer, die großen Donau-Hajos, die Theißfahrzeuge, österreichische Boote von der oberen Donau und andere von Semlin, Belgrad, Syrmien ꝛc. lagen in Reihe und Glied am Ufer hin. Ein Theil ihrer Waaren war auf dem freien Platze des Quais aufgehäuft.

Ich ging zuerst zu den Schiffen und ließ dann einige Magazine die Revue passiren.

Diese Schiffe hatten alle vorn auf der Spitze einer langen Stange irgend einen Gegenstand ausgesteckt, z. B. einen großen Topf, eine Weinflasche, einen Stuhl, einen Tisch, einen Besen, ein Kreuz, einen hölzernen Trog, einen

riesengroßen Löffel u. s. w. Ich glaubte Anfangs, daß damit die Waare bezeichnet werden sollte, welche sie führten, hörte aber bald, daß es nur ein Abzeichen oder gleichsam ein Wappen sei, welches die Schiffe führten, um sich ihren Kunden gleich von Weitem bemerklich zu machen. Nur nahm es sich wunderlich aus, daß sich alle diese Dinge nicht etwa wie bei unseren Wirthshausschildern im Bilde präsentirten, sondern wirklich in natura in der Luft baumelten.

Die größten und solidesten Flußschiffe dieser mittleren Donau, die man als bei Raab diesseits der Donau-Verflachung, die unterhalb Preßburg statt hat, beginnend und als unterhalb Semlins bei den Donau-Kataraften endend annehmen kann, heißen auf Ungarisch „Telyfohajo's" (sprich: Teltjfohajo's), d. h. so viel als ganze oder vollkommene Schiffe. Diese Telyfohajos sind überhaupt die größten Donauflußschiffe, die es auf irgend einem Schifffahrtsstücke dieses Stromes giebt; sie tragen bis zu 10000 und 12000 Metzen Weizen, was der Ladung eines nicht ganz kleinen Seeschiffes gleich kommt. Sie beschiffen auch die untere Theiß bis Szegedin hinauf, denn die Schifffahrt dieses Flusses gehört durchaus in jeder Beziehung noch mit zu dem bezeichneten mittleren Donau-Schifffahrtsgebiete. Ja die meisten und beßten Telyfohajos werden sogar an der Theiß in Szegedin, welches an diesem Flusse ebenso die größte Handels- und Schifffahrtsstadt wie Pesth an der Donau ist, gebaut, andere auch in Eszek an der Drau. Eszek bekommt das harte schöne Eichenholz zu diesen Schiffen

aus den Wäldern Slavoniens und Szegedin aus denen Siebenbürgens.

Ich besah ein solches Szegedin'sches Telyfohajo im Detail und muß gestehen, daß es das größte und solideste Donauflußschiff war, welches ich sah, obgleich es bereits 27 Jahre alt war. Gewöhnlich werden diese Schiffe 30 Jahre alt und darüber, denn sie sind alle aus dem beßten Eichenholze gebaut, wenigstens gilt dieß durchaus von dem unteren, im Wasser gehenden Theile. Wegen der großen Sonnenhitze auf den ungarischen Flüssen leidet der obere Theil mehr und wird häufig erneuert. Das Ausbessern der Schiffe nennen sie „schopen", und die Ausbesserer oder Kalfaterer heißen „Schoper". Die Schiffe werden durchweg auf folgende Weise geschopt: Alle Fugen und Risse werden mit Werg ausgehämmert und darauf Latten genagelt, und zwar so, daß ein Nagel dicht bei dem anderen steckt, so daß ihre großen metallenen Köpfe dem Schiffe zugleich zur Zierde dienen, wie bei den altmodischen Lederstühlen unserer Sattler.

Die Telyfohajos werden jährlich eleganter und besser gebaut, und ich sah mehre auf der Theiß, die man in Betracht der Umstände und namentlich im Vergleich mit den oberen Donauschiffen Prachtgebäude, freilich etwas plumper Art, nennen konnte. Diese Verbesserung des Schiffsbaues ist zum Theil ein Zeichen von dem zunehmenden Verkehr in Ungarn, zum Theil wird sie dem Verkehre wieder besseren Vorschub leisten.

Der dicke, künstlich gearbeitete Strick, an welchem

die Schiffe den Fluß hinaufgezogen werden, und welchen die Oesterreicher „Zwisel" nennen, heißen die Ungarn „Rud", d. h. eigentlich die „Deichsel". Der Strick aber, welcher vom Maste des Schiffes zum Zwisel hinabläuft, heißt „Allatsáy," und den Anker nennen sie „Vasmatska" (sprich: Waschmatschka), dessen buchstäbliche Bedeutung einen recht guten Vergleich in sich schließt. Es heißt nämlich: „die Eisenkatze".

Die Cajüten auf den Telyfohajos, welche ich sah, fand ich sehr geräumig und hinten auf jedem einen großen Kastenheerd, den sie „Tüzhely" (sprich: Tüshelj), d. h. Ort des Feuers, nennen. Wegen der heißen Sonne in den ungarischen Steppen, durch welche die Flüsse und Schiffe ziehen, müssen die letzteren sehr stark getheert werden, und wir fanden an mehren in der That den Theer in Massen ausgegossen. Die vornehmste Waare, welche diese Telyfohajos bringen, ist Getreide aus dem Banat und aus der Batschka, außerdem aber noch vieles Andere. Die Hauptzielpuncte ihrer Reisen sind auf der einen Seite Pesth, auf der anderen Szegedin, dann aber auch Raab, Eszek, Neusatz u. s. w.

Außer den „vollen Hajos" kommen dann aber auch noch viele kleinere Schiffe aus den unteren Donaugegenden. So z. B. sah ich am Pesther Quai zu dieser Zeit nicht weniger als 10 große „Plätten" liegen, die alle mit Töpfen, buntbemalten Kisten, Möbeln, Manufacturwaaren, großen Blöcken Pech und anderen Gegenständen aller Art, die sie auf der Messe eingekauft hatten, beladen und für die Türkei bestimmt waren.

Bei den hiesigen Deutschen hört man immer viel von „harten" und von „weichen" Schiffen reden. Unter jenen verstehen sie die aus Eichenholz gebauten, vorzugsweise die Szegediner und Eszeker Telyfohajos, unter diesen aber die aus Tannenholz gezimmerten, besonders die hier sogenannten „Passauer Zillen." Ich glaube, daß hier alle die von Passau, von Linz, aus Baiern und Oesterreich kommenden Schiffe so genannt werden. Diese Passauer Zillen sind gewöhnlich mit den österreichischen Farben, Kienrußschwarz und Ockergelb, angestrichen. Sie gehen in der Regel nicht wieder die Donau aufwärts zurück, sondern bleiben hier und werden als Holzwaare verkauft, oder sie werden hier ausgebessert, bekommen ein Dach und fahren dann auf dem Flusse weiter. Sie führen meistens Thonerde, Töpferwaaren, Kehlheimer Steine, Graphit, Bauholz und andere Gegenstände mit sich. Die feinen österreichischen Manufacturgegenstände gehen per Dampf heran, oder kommen zu Lande. Während die ungarischen Schiffe aus dicken Balken gezimmert sind, sind diese Passauer Zillen nur aus Bretern zusammengenagelt.

Ich vermag auf keine Weise zu bestimmen, wie sich jetzt die Landzufuhr zu der Wasserzufuhr nach Pesth verhalten möge. Aber so viel ist wohl gewiß, daß diese in einem weit größeren Wachsthume begriffen ist als jene. Die Raizen, wie ich schon oben bemerkte, sind auf diesem Theile der Donau die vornehmsten Schiffer, und man kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß die größere Hälfte der Schiffer aus ihrer Nation genommen ist.

Neben den Schiffen war zunächst der Topfmarkt,

und ich muß sagen, daß ich noch in meinem Leben nicht so viel Topfwaare und besonders so viel wunderliches, fremdartiges und eigenthümliches Thongebilde auf einem Fleck gesehen habe. Ich will einige beschreiben, weil sie Gelegenheit geben zur Berührung ungarischer Sitten und Gewohnheiten.

Zunächst und vor allen Dingen gab es da lange Reihen von riesengroßen Töpfen oder Urnen, in denen die Ungarn das Schweineschmalz und das gesalzene Schweinefett aufbewahren, welches in ihren Haushaltungen und Küchen eine so bedeutende Rolle spielt.

Ferner sah man irdene Pfannen zum Braten des Fleisches. Der gemeine Ungar verbraucht deren viele, da er Fleisch in großen Quantitäten genießt. Wer bei uns gebratenes Fleisch ißt, kann auch eine eiserne Bratpfanne bezahlen. Ich glaube aber, daß unsere Armen sich auch wohl die grobe ungarische irdene Bratpfanne gefallen ließen, wenn sie nur das Fleisch darin hätten.

Alsdann zeigten sich große Haufen von „Nudelseigern.“ Diese Nudelseiger von Erde sind unten durchlöchert. Es werden darin bei den ungarischen Bauern die im Wasser gekochten Nudeln aufgetragen, von denen das Wasser unten durch die Löcher abläuft.

Unzählig waren die eigenthümlich gestalteten Pfannen für das ungarische Nationalgericht Nötis. Dieses wird aus Weizenkörnern bereitet, die man erst im Wasser keimen ließ. Die Keime selbst werden nachher, nachdem man die Körner trocknete, abgerieben, und der zerstoßene Teig wird in jenem Topfe so lange gebacken, bis er sich mit

einer bräunlichen Kruste überzieht. Es giebt dieß selbst ohne Zucker und Gewürz einen ganz schmackhaften Kuchen.

Wiederum gab es ungeheuere Massen von den in Ungarn gewöhnlichen Wasserkrügen. Dieselben sind wunderlicher Weise folgendermaßen eingerichtet: Der Hals, durch den das Wasser eingefüllt wird, ist eng und hat in seiner Röhre ein kleines Sieb stecken, das ebenso wie das Ganze aus Thon gemacht ist. Das Sieb ist dazu da, damit keine Unreinlichkeiten und Thiere mit hineinkommen. Getrunken wird aber nicht aus dem Halse, sondern aus dem Henkel. Dieß ist mir wirklich so curios vorgekommen, wie die verkehrte Welt, und doch ist es so. Der Henkel nämlich, an welchem das Gefäß angefaßt wird, ist hohl, und seine Höhlung steht mit dem Inneren in Verbindung. Nach außen hin hat er ein kleines Löchelchen, und durch dieses Löchelchen des Henkels saugen die Ungarn das Getränk hervor. Sie loben es, daß bei dieser Einrichtung des Gefäßes und bei dieser allseitigen Abschließung das Getränk sehr kühl bleibe, aber ich habe keinen Begriff davon, wie man auf diese Weise das Innere des Kruges gründlich reinigen könne.

Ebenso wunderlich, obgleich doch zweckmäßiger als diese thönernen Trinkkrüge für den Hausgebrauch ist das allgemein in Ungarn bei Magyaren, Deutschen, Walachen und Slaven übliche Trinkgefäß, dessen sie auf der Reise, bei Feldarbeiten und bei dem Weiden des Viehes sich bedienen, nämlich die berühmte und schon mehrmals von uns erwähnte „Tschuttora.“ Da ich auf der Pesther Messe wenigstens einige Tausende dieser Gefäße zu sehen

bekam, so möchte hier der Platz sein, wenigstens einmal eines von diesen Tausenden zu beschreiben. Die Tschuttora ist eine runde dickbäuchige Flasche aus Holz, auf zwei Seiten flach gedrückt, mit einem kleinen, engen Halse; sie wird in der Regel aus einem einzigen Stücke Holz gedrechselt, oben und unten bleibt ein Loch, damit der Arbeiter mit seinen Instrumenten das Innere ausräumen könne. In das obere Loch wird dann der Hals gesetzt, das untere aber wird wieder mit einem genau eingefügten Holzstücke verschlossen, und dann auf diesen Zapfen eine zierliche Rosette von buntem Leder genagelt. Gewöhnlich überzieht man die Tschuttoras, um ihre dünnen Holzwände zu verstärken, mit Füllenleder; übrigens sind sie stets mit Riemenwerk geziert und können an Riemen um den Hals gehängt werden. Auch haben sie vier kleine, aber sehr kurze und nahe bei einander gestellte Füßchen, auf denen die bauchige Maschine ebenso wenig feststeht, wie ihr Besitzer, wenn er sie geleert hat, auf seinen beiden langen Beinen. Es giebt kein ungarisches Haus, in welchem man nicht Tschuttoras von allen Größen findet, zuweilen so große, daß sie einem Fäßchen gleich kommen. Auch die vornehmen Ungarn sind in die Tschuttoras so verliebt, daß sie sie auf Reisen, Jagden und bei ähnlichen Gelegenheiten häufig gebrauchen. Und vom Tokayer an bis zu dem Sumpf- oder Salzwasser, welches die Hirten in den Steppen trinken, werden aus dieser Flaschenform die meisten, ungarischen Getränke, die köstlichsten und die geringsten, genossen. Es ist offenbar, daß die ungarische Nation die Tschuttora

von allen anderen Gefäßen mit Vorliebe geschmückt und mit Sorgfalt ausgearbeitet hat. Und in allen Volksliedern, in denen wir das „Fläschchen" (Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen) oder den „Becher" (Laß reichen mir einen goldenen Becher Weines) besingen, preisen die Magyaren die Tschuttora. Es giebt eine Menge Tschuttoralieder bei ihnen. Es ist nun kein Zweifel, daß dieß mit Füllenleder überzogene Utensil schon seit uralten Zeiten von den Magyaren gerade so verfertigt worden sei, wie sie es noch jetzt verfertigen, und sicherlich sind sie auch nomadisirend mit Tschuttoras um den Hals in Asien umher gezogen und ebenso pilgernd in Ungarn eingewandert. Man sucht ihre Brüder in Asien vergeblich und hat sich umsonst bemüht, aus der Sprache, aus den Urkunden, aus den Gesetzen die magyarische Verwandtschaft und Brüderschaft in Asien zu entdecken. Solche Dinge wie die Tschuttora sind oft ebenso constant und unveränderlich, wie Sprache, National-Charakter und Anderes. Man sollte auch sie irgendwo in Asien zu suchen nicht vergessen. Die Nomaden, welche eine ganz ebenso zusammengesetzte Tschuttora führen, müßten sofort dem nach Magyaren-Brüdern Suchenden sehr bemerkenswerth erscheinen.

Endlich, um nun mit den Gefäßen zu schließen, besahen wir uns noch die Vorräthe von Thonschüsseln für den in allen ungarischen Steppen so nöthigen „Tarhonya" (sprich: Tarhonja). Dieser Tarhonya ist ein mit saurer Milch angemachter Mehlteig, der in jenen Schüsseln über dem Feuer getrocknet, zerrieben und ge-

röstet wird. In diesem Zustande läßt er sich einen ganzen Sommer über, ja, wenn sie ihn vor Feuchtigkeit bewahren, 2 bis 3 Jahre lang aufbewahren. Sie nehmen davon einige lederne Säcke voll in die Steppen mit und thun zu Zeiten davon eine Hand voll an's Schweinefleisch. Den Hirten und einsamen Pusten-Bewohnern, die nicht immer gleich das Nöthige bei der Hand haben, thut der Tarhonya auf diese Weise gute Dienste, besonders auch deßwegen, weil er das viele Fett, welches sie dort essen, in etwas dämpft und sie ein wenig von der eigenthümlichen ungarischen Krankheit, in welche sie bei dem vielen Fleisch- und Fettessen leicht verfallen, vor dem „Csömör“ (sprich Tschömör) bewahrt.

Dieser Csömör ist in Ungarn so allgemein und gewöhnlich, daß ich nicht unterlassen kann, gleich hier davon zu sprechen, um somehr, da ich eben neben jenen Töpfen das erste Beispiel eines mit dem Csömör Behafteten erblickte. Es saß dort ein alter Ungar, der ganz elend aussah, gähnte, sich dehnte und, als wir ihn fragten, was ihm fehle, uns ganz lamentabel antwortete: „Ah Jesus Maria, megcsömöröttem!“ (Ach Jesus Maria, ich habe den Tschömör gekriegt). Für gewöhnlich bedeutet „csömör“ weiter nichts als Ekel, Uebelbefinden, und „megcsömöröttem“ heißt dann blos: „mir ist ganz übel geworden.“ Aber dann ist csömör auch eine bestimmt ausgeprägte Art von Uebelkeit, die besonders durch vieles Fleischessen herbeigeführt wird und oft sehr plötzlich eintritt. Den Patienten wird dabei

zunächst übel, sie verlieren den Appetit, müssen beständig unwillkürlich gähnen, fühlen sich matt in den Gliedern, steif im Rücken und bekommen dabei gewöhnlich kleine Pusteln, Knöpfe oder Knötchen in der Haut. Csomo (sprich: Tschomo), heißt im Ungarischen nämlich der „Knopf" oder „Knoten", und wahrscheinlich hat die Krankheit daher den Namen: Csömör, und vielleicht ist dann wegen der Häufigkeit dieser Krankheit unter den Ungarn der besondere Name überhaupt auf jedes allgemeine Uebelbefinden und auf den Begriff „Ekel" ausgedehnt worden. Kein Arzt und keine Medicin, behaupten sie, kann dabei etwas helfen, und die Krankheit dauert unabwendlich 3 Tage, die sie beständig mit Gähnen und Fasten hinbringen. Eine Hauptlinderung gewährt ihnen dabei das Reiben des Rückens, das Biegen und Kneten der Gelenke. Die gemeinen Leute lassen sich sogar herzhaft in die Seite stoßen, mit Füßen treten, die Arme aufheben und mit einem derben Ruck wieder niederziehen und dergleichen mehr, und sie behaupten, daß ihnen dieß besonders wohlthuend sei und allein die Krankheit vertreiben könne. Die deutschen Ungarn, sagte man mir, bekämen den Csömör nicht, aber die kleinen Edelleute auf dem Lande, wo sie ziemlich geschäftlos und üppig lebten, wären ihm so gut unterworfen, wie die Bauern, und mir wurde das Beispiel eines solchen Edelmannes citirt, der oft am Csömör litte, und dessen Frau sich alle Augenblicke entsetzte, wenn er zu klagen anfinge: „Ah Jesus Maria megcsömöröttem," weil sie dann mit seiner Laune drei Tage lang zu ringen und dabei

mit Kneten, Rückenreiben, Gliederziehen, Recken, Rucken und Kratzen bei ihrem Gemahle die Hände vollauf zu thun hätte.

Die Leute, welche die genannten Sachen feil hatten, waren zum großen Theile Slaven und Magyaren. Auch viele deutsche Bauern, Colonisten aus den entfernteren Gegenden Ungarns, waren mit solchen rohen Kunstproducten da. (Mit Lebensmitteln und den Gegenständen des täglichen Verbrauchs kommen sonst größtentheils nur deutsche Bauern auf die Pesther Wochenmärkte, weil die nächste Umgegend von Pesth viele deutsche Colonieen enthält.) Man erkennt diese aus entfernten Gegenden kommenden deutschen Bauern nicht gleich als solche, weil sie oft ihr Deutschthum in Schnurrbärten, Gatjen, breitkrämpigen Hüten und Zischmen vermummt haben und von außen auf den ersten Anblick frappant aussehen wie Magyaren. Einer dieser Bauern, den ich anredete, und der aus dem Bakonyer Walde mit Holzschnitzwaaren, Rechen, Löffeln, Schaufeln, Wannen u. s. w. herbeigekommen war, bestätigte mir die guten Nachrichten über den Fortgang des Kartoffelbaus, die ich bereits am Neusiedler See gesammelt hatte, auch für seine Nachbarschaft. Auch er sprach wörtlich wie dort, die Ungarn hätten noch vor dreißig, ja vor zwanzig Jahren alles Schlimme von den Kartoffeln gesagt und sie nur den Schweinen gegeben. Jetzt aber bauten sie sie im Bakony fast allgemein. Es kamen bei unserem Gespräche noch mehre deutsche Bauern hinzu, einige in der Landwirthschaft kundige Magyaren hatte ich ohne-

dieß noch bei mir, und ich warf daher bei dieser Gelegenheit vor diesem Consilium die Frage auf, ob es wahr sei, was ich gehört und gelesen habe, daß die meisten ungarischen Benennungen von ackerbaulichen Instrumenten entweder deutschen oder slavischen Ursprungs seien. Sie protestirten alle mit Hand und Fuß dagegen und sagten, das sei nicht wahr, die Benennungen seien ächt ungarisch. Ja der kleinste Theil des Pfluges habe seinen eigenen ungarischen Namen, woraus man sehen könne, daß sie schon längst, auch ehe sie nach Ungarn gekommen, Ackerbau getrieben haben müßten. Als ich dieß nicht recht glauben wollte, wurden die Leute gar so heftig, daß es schien, als habe ich sie durch meine Behauptung stark beleidigt. Nun in Deutschland darf ich es doch wohl sagen, daß die Namen der hauptsächlichsten Ackerbauinstrumente in der That höchst wahrscheinlich nicht ungarisch, sondern slavisch und deutsch sind.

„Eke“ z. B heißt der Pflug. Dieß ist entweder von dem deutschen Worte „Egge“ genommen, das fälschlich auf den Pflug angewandt wurde, oder kommt vom deutschen Worte „ackern“ her, oder endlich, was das Wahrscheinlichste, von dem Ausdrucke „Haken,“ dessen auch noch einige Slaven in Ungarn sich für die Bezeichnung des Pfluges bedienen, indem sie ihn „Hak“ nennen.

„Barona“ heißt die Egge, welches Wort für dasselbe Instrument bei allen Slaven in Gebrauch ist.

„Ispót“ kommt vom deutschen Worte: „Spaten“ her. Die Vorsetzung des „i“ vor das „s“ ist in solchen Fällen

ganz gewöhnlich bei den Ungarn, z. B. in den Worten: „Istwan“ (Stephan), „Istállo,“ der Stall, „Istáb,“ der Stab.

„Laitorja“ heißt die Leiter, „Sak“ der Sack, „Tengely“ Dinkel, „Lentse“ Linsen. Dieß sind nur einige solche agronomische Benennungen, es giebt ihrer aber noch viele.

Daß übrigens die einzelnen Theile des Pflugs und anderer Werkzeuge ächt ungarisch sind, kann immerhin wahr sein, denn nachdem die Ungarn das ganze Instrument mit dem einen Namen empfangen hatten, werden sie sich nicht bemüht haben, auch den fremden Namen jedes einzelnen Nagels zu lernen, sondern diese Nebendinge lieber selber getauft haben.

Einer der in dieser Gegend des Marktes bedeutendsten Artikel und dabei ein ächt ungarischer war die Seife. Es waren wirklich erstaunliche Quantitäten davon auf dem Platze. Diese Seife wird alle in den ungarischen Steppen, besonders an der Theiß bei und in Debretzin und Szegedin gemacht. Die geschätzteste kommt aus Debretzin, in großen, langen, ziegelsteinartigen Stücken, „Töke szappan“ (Seifenklötze) genannt. Inwendig sieht sie aus wie Limburger Käse, in einigen Sorten mehr gelblich wie Wachs, in anderen mehr weiß wie Talg. Sie ist sehr leicht und trocken. Die Hausfrauen waren überall geschäftig, diesen Artikel mit Begierde aufzukaufen.

Von Debretzin kommt alles ächte Magyarische, — aus jener Gegend, wo die Magyaren zuerst in Ungarn eindrangen, und wo sie wahrscheinlich daher auch am

gründlichsten die fremdartige Urbevölkerung vernichteten und verwischten. In Debretzin blüht der „Magyar Hit“ (der magyarische Glaube) vorzüglich, d. h. der Glaube der Reformirten, der so genannt wird, im Gegensatze zu dem „Nemet Hit“ (dem Glauben der Deutschen), d. h. dem Lutherischen Glauben. Die Debretziner meinen, oder meinten wenigstens sonst, ehe die Pesther Sprachreinigungen vorgenommen wurden, sie sprächen das nachahmungswertheste Ungarisch. Aus Debretzin kommen die beßten eigentlich ungarischen Producte, wie z. B. das eben genannte Product, das dort in nicht weniger als 100 Seifensiedereien gewonnen wird. In Debretzin giebt es 210 Kepeneschneider und 700 Zischmenmacher. In Debretzin werden die ächten ungarischen Tabackspfeifen gemacht, und zwar jährlich, wie die neueste ungarische Statistik behauptet, 11 Millionen Stück, was für jede Seele des Königreichs 1 Stück wäre. „Gehen Sie nach Debretzin,“ sagten mir Viele in Pesth, „wenn Sie Ungarn kennen lernen wollen. Denn in und bei Debretzin wachsen endlich auch die schönsten und großen Melonen,“ die wiederum eine ächt ungarische Frucht sind. Vielleicht haben die Ungarn die Melonenzucht, besonders die Zucht der Wassermelonen, oder doch wenigstens die große Neigung für sie mit aus den Ländern am schwarzen und kaspischen Meere gebracht, welches die Mutterländer dieser Frucht, der Gurken und ähnlicher solcher Gewächse zu sein scheinen, denn sie werden dort in großer Menge, wie die Erbsen oder Bohnen bei uns, auf den Aeckern ge-

pflanzt. In ganz Ungarn sind sie jetzt fast ebenso stark verbreitet, und die Magyaren selbst ihre vornehmsten Pfleger. Auf dem Pesther Markte befanden sich besonders auch große Quantitäten von Wassermelonen, die hier köstlich sind und gewöhnlich zur Zeit der Augustmesse reif werden, weßhalb man diese Messe auch wohl die „Melonenmesse" nennt. Die Wassermelonen werden in Ungarn etwas anders gegessen als in Rußland. In Rußland schneidet man sie in Scheiben, an denen der zugehörige Theil der Rinde sitzen bleibt, und beißt dann ein wie an einem Brotstücke. In Ungarn aber nimmt man die ganze Melone vor sich und höhlt sie mit dem Löffel aus, indem man ein Stück nach dem anderen herausbricht und den Saft zugleich mit dem Löffel schöpft. Diese Weise gefällt mir besser. Sie ist luxuriöser und dem Charakter der Melone angemessener. Ich sah in Pesth eine vom landwirthschaftlichen Verein ausgestellte Melone von 60 Pfund. Ein Ungar aus Debretzin sagte mir, es wäre nichts Seltenes, daß dort die Zuckermelonen sogar bis zu einem Gewichte von 100 Pfund anschwöllen und doch dabei, was die Hauptsache sei, vollkommen süß und schmackhaft blieben. Bei dem Dorfe Sámson (sprich: Schaamschon) bei Debretzin seien die beßten, und da sei auch eigentlich die Quelle und der Ort des Ursprungs aller ungarischen Melonen. Auch die Kürbisse würden dort über einen Centner schwer, ja er habe mehre von 200 Pfund Gewicht gesehen. Die geringen Leute essen in Ungarn viel Kürbisse; diese werden in Scheiben ge-

schnitten, wie Kastanien gebraten und von Weibern auf den Straßen verkauft.

Die Pesther Messe hat nicht nur für ganz Ungarn eine große Wichtigkeit, indem sie den verschiedenen Theilen des Reichs Gelegenheit giebt, ihre Waaren gegen einander auszutauschen, sondern auch, und zwar fast noch mehr für die an Ungarn angränzenden Provinzen, die türkischen im Süden sowohl, als die deutschen und polnischen im Norden. Die deutschen Provinzen, Oesterreich, Mähren, Schlesien und dann der westliche Theil Galiziens umlagern das an rohen Naturproducten reiche Ungarn mit einer ganzen Kette industrieller, Leder, Wolle, Baumwolle, Seide und andere solcher Artikel verarbeitenden Manufacturstädte, die bei Neunkirchen beginnt, über Neustadt nach Wien geht, von Wien über Brünn nach Teschen sich weiter schlingt und sich endlich über Biala hinaus in Galizien verliert. Die Hauptartikel, welche diese Gegenden in Pesth suchen, sind Baumwolle, Wolle, Taback und Felle, alsdann auch Wachs, Wein, Getreide und noch viele andere minder bedeutende Sachen, als Knoppern, Hölzer, Galläpfel u. s. w.

Die Juden sind es besonders, welche die genannten Provinzen durch ihre Commission und Spedition mit Ungarn und namentlich mit der Pesther Messe in Verbindung setzen, sowie die Raizen, wie wir schon sagten, dasjenige Volk sind, das den Verkehr die Donau hinab nach der Türkei vornehmlich besorgt, und wie die Deutschen den Verkehr mit Wien und, man kann

fast sagen, den ganzen übrigen Handel in ganz Ungarn vornehmlich leiten.

Der Hauptschauplatz des genannten Verkehrs sind daher die Gehöfte in dem Judenviertel, alle die großen inneren Hausplätze an der großen Königsstraße hin, welche mitten durch die Theresienstadt zieht, und in welcher Gegend die meisten Juden wohnen. Diese Straße ist zur Marktzeit die belebteste von allen. Juden, Ungarn, Siebenbürger und Walachen treiben sich hier hin und her. Vier-, sechs- und achtspännige Wagen, mit riesengroßen Dächern bedeckt und mit Fellen oder anderen solchen Gegenständen versehen, fahren durch die Thorwege aus und ein. Zuweilen springen noch neben den sechs Pferden zwei bis drei Füllen nebenher, und ebenso viele Pferde sind noch zur Reserve oder zum gelegentlichen Verkauf hinten angebunden. In den inneren Gehöften bieten sich ein Schmuz, eine Unordnung, eine Plunderwirthschaft, eine Packerei und Zottelei dar, die ihres Gleichen suchen, und die man sich denken kann, wenn man hört, daß ungarische und polnische Juden auf der einen Seite und Walachen und Slowaken auf der anderen die handelnden Parteien sind, und zum Theil noch stinkende Felle und Bettfedern die Gegenstände, um die es sich handelt. Ich würde es der Mühe werth finden, diese Judenhöfe zu schildern, wenn nicht am Ende der große Bauernmarkt vor der Hatvaner Linie, der während der Messe am 29sten, 30sten und 31sten August stattfindet, doch noch alles Andere an Interesse überböte.

Ich ging am ersten Markttage, einem Sonntagnachmittage den 29sten August zu diesem merkwürdigen Markte hinaus, in Gesellschaft einiger böhmischen Industriellen, gewiß der beßten Begleitung, die ich mir wählen konnte. Denn was die Engländer in Europa sind, das sind die Böhmen in der österreichischen Monarchie, die Seele der meisten industriellen Unternehmungen und die Begründer neuer Erfindungen. Sie lobten mir beständig die Industrie ihres Vaterlandes und setzten mir mit den Bildern, die sie davon entwarfen, die rohen Producte, welche ich auf jenem Markte sah, in ein hell contrastirendes Licht.

Wir kamen durch verschiedene Gegenden der Stadt Pesth, durch Theile, in welchen seit der Ueberschwemmung noch manche Gebäude darniederlagen, durch andere Theile, in welchen ganze Reihen kleiner zierlicher Häuser an die Stelle der alten, durch das Wasser zerstörten auf hohen Dämmen wieder aufgebaut waren. Auf einem freien Platze, den wir überschritten, wurde ein Bettfedernmarkt abgehalten, auch ein Markt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Die Bettfedern waren in Bettkissen verpackt, und so der ganze Platz mit solchen über einander gepackten Bettkissen bedeckt. Den Vorübergehenden öffneten die Verkäufer sogleich die Kissen und zeigten ihnen die Güte ihrer Federn, indem sie sagten: „Die schönsten Gänsedaunen, meine Dame, zu 15 Gulden Schein die ganze große Decke. Es ist nur ein und ein halbes Pfund Federn darin, und doch bildet das Ganze eine Masse, wie ein Berg.“ Ich sah ein junges hübsches

Mädchen um einige Kissen handeln. Wir wünschten ihr im Stillen, sie möchte sanft in den Dunen träumen, und traten aus dem Federstaube des Bettmarktes auf den Sandstaub der großen Hatvaner Straße. Hier trieb sich eine große Masse von Menschen und Thieren zur Stadt hinaus. Die Sonne ging für uns unter, als wir hier eintraten, denn es schwebte eine für die Sonnenstrahlen undurchdringliche Decke feinen Staubes über dem ganzen Getümmel. Wir überließen uns dem Strome der Massen und wurden auf diese Weise zu dem Ziele, zu welchem wir zu gelangen wünschten, richtig und glücklich hinaus gestoßen und geschoben.

Es war dieß ersehnte Ziel ein großer, weiter, wüster Platz, der mit Menschen und Thieren aller möglichen Nationen und Racen der Art angefüllt war, daß man behaupten konnte, es sei hier für einen Ethnographen Beobachtungsstoff auf sechs Monate gewesen. Ich glaube nicht zu viel anzunehmen, wenn ich sage, daß damals auf diesem Plätze und seiner Nachbarschaft sich zum wenigsten 30,000 Menschen hin- und hertummelten. Der Boden des Platzes war sehr uneben und bildete hier und da kleine wellenförmige Hügel und niedrige Abhänge. Auf dem einen Hügelchen nun hatten einige hundert Weiber einen Hühnermarkt etablirt, mit Eiern und lebendigem Federvieh. Hier war ein Hügel mit einer großen Heerde von Schweinen besetzt, dort auf einer Ebene wurden Schaaren von Pferden feilgeboten, dort wieder war ein Thal mit Schafen bedeckt. An jenem Abhange oder Graben hatte sich eine Reihe slowakischer Leinwandhändler

postirt, und zwischen dem Allen durch schlängelte sich eine Straße von Boutiken mit den Kaufproducten der ungarischen Zischmenmacher. Auf der Spitze eines Rasenhaufens hatte ein Orgeldreher seine Fahne aufgesteckt und erklärte in ungarischer Sprache den umstehenden Völkern die „vier letzten traurigen Lebensmomente" des Kaisers Napoleon, die er in Originalbildern auf seiner Tapete hatte. Außer von Napoleon war auf diesem ganzen Markte, soviel ich bemerkt habe, von keinem einzigen anderen großen Manne die Rede, und ich betrachte den Umstand, daß die Slowaken, Magyaren und Walachen außer ihm keinen anderen Mann kennen, dessen vier letzten Lebensmomenten sie noch einige Aufmerksamkeit zu widmen würdigten, als ein nicht geringes Zeugniß der außerordentlichen Größe dieses Menschen.

Am Eingange des Marktes, in einer langen Cohorte an einer Mauer hin, saßen vor allen Dingen die Paprikahändlerinnen. Ich mußte mich wundern über die großen Quantitäten dieses scharfen Stoffes, welchen sie feilboten. Sie hatten ganze Mehlsäcke bis an den Rand voll rothen Paprikastaubes, von dem für unseren Gaumen schon eine Messerspitze voll hinreicht, uns ein Gericht zu verderben, — und doch ist dieß auf allen ungarischen Bauermärkten gewöhnlich. In den Hotels der ungarischen Städte bekommt man, wenn man will, fast jedes Gericht mit Paprika servirt, z. B. „Paprikafleisch," „Paprikafisch," „Paprikaspeck." Bei den gemeinen Ungarn versteht sich der Paprika so von selbst,

daß es gar nicht mehr hinzugesetzt wird, und es kommt einem so vor, als wüchse in des Ungarn Keller, Küche, Stall und Felde Alles schon von Haus aus mit Paprika vermischt. Nur Brot backen sie noch nicht aus Paprika. Uebrigens ist dieser Paprika die Schote desjenigen Gewächses, welches wir türkischen Pfeffer (Capsicum annuum) nennen, und welches in Ungarn, der ganzen Türkei, in Südrußland bis zum kaspischen Meere in allen Gärten wächst, entschieden aber in Ungarn seine ergebensten Anhänger hat. Die Kerne und die Schote selbst werden zu Staub zermahlen, denn das Ganze ist von dem pfefferigen Feuer durchdrungen. Wahrscheinlich ist dieser Paprika auch der Taufpathe zu unserem ostindischen „Pfeffer“ gewesen, denn die Griechen kannten ihn schon und nannten ihn *πέπερι* (peperi), von welchem Worte das lateinische piper, das deutsche Pfeffer, das slavische peprika, das ungarische paprika u. s. w. abzuleiten.

Die Slowaken sind auf diesem Markte in Leinwand die vornehmsten Kaufleute, sie verfertigen diesen Artikel selber. Sie bewohnen den nordwestlichen Theil Ungarns, der an Schlesien und Mähren gränzt, und es haben sich von diesen Ländern aus noch mehre Industriezweige über die Gebirge zu ihnen hinüber verzweigt. Was die Böhmen für die ganze österreichische Monarchie sind, das sind die Slowaken ungefähr wieder für Ungarn; bei ihnen giebt es mehr Fabriken und Industrie als in irgend einem anderen Theile des Königreichs.

Die Ungarn findet man bei den Pferden und dem

Rindvieh. Man hat hier Gelegenheit genug, die Reiterkünste der Tschikosen (Pferdehüter) zu bewundern, die überall mitten durch das Menschengetümmel hindurchgaloppiren, um ihren Käufern Lust zu machen. Ich sah einen dieser Leute, der besonders lebhaft war; der Käufer, dem er das Pferd vorparadiren ließ, bemerkte ihm, es schiene ihm, als drehe sich das Pferd bei'm Umwenden nicht gewandt genug. „Was? nicht wenden?" schrie darauf der Tschikose, setzte dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es in die Luft flog, und ließ es auf den Hinterfüßen, wie ein Kreisel, dreimal um sich selber eine Pirouette schlagen. — Die Ungarn sind von Haus aus eine Reiternation, und so lange sie nun auch schon entnomadisirt und ackerbauend innerhalb der festen Gränzen ihres jetzigen Vaterlandes still sitzen, so haben sie doch immer noch nicht diesen merkwürdigen Trieb, den sie sich bei'm Herumziehen in Asien aneigneten, verloren. Vielmehr blüht er unter ihnen noch stets mit der alten Energie. Einige Gelehrte sind entschieden der Meinung, daß die heutigen Ungarn und die alten Parther ganz dasselbe Volk seien, und in der That kann man das, was die Römer von den Parthern erzählen, in Europa wenigstens, nirgend besser deuten und verstehen lernen als in Ungarn. Obgleich durchaus völlig stammverschieden, so doch in vieler Hinsicht mit ihnen geistes- und sittenverwandt sind die Polen, die ebenfalls ein großes Reitervolk bilden. Von beiden, von den Ungarn wie von den Polen, hat Europa einen ausgezeichneten Zweig seiner Reiterei em-

pfangen, von diesen die Uhlanen, von jenen die Husaren. Die Husaren sind durchaus rein ungarischen Ursprungs, was auch das Wort „husz“ (d. h. zwanzig, weil nach einem alten Rekrutirungsgesetze von zwanzigen einer Reiter werden mußte, wonach Husar also ungefähr soviel als „der Zwanzigste“ heißt), das ein ächt magyarisches ist, schon zu erkennen giebt. Die Uhlanen mögen nur eine durch die Polen verbesserte und vervollkommnete ursprüngliche Erfindung der Tataren oder Kosaken sein. Es ist auffallend, daß, so große Naturreiter alle diese Völker, die Tataren, Kosaken, Polen und Ungarn, sind, doch so wenige Kunstreiter unter ihnen gefunden werden. Ja es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, je schlechter ein Volk von Haus aus im Allgemeinen reitet, es um so mehr Kunstreiter uns zu liefern scheint. Die meisten Kunstreiter, welche wir sehen, sind Belgier, Franzosen und Italiener, und gerade diese Völker sind von Haus aus nicht die beßten Cavaleristen, und eben die Italiener, die dem berühmtesten Kunstreitergeschlechte (Franconi) den Namen gaben, die schlechtesten von allen. Ebenso giebt es manche sehr musikalische Völker ohne Componisten, andere höchst poetische Völker ohne Schriftsteller. Auch kann man die Bemerkung machen, daß, je mehr eine gewisse angeborene Gutmüthigkeit (Bonhommie) unter einem Volke zu Hause ist, desto weniger echte wahre und hohe Tugend unter ihnen erscheine.

Auch an Zigeunern war auf diesem Markte ein Ueberfluß. Auf einem Platze traf ich ein Dutzend bei Tischen aufgestellter Zigeunerweiber, deren jedes einige Stücke Lein=

wand feilbot. Sie sagten uns, die Leinwand gehöre slowakischen Bäuerinnen, die ihnen dieselbe zum Verkaufen gegeben hätten. Es war merkwürdig anzusehen, wie täppisch sie sich bei diesem Geschäfte benahmen, wie unbeholfen sie ein großes Stück Leinwand in der Hand hielten, damit den Käufern nachliefen und ihnen die Enden des Tuchs auseinander rissen, um ihnen die Schönheit der Waare zu zeigen. Zuweilen, wenn sie nichts verkauft hatten, warfen sie die Leinwand wieder auf den Tisch und fingen unter einander an zu scherzen oder zu singen, indem sie sich um nichts bekümmerten. Ich glaube, die Slowakinnen hätten ein paar Paviane ebenso gut damit beauftragen können. Es ist unglaublich, welchen tief eingehenden und unvertilgbaren Stempel der Unmündigkeit, der Wildheit und Uncultur die vornehmen Bramanen diesen Sudr's durch die Sklaverei und Unterdrückung, in welcher sie sie hielten, aufgeprägt haben, indem sie die Fabel erdichteten, sie, die Bramanen selber, seien aus dem Munde Brama's gemacht, die Sudr's aber aus dem niedrigsten und unedelsten Theile seines Körpers. Diese Fabel lastet noch wie ein schrecklicher Fluch auf den Zigeunern, den Brüdern und Nachkömmlingen der Sudr's, und wo man sie auch beobachten mag, man ist immer versucht, zu behaupten, es fehle ihnen durchaus etwas, um volle Menschen zu sein.

Indem wir weiter gingen, kamen uns wieder zwei Zigeuner entgegen, ein langer junger Mensch und eine kleine Frau in mittleren Jahren, beide schwarz wie

Afrika. Das Weib lamentirte und gesticulirte heftig gegen den langen Menschen. Wir redeten sie an, sie sagte, es sei ihr Mann, ein Nichtsnutziger, ein Geck, ein Verschwender, und dabei fing sie bitterlich an zu weinen, indem sie hinzusetzte, er habe sich, ohne daß sie es gewußt, ein buntes baumwollenes Halstuch gekauft und dafür 20 Kreuzer ausgegeben, und nun sei dieses Tuch noch nicht einmal gut, sondern lasse von der Farbe. „Da sehen Sie, meine Herren," sagte sie, indem sie dem Manne das Tuch, das er bereits umgebunden hatte, aufhob, „sehen Sie, sein Hemd ist schon ganz blau gefärbt. Ach weh! wehe! wehe!" Der lange Zigeuner stand ganz geduldig daneben, indem er fortwährend lachte. Auch ließ er es sich ruhig und lachend gefallen, daß die Frau ihm an den Hals sprang und das Tuch aufhob, um es uns zu zeigen. Als sie es ihm aber herunterreißen wollte, hielt er es mit beiden Händen fest, unter beständigem Lachen. Keine Thränen haben mich je weniger gerührt als die von Zigeunern, und es ist nichts leichter, als sie vom Lachen zum Weinen, oder vom Weinen zum Lachen zu bringen. Ohne daß wir fragten, holte unser Zigeuner aus einer Masse von Lumpen, in die er sie sorgfältig eingewickelt, seine Papiere hervor, seinen Paß, eine Art von Gewerbeschein u. s. w., die er zwischen zwei Breter gesteckt und mit Schnüren umbunden hatte. Eine solche Sorgfalt war mir bei Zigeunern noch nicht vorgekommen. Doch wenden sie auch blos bei ihren Legitimationen so viele Mühe an, auf die sie so viel halten, wie auf die kostbarsten Documente und Privilegien, und weil sie schon

gewohnt sind, daß Jeder sie meistert und eine Autorität über sie auszuüben sich anmaßt, so legitimirten sie sich auch bei uns ohne Weiteres und ungefragt mit ihren Scheinen.

Auf diesem Markte war es auch, wo ich zum ersten Male die ungarische Zigeunermusik hörte, und zwar in einem Tanzlocale neben dem Markte, wo den ganzen Tag über Déjeûner, Diner und Thé dansant war. Es war hier natürlich nur Bauernvolk, Alles aus der untersten kraftvollsten Grundsuppe der Magyaren. So enge der Raum für die Masse der Menschen war, so eifrig waren doch die Tänzer im Hin- und Herschwenken, im Ergreifen, Heben und Fahrenlassen ihrer Mädchen. Es wogte auf und nieder, und der Boden wurde gestampft und getreten, als würde er von hundert Dreschflegeln gepeitscht. Dabei war es eine Hitze zum Ersticken, und der feine Staub, der, von allen den Viehheerden und den Ab- und Zufahrenden aufgeregt, die Luft erfüllte, drang in die offenen Thüren und Fenster, und zwischen all dieß Getümmel schmetterten die Trompeten und Cymbeln der Zigeuner. „Wenn das nicht bare Tollheit und Wahnsinn ist,“ dachte ich bei mir, „so sind auch noch andere Dinge vernünftig zu nennen,“ und drängte mich mit Mühe und mit gedroschenen Füßen zu den Zigeunern durch. Es war ein junger, schöner, schlanker Kerl, der in der Mitte der Musikbande saß und das Hauptinstrument jeder Zigeunercapelle, die Cymbeln, schlug. Diese zigeunerischen Cymbeln (ungarisch: Tzimbalom) sind übrigens nicht das,

was die Alten Cymbeln nannten, zwei metallene Becken, die aneinander geschlagen werden, sondern eine Art sehr großer, mit unzählig vielen Saiten bespannter Cyther, die man mit zwei kleinen Hölzchen, an deren Enden sich mit Leder überzogene Knöpfe befinden, erklingen macht. Diese Cymbeln sind so auch im ganzen südlichen Rußland, in den Kosakenländern im Gebrauche. Neben dem jungen Cymbelnschläger, der die Hauptstimme führt und dessen Geklirre die Basis aller ungarischen Zigeunermusik ausmacht, sah ich einen alten Zigeuner mit ganz weißem Haar, aber dunkelbraunem Angesicht, der den Baß strich, dann zu jeder Seite einen Violinisten und als Flügelmänner zwei Trompeter.

In ganz Ungarn sind die Musiker hauptsächlich und fast ausschließlich immer nur zweien Nationen entnommen, den Deutschen und den Zigeunern. Unter den Deutschen begreifen wir natürlich zugleich auch die Böhmen, Mähren u. s. w. Die Ungarn selbst haben im Ganzen wenig Talent und Sinn für Musik. Ja sie erscheinen, wenn man sie z. B. mit den gesangreichen slavischen Stämmen vergleicht, als höchst unmusikalisch. Ich sage nicht, daß sie unempfänglich für die Harmonie der Töne seien, — denn welches Volk wäre dieß wohl? — aber ich spreche nur von dem Grade dieser Empfänglichkeit und namentlich von ihrem ausübenden musikalischen Talente. Die deutschen Musiker in Ungarn sind natürlich die vornehmeren, man findet sie an den Theatern, in den Kirchen, auf den Bällen der gebildeten Classen, in den großen Pesther Hotels u. s. w. angestellt. Die

Zigeuner aber concurriren überall mit ihnen bei den niedrigen Classen, zuweilen in den kleinen Theatern, und sie sind auch oft in nicht ganz unbedeutenden Städten die ein= für allemal angestellten Stadtmusiker. Die Deutschen spielen natürlich gewöhnlich nur deutsche, italienische und französische Musik, wie bei uns. Die Zigeuner aber, welche die eigentlichen ungarischen Volksmusikanten sind, haben sich eigenthümlicher Compositionen, in denen ein ganz besonderer Geist herrscht, bemächtigt. Die Ungarn sagen, daß diese Musik die eigentliche, ursprünglich magyarische und aus dem magyarischen Geiste hervorgegangene Nationalmusik sei, und vergleicht man die Lieder damit, welche hier und da die ungarischen Bauern singen, so muß man gestehen, daß dieß Alles von einem und demselben Klange und Gusse sei. Es herrscht in allen den musikalischen Wendungen und Ideen dieser Compositionen etwas Originelles, das durchaus von Allem, was man bei Deutschen oder Slaven hört, verschieden ist. Dabei sind sie aber alle so von einem Genre, von einer und derselben Färbung, daß, wer sich einmal darauf eingehört hat, sofort jede ihm vorgetragene ungarisch=zigeunerische Melodie als solche wiedererkennt. Ob aber dieses ungarische Musikgenre schon mit den Magyaren aus Asien herübergekommen sei, oder ob es sich erst an der Donau unter slavischen Einflüssen und mit Beihülfe der allein diese Musik ausübenden Zigeuner ausgebildet habe, ist nicht mehr zu entscheiden. Daß übrigens Slaven dabei nicht ohne Einwirkung geblieben sind, scheint wohl höchst wahr=

scheinlich, denn es giebt viele ungarische Gesänge und Dichtungen, welche von den Slaven auf die Magyaren übergingen. Leider hat uns Niemand die Schlachtgesänge und Kriegsmusiken, welche die ersten Magyaren auf den Kampfplätzen bei Merseburg und auf dem Lechfelde gespielt haben mögen, in Noten gebracht, um darüber entscheiden zu können. Denn sie müssen rein magyarisch gewesen sein, da die Ungarn damals weder mit den Slaven in bedeutende Verbindung gekommen waren, noch auch bereits die Zigeuner bei sich eingeführt hatten. Die Zigeuner kamen bekanntlich erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts nach Ungarn, und es fragt sich, wer nun während der ersten fünf oder sechs Jahrhunderte der Anwesenheit der Ungarn in den Donauländern dasjenige Handwerk übte, in dessen Besitz die Zigeuner nun ausschließlich sind. Auch bei den Tataren — wenigstens bei denen in der Krim, wahrscheinlich aber auch bei den übrigen Tataren — sind die Zigeuner die gewöhnlichen Musiker. Ich habe sie dort öfter gehört, aber leider mein Ohr nicht genug mit ihren Tonweisen imprägnirt, um darüber entscheiden zu können, ob zwischen ihrer Musik und dem, was ihre Brüder in Ungarn spielen, einige Aehnlichkeit existire.

Die Ungarn sind in ihre Zigeunermusik förmlich verliebt, und wenn er sich erst ein wenig darauf eingehört hat, begreift das auch ein Fremder wohl. Es ist etwas so Eigenes, etwas so tief Melancholisches, oft eine so wilde Verzweiflung und eine so laute, herzzerreißende Klage in diesen Tonweisen, daß man sich zuweilen wider

Willen davon hingerissen fühlt. Und obgleich im Ganzen das Spiel und der Vortrag der Zigeuner sehr roh und wild sind, so erheben sich doch auch viele unter ihnen (namentlich Cymbel- und Violinspieler), weniger durch die Höhe der Kunst, welche sie mit Mühe erreichten, als durch die musikalische Begeisterung, welche ihnen scheinbar innewohnt, zu ausgezeichneten Leistungen.

Ich bemerkte schon oben, daß einige Zigeunerbanden und ihre Anführer in ganz Ungarn berühmt sind und nannte den Bunko von Raab. Mehre Male hörte ich, während ich in Pesth war, Bunko mit seiner Bande sei angekommen. Es wollte mir aber nicht gelingen, ihn irgendwo zu treffen und zu hören. Auch die Zigeuner von Komorn sind sehr berühmt, und noch andere solche jetzt gelobte Bandenanführer sind Bihary und Tarkos. Ja man citirt sogar noch mit Entzücken Zigeunermusiker aus dem vorigen Jahrhunderte, z. B. den Barna Mihaly, den man den ungarischen Orpheus nannte, und die Zigeunerin Zinka Panna, die 1772 als berühmte Violinvirtuosin starb. Man sieht sie häufig in den ungarischen Journalen angeführt und gelobt und wegen ihrer Leistungen hochgepriesen. Man liest in diesen patriotischen Journalen häufig solche Anekdoten, wie die, daß in einer Gesellschaft Beethoven'sche Sachen von Deutschen vorgetragen worden seien, in deren Lobe sich alle Theilnehmer der Gesellschaft mit Worten ergossen hätten, dann aber wären Zigeuner aufgetreten und hätten „Magyar Notas" vorgetragen, und alle Zuhörer wären

verstummt und hätten geweint. Ich sage, ich begreife das vollkommen. „Egy Magyar nótát (sprich: „Etj Mojar notaat"), d. h. „Nun spielt mal ein Ungrisches auf," ist ein gewöhnliches Verlangen der ungarischen Gäste in den Pesther Hotels. Und selbst die deutschen Musikanten müssen einige Magyar Notas verstehen, mit denen sie dann in der Regel nach Abspielung vieler anderer Compositionen den Schluß machen, um einen guten Eindruck zu hinterlassen. Um sie indessen beständig zu hören, ist die ungarisch-zigeunerische Musik, wie überhaupt alle Nationalmusik, zu einförmig und zu wenig manchfaltig entwickelt, und die Gebildeten, so gern sie auch dann und wann einmal sich mit Magyar Notas berauschen, müssen dann doch zu unseren cultivirteren und ideeenreicheren Compositionen ihre Zuflucht nehmen.

Es ist aber sehr schade, daß wir von dieser ungarischen Musik so wenig Notiz nehmen, obgleich es doch so leicht wäre, da in Pesth schon manches von den Kunstkennern zu Papier gebracht und durch den Druck Jedermann zugänglich geworden ist. Besonders hat sich in neuerer Zeit der Capellmeister am Pesther ungarischen Nationaltheater Egressy (sprich: Egreschi) in dieser Hinsicht sehr verdient gemacht. Er hat eine Menge von Compositionen herausgegeben, die alle in dem Geiste der ungarisch-zigeunerischen Nationalmusik gedichtet sind. Ich hörte und sah von ihm z. B. die hübsche Composition: „Hontholan" (der Heimathlose) und dann eine andere: „Siralom, vigalom" (traurig,

lustig), welche letztere in höchst melancholischen Molltönen beginnt und sich endlich zu einer sehr lustigen Dur-Weise aufheitert. Die beliebteste von allen ungarischen Weisen ist aber der Rakotzi-Marsch, die ungarische Marseillaise; er bezieht sich auf die bekannte Rakotzische Empörung im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Ich glaube, daß diese Composition auch in jener Zeit der ungarischen Revolte entstanden ist, und nicht etwa erst später componirt wurde. Doch weiß ich dieß nicht mit völliger Gewißheit. „Wenn ich den Rakotzi höre," sagte mir ein ungarischer, nicht mehr junger Herr, „so ist mir gerade so, als müßte ich sofort in den Krieg ziehen, die Welt zu erobern. Es juckt mir dann immer in den Fingern, eine Pistole, einen Säbel, ein Stück Holz zu ergreifen, gleichviel was, ich nehm's und marschire mit." In der That fand auch ich den Rakotzi, von einer vollen Bande Zigeuner vorgetragen, hinreißend, und ich glaubte stets ähnliche Anwandlungen, wie jener Herr, in mir zu verspüren, wenn nur die ersten Töne seiner Melodie angeschlagen wurden. Der Rakotzi war bis vor nicht gar langer Zeit in Wien noch verboten. Jetzt aber ist er überall erlaubt, und man kann ihn auch, wie man mir gesagt hat, von österreichischer Regimentsmusik vortragen hören. Dieß ist gewiß das beßte Mittel, ihn für Oesterreich unschädlich zu machen.

Wir kamen spät Abends zu unserer Königin von England zurück, und nachdem wir den Staub des Rakosch-Feldes (denn jener Bauernmarkt, den wir besuchten, läßt sich schon als ein Stück des berühmten Ra-

kosch=Feldes*), auf dem ehemals die Landtage gehalten und die ungarischen Könige gewählt wurden, wie auf dem Marsfelde bei Paris die fränkischen und auf dem Felde bei Warschau die polnischen, betrachten, und eben die düstere Wolke schwarzen Staubes, welche über ihm schwebte, umdüsterte auch die ungarischen Reichstagsversammlungen), nachdem wir also, sage ich, diesen classischen Rakosch=Staub von uns abgeschüttelt hatten, was keine geringe Arbeit war, denn wir mußten in unserer Königin von England ein förmliches Bad nehmen, und nachdem uns diese huldreiche Königin mit Speise und Trank wieder etwas erfrischt hatte, machte ich noch allein einen einsamen Spaziergang an den Donauquai, weil die schöne klare Mondscheinnacht für den staubigen, heißen Tag einigermaßen zu entschädigen versprach, und weil ich mir es etwas genauer ansehen wollte, auf welche Weise all das Volk, das ich hier am Morgen versammelt gefunden hatte, seine Nacht verträumte.

Ich fand hier folgende Situationen, Zustände und Nationalschauspiele:

Der ganze Donau=Strand war mit einer unzähligen Menge schlafender Weiber, Mädchen und Männer bedeckt, die alle dicht zusammengekauert, in Mäntel, Decken oder Matten gehüllt, auf dem Pflaster neben ihren Waaren schliefen. Die meisten lagen ohne Weiteres so da im offenen schönen Mondscheine und schienen einer

*) Dieser Name ist wahrscheinlich slavisch und stammt von Rak (Krebs) her. Es fließt ein kleiner Bach Rakosch (der Krebsbach) bei'm Felde vorbei.

trefflichen, gesunden Ruhe zu genießen. Nur wenige, wohlhabende oder verweichlichte hatten ihre Zelte auf ihre Schlafstätte herabgelassen und lagen mit allen ihren Habseligkeiten unter der schützenden Bedeckung eines solchen Zeltes, das sich wie die Flügel eines Adlers über sie ausbreitete. Diese ungarischen Marktzelte, wahrscheinlich eine uralte magyarische Zeltform, sind nämlich viereckig, pyramidalisch an vier Stäben, welche das Tuch auseinander halten, aufgerichtet. Diese vier Stäbe lassen sich so nahe zusammenstellen, daß das Ganze aufrecht steht, oder so weit auseinander bringen, daß das Zelt niedersinkt.

Diejenigen, welche Schiffe hatten, oder einen Platz in einem Schiffe gewinnen konnten, lagen oder saßen schlafend in den Schiffen zusammen. Sie füllten sowohl die großen inneren Räume der Schiffe, wo ein Feuer brannte, als auch die äußeren Vorplätze und Dächer der Fahrzeuge. Könnte ich nur einige dieser Schiffe mit vollkommener Naturtreue malen oder in einem Diorama zeigen, so würden meine deutschen Beschauer sich über die Eigenthümlichkeit des Anblicks genugsam wundern. Sonderbarer Weise wußte ich gerade, als ich mir diese Scenen besah, eine Menge Deutsche in der nicht fernen Königin von England, die an der Verwunderung über ein solches Diorama=Bild ohne Zweifel Antheil genommen hätten, die Sache selber aber in Natura mit mir sich anzusehen durchaus verschmäht hatten. Ich stieg auf den Schiffen zwischen den Schlafenden herum, was sie ganz ohne Gegenrede

duldeten. Der eine oder andere hob wohl einmal das Haupt in die Höhe, ließ es aber, nachdem er mich angegafft, gleich wieder auf seine Bunda (Schafpelz) niedersinken.

Hier und da waren noch viele Gesellschaften wach und mit Conversation, Gesang, Tanz und Spiel beschäftigt. Die belebtesten und zahlreichsten Gruppen fanden sich in der Nähe der großen Donaubrücke. Hier waren unter einander viele magyarische jubelnde Mädchen in Mitten einer Anzahl von Männern und Frauen mit allerlei ausgelassenen Spielen beschäftigt. Sie forderten sich gegenseitig heraus und führten die merkwürdigsten gymnastischen Uebungen aus, die ohne Zweifel national waren, die ich aber nicht zu beschreiben wage, theils weil sich dieß nicht ganz gut thun läßt, ohne den Anstand zu verletzen, theils weil ich sie auch ohne viele Worte oder ohne ein versinnlichendes Bild nicht ganz deutlich machen könnte. Mir kamen diese Spiele allenfalls für Husaren, nicht aber für Mädchen passend vor, was sich schon darin zeigte, daß sie immer ihre weiten Kleider wie Beinkleider unten zusammenschlagen mußten. Doch schienen sie nichts Besonderes darin zu finden, genirten sich auch nicht vor uns männlichen Zuschauern und rüttelten dann und wann eines von den nebenan liegenden Mädchen aus dem Schlafe auf, wenn sie wußten, daß es dieß oder jenes schwierige Stück ausführen könne. Diese sprang dann auch gewöhnlich ganz willig hervor, rieb sich den

Schlaf aus den Augen und fing mit an, Gymnastik zu treiben.

Von dem hohen Donauquai führt hier bei der Brücke eine Treppe zum Flusse selbst hinab. Auch auf dieser Treppe war jede Stufe mit Leuten besetzt, oder belegt, die zum Theil wachten, zum Theil schliefen. Es waren theils Magyaren, theils Slowaken, die auf den ersten Blick an ihrer Kleidung, ihrer Physiognomie und ihrem Benehmen zu unterscheiden waren. Einer unter ihnen, ein Slowake, stand auf der höchsten Stufe der Treppe und machte mit dem Munde Musik. Er ahmte einen Dudelsack höchst frappant und höchst komisch nach, indem er mit dem Arme ein zusammengelegtes Kleidungsstück drückte, als wäre es ein Dudelsack, die Backen aufblies und die näselnden Töne dieses Instruments meisterhaft herausbrachte. Dabei tanzte er auf einem kleinen Raume hin und her, wie dieß die slavischen Hirten, indem sie sich selber den Dudelsack zum Tanz blasen, zu thun pflegen. Mehre Weiber umgaben ihn und tanzten nach seiner Musik, die beständig und ganz unermüdlich forttönte, um ihn herum, indem sie ihn hier und da mit Gesang unterstützten. Es war dieser schauspielerische Dudelsackpfeifer und Komiker ein Slowake, was wohl zu bemerken ist, denn erstlich ist der Dudelsack wohl ein slavisches, aber kein magyarisches Instrument, was auch schon sein ungarischer Name Dutka oder Duda vom slavischen Worte dugy (d. h. ich blase) andeutet, und dann haben die etwas steifen Ungarn durchaus nicht dieß gewandte schauspie-

lerische Wesen, welches die Slaven auszeichnet. Ueberhaupt muß ein Unparteiischer gestehen, daß die gemeinen Slaven (ich meine hier die Slowaken), die Russen und ebenso alle übrigen für den ersten Abord und für den oberflächlichen geselligen Umgang ein viel einnehmenderes Wesen haben als die etwas finsteren und rauhen Magyaren. Sie (die Slaven) scheinen weit poetischer, gesangreicher, gesprächiger, heiterer, tanzlustiger. Doch, setze ich gleich hinzu, will ich damit keinesweges die Magyaren im Allgemeinen vor den Slaven herabsetzen, ich bin weit entfernt davon und werde später noch oft Gelegenheit haben, durch verschiedene Facta dieses Urtheil näher zu bedingen und zu vervollständigen.

Ich schritt über die Schlafenden auf der Treppe hinab und ging an den Strand des Flusses. Hier sah ich eine Gruppe von Magyaren bei einander sitzen, auch von ihnen schlief die Hälfte. Aber ein Alter, mit breitkrämpigem Hute, seinen Arm auf einen langen Stab stützend, saß in der Mitte und sang ein Lied, von dem ich mir nur die Anfangsworte merkte. Sie hießen:

„Rákos, Rákos, hova lettel."

Das Lied klang sehr melancholisch und höchst traurig, der Alte trug es mit sehr viel Ernst und Ruhe vor. Ich sprach davon später mit einem gebildeten Ungarn, und er sagte mir, es sei ein altes ungarisches Volkslied auf den Rakos gewesen, dessen Sinn dieser sei:

Rakosch, Rakosch, wohin bist du gekommen?
Aus deinem schönen Rufe bist du ganz gefallen,
Es spürt's mein Herz, und ich muß seufzen,
Wenn ich den Rakos pflüge.

Braunes Mädchen aus dem Dorfe,
Hei! nicht trinke aus dem Rakos,
Ueber ungrische Knochen fließt sein Wasser,
Und sein Geschmack ist ganz verdorben.

Auf Ungarisch heißt das Lied so:

Rakos, Rakos hova lettél
Szep hiredböl de Kiestél
Erzo szivem 's selsohajtók
Midön Rakos téren szántok.
Bazna leány a salubol
Hej! ne igyál a Rakosbol
Magyar esontokon folannók vize
Könyeektöl sós ánnak ize.

Die Töne des Dudelsacks, der Tänzer und der schreienden und spielenden Mädchen vom Quai herab waren indeß immer mehr und mehr verschollen und endlich ganz verstummt, und die melancholischen Laute und Melodieen des alten magyarischen Sängers zuletzt nur noch die einzigen, die sich auf der Donau ganz bescheiden vernehmen ließen; denn der Sänger machte sich nichts weniger als breit damit und sang immer still für sich in seinen Freundeskreis hinein, als kümmere er sich nicht um die Welt außerhalb dieses Kreises. Ich konnte nicht umhin, dort zu weilen und mir abwechselnd die Donau, sowie die gegenüberliegende Stadt Ofen, ihren Palast und Festungsberg, den Blocksberg und dann den schönen Himmel und den stillen Mond zu betrachten.

Sehr merkwürdig war es mir, daß bei den Gesprächen jener so verschiedenartigen Leute beständig einige deutsche Brocken und Redensarten mit unterliefen, und wenn ein Slowake und ein Magyar sich nicht einigen konnten, so halfen ein paar deutsche Worte oft aus.

Dieß mag indeß wohl nur in Pesth und einigen anderen solchen Städten so sein, wo das tägliche Marktvolk fast ganz deutsch ist, und daher denn auch die nichtdeutschen außerordentlich herankommenden Leute leicht etwas Deutsch aufschnappen. Auch war es mir sehr merkwürdig, daß hinter einer deutschen Redensart, wenn sie vorgetragen war, gewöhnlich ein großes Gelächter erfolgte. Ich konnte nicht recht ausmachen, ob sie sich damit über das Deutsche belustigen wollten, oder ob sie dann einige Bonmots oder Kernsprüche darin vorgebracht hatten. Auch bei der Besichtigung des Pesther Brückenbaues fiel es mir später auf, daß die dort arbeitenden Engländer mit den Ungarn sich in der Regel durch die Vermittelung einiger deutschen Worte verständigten.

Schließlich komme ich auf das Thema, von dem ich eigentlich ausgegangen war, und das mir die Gelegenheit zur Betrachtung aller dieser verschiedenen Menschen und Scenen gegeben hatte, auf den Meßverkehr und Handel Pesth's, zurück. Derselbe ist jetzt so bedeutend, daß es nun an der ganzen Donau hin nach Wien keine größere Handelsstadt giebt als Pesth. Der Handel Pesth's war von jeher bedeutend. Nur durch die unglückliche Türkenzeit wurde er auf Nichts reducirt; jetzt aber hat er eine noch nie erreichte Höhe erstiegen und scheint wie die Stadt selbst noch bei Weitem nicht bei seinem Culminationspuncte angelangt zu sein. Man hat Pesth daher auch schon ein zweites Wien und das Donau-London genannt. Sowie die Verhält-

nisse jetzt noch sind, können sich beide, Wien und Pesth, ohne Streit und Eifersucht sehr friedlich die Hand reichen. Die Gegenstände ihres Handels sind völlig verschieden. Wien's Handel basirt sich auf Kunst-, und der von Pesth auf Natur-Producte. Für die Wienerischen oder überhaupt für die österreichischen Kunstproducte ist Pesth nur als eine Colonie von Wien zu betrachten, von welcher aus dann auf Wien's Auftrag alle anderen ungarischen Plätze mit denselben versehen werden. Da die Donau abwärts in die türkischen Länder auch nur besonders Kunstproducte gehen, weil an Naturgegenständen diese Länder selber reich genug sind, so wird dann Pesth auch in dieser Richtung von Wien überflügelt, da die Orientalen natürlich, was sie aus Oesterreich bedürfen, lieber an der Quelle in Wien selbst suchen, als aus zweiter Hand in Pesth nehmen. Uebrigens ist es nicht unwichtig, daß in neuerer Zeit sich schon viele kleine Industriezweige von Wien aus nach Pesth übergesiedelt haben, und jetzt hier bereits manche Luxusgegenstände verfertigt werden, welche man sonst ausschließlich nur in Wien finden konnte. Sollte Pesth ein zweites Wien nicht nur in Bezug auf den Reichthum und die Fülle der Kaufläden, sondern auch in Bezug auf die Güte und die Ergiebigkeit der Quellen der Fabrikate werden, so würde freilich für den Orient keine Donaustadt gelegener sein als sie.

Die nächsten, für den Handel wichtigen Localitäten Pesth's sind wirklich mit denen Wien's unvergleichlich gut. Während Wien nun an einem kleinen Donau-

Arm liegt und sowohl für seine Dampfschiffe als auch für die größeren Flußfahrzeuge kleine entfernte Hülfshäfen nöthig hat, liegt Pesth unmittelbar an der großen offenen Donau, an der es sich mit einem bequemen und magnifiken Quai ausbreitet, dessengleichen es keinen zweiten an der ganzen Donau giebt.

Eine Adelscongregation zu Pesth.

Die Provinzen oder Kreise, in welche ganz Ungarn seit alten Zeiten eingetheilt ist, heißen bekanntlich „Comitatus," oder in ungarischer Sprache: „vármegye" (sprich: „waarmeje") und endlich in deutscher Sprache „Gespanschaften." Das ungarische Wort „vármegye" bedeutet buchstäblich so viel als Schloßbezirk oder Burgkreis. Der deutsche Ausdruck „Gespanschaften" hat, wie die slavischen Gelehrten behaupten, nichts mit den Zeitworten „spannen" oder „anspannen" zu thun, sondern kommt aus dem Slavischen von dem Worte „Span," welches so viel bedeutet als einen Condominus, einen Socius domini. Allein es fragt sich, ob dieses slavische Wort nicht wieder der eigentlich von dem deutschen „Gespann", welches man auf dieselbe Weise erklären konnte, herrührt, so daß „Gespann" so viel bedeutet als einen „Aulae Regiae familiaris," einen vom Könige eingesetzten Königsfreund, mit einem Worte einen Comes. Dasselbe Wort ist auch in's Ungarische übergegangen, wo eine gewisse Art von Re=

ben= oder Hülfsbeamten ebenfalls „Ispan“ genannt werden. Einer solchen Gespanschaft steht der Obergespan (Comes, Graf) als oberster Beamter vor, und diese Obergespane sind lauter angesehene, hochgeachtete Personen, meistens lauter Magnaten des Reichs, so wenig imponirend uns auch der Name klingen mag. Dem Obergespan zur Seite stehen in jedem Comitate zwei Vicegespane (Vicecomes, stellvertretende Grafen). Auf sie folgen die Vorsteher der kleineren Bezirke, in welche wieder die Gespanschaften eingetheilt sind, die „Stuhlrichter“ (Judices nobilium) nebst ihren Vice=Stuhlrichtern, Geschworenen (Jurassores), Fiscalen und Vice=Fiscalen.

Diese ganze Eintheilung und Organisation der Comitate ist also ganz und gar dasselbe, was früher unter dem Namen von Gauen oder Grafschaften, Gaugrafen und deren Unterrichtern und Beisitzern in Deutschland bestand, und sie ist wohl ohne Zweifel als Nachahmung von daher auf Ungarn übergegangen. Es ist wirklich höchst bewundernswürdig, daß wir das, was Karl der Große in Deutschland und Frankreich einführte oder doch aus den vorhandenen Elementen gestaltete, und was bei uns längst der Strom der Begebenheiten verwischte, noch heutiges Tages in fast völliger Unversehrtheit in Ungarn in Activität sehen, und zwar so, daß es aussieht, als habe Karl der Große diese Gaugrafen und diesen ganzen Verwaltungs=Organismus eben eingesetzt, und daß wir, um jene entlegenen Zeiten deutlicher zu verstehen, nichts Besseres thun

können, als unsere Blicke auf die ungarischen Zustände zu wenden. — Ich glaube, ein genauer Vergleich dessen, was wir noch in Ungarn deutlich vor Augen haben, mit dem, was wir von den Karolingischen Institutionen hören, würde wahrscheinlich dazu dienen, auf beide Seiten hin viel Licht zu verbreiten.

Wie die Grafen Karl's des Großen werden auch die ungarischen Gaugrafen (Obergespane) vom Könige selber auf Lebenszeit ernannt. In Deutschland wurden die Grafen bald erblich und erhielten fürstliche und territoriale Gewalt. In Ungarn aber blieben sie von jeher, auch das ist wirklich ein höchst merkwürdiges und noch keineswegs genug bewundertes historisches Phänomen, wechselnd. Nur in neuester Zeit, wo übrigens bei der Macht, die das Königthum erlangt hat, und bei der Schärfe, womit man nun einen Beamten von einem Oberherrlichkeit übenden Besitzer zu unterscheiden weiß, dergleichen weniger gefährlich ist, sind von 50 Obergespanschaften 12 in gewissen Familien allmählig erblich geworden, nicht aber durch die Macht der Gewohnheit, sondern durch königliche Verfügung.

Alle übrigen Comitats-Beamten vom Vicegespan an wechseln alle 3 Jahre und werden dann jedes Mal von dem Adel des Comitats neu gewählt. Auch diese dreijährige Periode der Beamtung und die neue Wahl gewisser unteren Beamten durch den Adel scheint eine alte Feudal-Gewohnheit zu sein, die noch in diesem Augenblicke in vielen auf der Basis der Feudal-Ver-

fassungs-Grundsätze organisirten Provinzen (z. B. in Kurland, Litthauen rc.) besteht.

Die Wahl jener Comitats-Beamten geschieht in dem Comitatshause auf der dort zusammenberufenen Versammlung des ganzen Provinz-Adels. (Jeder Prälat, jeder Magnat, jeder Edelmann und einige unbeachtete Deputirte der Städte sind daselbst zu erscheinen und zu stimmen berechtigt). Außer zu den genannten Wahlen wird der Adel des Comitats aber auch noch zu den Wahlen der Deputirten für den Reichstag und dann regelmäßig im Laufe des Jahres 4 Mal, um Statuten für das Comitat zu machen und allerlei ökonomische, politische und polizeiliche Gegenstände zu berathen und zu entscheiden, zusammengerufen. Man nennt solche allgemeine Versammlungen des Comitatsadels „Congregationen," auf Ungarisch: „Varmegye Gyulés," d. h. Schloßbezirks-Versammlungen. „Man könnte sie," bemerkt ein ungarischer Geschichtsschreiber, „mit Recht auch „Status provinciae," Provinzialstände, nennen, wie man die Reichsstände-Versammlungen „Status regni" nennt (auf Ungarisch: Orszag Gyulés oder Dieta)." Im Kleinen geht es auf diesen Congregationen ebenso her, wie im Großen auf dem Landtage, und sie beschließen für ihr Comitat ungefähr ebenso viel, wie der Reichstag für das ganze Land.

Die alle 3 Jahre stattfindenden neuen Wahlen der Beamten nennt man die „Restaurationen." Die Versammlung selbst wird daher auch wohl „Restauration" genannt, und alle Augenblicke hört man: „Jetzt ist in

diesem Comitate Restauration, jetzt in jenem." Die dreijährigen Wahlperioden sind nämlich nicht in allen Comitaten gleich, und die Restaurationen fallen daher bei ihnen immer zu verschiedenen Zeiten ein. Auf Ungarisch heißt die Restauration: „Tisztválasztás"

Diese Restaurationen und dann die Congregationen zur Wahl der Reichstags-Deputirten sind die belebtesten Versammlungen, die Ungarn aufzuweisen hat. Und bei ihnen ereignen sich jene animirten Scenen, von denen unsere Zeitungen zuweilen Kunde geben. England zeigt Aehnliches nur bei seinen Reichstags-Deputirtenwahlen, Ungarn auch bei einer zweiten Gelegenheit, seinen Beamtenwahlen. Auf den gewöhnlichen, regelmäßig alle 3 Monate wiederkehrenden Adelsversammlungen geht es anständiger und ruhiger her, weil hier die persönlichen und Privat-Interessen nicht so in's Spiel kommen, sondern nur die öffentlichen der Gemeinde, und weil auf diesen Versammlungen auch nur die gebildeten Edelleute erscheinen, während die ungebildeten Bauern-Edelleute, obgleich sie auch zu erscheinen berechtigt wären, dabei ausbleiben, da sie doch von den verhandelten Dingen nichts verstehen und nicht mit zu reden wissen.

Auf den Wahlversammlungen ist aber die Masse des ungebildeten Bauernadels gerade prädominirend. Denn obgleich sie auch da zu erscheinen vielleicht wenig Lust hätte, so wird sie doch von den Großen, welche sich ihrer als Mittel bedienen, vorgeschoben und in's Feuer getrieben. Da es sich dabei einfach darum

handelt, eine Stimme abzugeben oder ein Geschrei zu erheben, so läßt sie sich auch leicht dazu bewegen.

Einer solchen Wahl-Congregation habe ich selber nicht beigewohnt. Aber was man mir hier und da Glaubwürdiges davon erzählt hat, werde ich noch bei verschiedenen Gelegenheiten wiederzugeben Anlaß nehmen. Ich war aber einige Male Zeuge davon, durch welche zuvorkommende Herablassung die höheren Beamten und Adeligen schon im Voraus die Stimmen des geringen Adels für sich zu gewinnen suchen. Man muß wissen, daß diese geringen Adeligen, die ich meine, in vieler Hinsicht, z. B. in Hinsicht auf Bildung, gute Lebensart, Reichthum, Kleidung ꝛc., um kein Haar besser sind als die gemeinen ungarischen Bauern, daß sie in mancher Hinsicht, z. B. in Bezug auf ihren Stolz, ihre Rohheit, ihre Anmaßung und Unverbesserlichkeit, sogar noch schlechter sind als sie, — daß sie aber dagegen in Bezug auf ihre Gerechtsame in den Congregationen den Prälaten und Magnaten gleichstehen, d. h. daß sie alle ihr Stimmrecht exerciren und ihr „Nein“ oder „Ja“ ebenso geltend machen können, wie die Letzteren, — daß sie also die allergefährlichste und schlimmste Classe von Leuten in ganz Ungarn ausmachen; denn sie sind die privilegirte Dummheit, die hochgestellte Ochlokratie. Freilich führen gegen diese Ansicht der Sache die ungarischen Patrioten an — wie das namentlich mir in der Unterredung mit einem derselben geschah — daß eben dieser ungarische Bauernadel „durch seinen natürlichen, gesunden

Sinn, durch seinen eigenthümlich richtigen Instinct und durch sein festes Beharren," wie sie sich ausdrücken, in kritischen Fällen schon oft die ungarische Freiheit und das Bestehen der Verfassung aufrecht erhalten und durch seine energischen Protestationen in Fällen, wo die Könige sich Uebergriffe erlauben wollten, und wo gerade die Magnaten oft bestochen, der Verfassung entfremdet und für die Könige gewonnen waren, dieselbe gerettet hat. Und jene ungarischen Patrioten betrachten daher jenen Bauernadel mehr oder weniger als die eigentliche feste und haltbare Basis der ungarischen Freiheit, indem sie sagen, daß dieser Adel, im Ganzen genommen, wohl uncultivirt und in unbedeutenden Fällen, z. B. bei Wahlen u. s. w., bestechlich sei, daß er aber in allen wesentlichen Dingen einen sehr guten Tact zeige und da, wo es sich um Sein oder Nichtsein handele, unbestechlich und namentlich viel unbestechlicher als die Magnaten sei. Allein, wenn dem so ist, so ist es doch betrübt, daß die ungarische Verfassung kein besseres Bollwerk finden konnte als diesen rohen Bauernadel. Eine aufgeklärte Bürgerschaft würde gewiß eine ebenso solide und für Fortschritte und Entwickelung weit zugänglichere Basis sein.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, genug, wenn die Wahlen zu den Vicegespan- und Stuhlrichterstellen oder zu den Deputirtenposten bevorstehen, so wird jene Liebenswürdigkeit und zuvorkommende Herablassung der Vornehmeren gegen die Geringeren immer größer und, je näher der Wahltag kommt, stets progressiv größer

und größer. Die alten Beamten werden in allen ihren Verfügungen gegen den niederen Adel immer milder, nachsichtiger und behutsamer, und die neuen Candidaten, welche sich ihrem bereits erlangten Ansehen und Einflusse gemäß einigermaßen mit der Hoffnung schmeicheln können, daß sie gewählt werden, wenden alles Mögliche an, die Gemüther der adeligen Herren Dorfbewohner zu gewinnen, die sie ihre Vettern und ihre Brüder nennen. Sie fahren auf den Dörfern herum, kehren bei den vornehmsten Stimm- oder Rädelsführern ein und bitten sie um ihre Stimme. Weil diese Leute gewöhnlich sehr geneigt sind, sich einmal auf Kosten Anderer gütlich zu thun, so versprechen sie ihnen, daß es an nichts fehlen soll, wenn sie zur Congregation in die Stadt kommen, daß Wein fließen und Braten dampfen soll, soviel das Herz wünschen kann. Sie miethen viele Wagen und lassen sie auf ihre eigenen Kosten in die Stadt fahren. Auch hier in der Stadt miethen sie ganze Schenken oder Häuser, in welche sie ihre Leute einquartieren und wo sie für ihre Verpflegung sorgen. Am Abend vor dem Tage der Wahlen fahren die verschiedenen Candidaten wohl noch einmal in den Schenken der Stadt herum und sehen nach, ob auch Alles in Ordnung ist, ob die, welche ihnen ihre Stimme versprochen, wirklich gekommen und ob sie zufrieden sind. Gewöhnlich haben die, den verschiedenen Candidaten ergebenen Parteien auch verschiedene Farben und Abzeichen an sich, z. B. weiße oder blaue Federn an dem Hute. Die Herren Candidaten halten dann auch Anreden in diesen

Schenken an sie, bei denen sie zuweilen, um besser gehört zu werden, auf den Tisch treten, und die sie gewöhnlich mit der Ermahnung schließen: „Nun, Freunde, ihr sollt leben! Ein rechter Mann bleibt seiner Farbe treu. Morgen sehen wir uns wieder!"

Am anderen Morgen überbieten sich die verschiedenen Parteien im frühen Aufstehen. Denn es ist zunächst vor allen Dingen wichtig, welche von ihnen zuerst das Comitatshaus besetze, die mit weißen, die mit blauen, oder die mit rothen Federn. Zuweilen, wenn sie zuvor nicht zu viel getrunken haben, kommen sie schon des Nachts um 2 Uhr an und füllen den Saal. Sie können freilich den Anderen den Eingang nicht weigern, so lange noch Platz ist. Aber manche Comitatssäle sind im Verhältniß zu der Masse vom Adel, die im Comitate vorhanden ist, so eng, daß schon oft eine Partei, die frühzeitig bei der Hand war, ihn ganz erfüllte, und so die Gegenpartei dann gar nicht einmal hinein gelangte und zum Stimmen kommen konnte. Sowie sich die verschiedenen Candidaten ihrer bereits gewonnenen Partei zu vergewissern suchen, so suchen sie auch zuweilen sich ihre Anhänger unter einander abspänstig zu machen, durch Bestechung, durch Ueberredung, durch Ueberbietung der Versprechungen des Gegners. Wer da der thätigste, der splendidste und großmüthigste ist, der siegt. Die Beamtenstellen werden auf diese Weise oft sehr kostspielig, und es werden dem Reisenden im Lande Vicegespane bezeichnet, denen ihre Stellen 20,000 bis 30,000 Gulden und mehr kosteten, und manche sind doch noch froh,

wenn sie sie nur dafür bekommen. Viele, die nicht so viel haben, leihen das Geld dazu von ihren Freunden auf; denn das Amt bringt auf directen und indirecten Wegen wieder viel ein, gewährt Einfluß im Staat und giebt die Anwartschaft auf weitere Beförderung.

Die Wahl selbst geschieht gewöhnlich so, daß der Obergespan die Candidaten in Vorschlag bringt, und die Masse dann durch Acclamation sie annimmt oder durch laute Mißbilligung durchfallen läßt. Der Obergespan muß beurtheilen, für wen das meiste Geschrei ist; ist dieß ungewiß, so müssen die Stimmen gezählt werden. Bei dem Aufrufen der Namen und bei den Acclamationen ergreifen oft die Parteien ihre Candidaten und heben sie auf den Schultern in die Höhe, indem sie ihr „Eljen! Eljen!“ (Vivat! Vivat!) rufen und schreien: „Das ist der rechte Mann, den wir wollen!“ Andere aber insultiren denselben, die Seinigen dagegen vertheidigen ihn, und so kommt es dann äußerst häufig zu solchen tumultuarischen Auftritten, daß die Obergespane, Bischöfe, Prälaten und andere anständige Leute sich schleunigst zu Thüren und Fenstern zurückziehen. Selbst wenn er schon gewählt, ist der Herr noch nicht einmal in völliger Sicherheit. Die Liebkosungen und Ehrenbezeigungen, welche ihm seine guten Freunde erweisen, sind oft so äußerst unbequemer Art, daß sie gewaltig seinen Comfort stören.

Bei den gewöhnlichen gesetzgebenden Generalcongregationen geht es, wie gesagt, weil hier blos die Elite

des Adels sich einfindet, ganz anders zu, obgleich freilich manchmal auch lebhaft genug. Ich wohnte der Eröffnung der Pesther Congregation am Ende des Monats August und dann auch noch mehren ihrer Sitzungen bei.

In den Vorzimmern des Hauptsaales gingen mehre Haiducken, große, ausgezeichnete Leute, in schöner ungarischer Kleidung und voller Rüstung und Bewaffnung auf und nieder. In jedem Comitatshause sind mehre solcher Haiducken angestellt, welche die gewöhnliche innere Polizei des Comitats ausüben und stets zur Verfügung des Vicegespans sind; sie lassen jeden Edelmann — und auch jeden anständig Gekleideten in den Saal. Selbst der Fremde darf sich mitten unter die Redner mischen. Es ist freilich in jedem Comitatssaale auch eine Galerie für die nicht mitstimmenden Zuhörer; aber es ist für Niemanden, außer für die Frauen und die Schlechtgekleideten, ein Zwang vorhanden, sich auf diese Galerie zu beschränken.

Der Pesther Comitatssaal ist, obgleich einfach, doch seinem Zwecke vollkommen entsprechend eingerichtet. Er ist mit den lebensgroßen Bildnissen mehrer alter Reichspalatine, eines Bathyany, Wesselenyi, Palffy, Esterhazy, geziert. Ich besah mir diese schönen ausdrucksvollen Figuren und las auch die merkwürdige, nun schon sehr veraltet klingende Unterschrift unter einem anderen großen Bilde, welches die Zusammenkunft der gekrönten Häupter im Jahre 1814 vor Paris vorstellte; sie lautete: „Domita

Gallorum ferocia usurpationibusque coërcitis Vindices libertatis Europae Felici foedere juncti."

Indeß füllte sich der Saal mehr und mehr mit Edelleuten, jungen und alten Beamteten und Nichtbeamteten, Fiscalen, Stuhlrichtern, Jurassoren, Advocaten, Juraten u. s. w. Manche waren im bloßem Surtout, die meisten aber in ungarischer Nationaltracht, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich nur von schwarzem Tuche genommen wird und in einem kurzen, knapp anliegenden Attila (Ueberrock), in ebenfalls äußerst knappen, mit Schnüren besetzten Beinkleidern, in kurzen Stiefeln (Topanken) und in dem Kalpak (der ungarischen Mütze) besteht. Alle waren natürlicherweise bewaffnet; denn zur ungarischen Kleidung darf auch nie der „Kard" (der krumme Säbel) fehlen. Die Bewegung und Conversation im Saale war sehr ruhig und anständig. Endlich trat der Präsident der Versammlung herein, und die Sitzung wurde eröffnet.

Der eigentliche Präsident der Pesther Congregation ist der Reichspalatin, der auch immer schon vom Hause aus Obergespan des Pesther Comitats ist. Der Erzherzog Palatin wohnt aber seit einiger Zeit den Congregationen gar nicht mehr bei, oder läßt sich doch wenigstens gewöhnlich daselbst durch einen Stellvertreter, einen sogenannten Administrator, repräsentiren. Auch andere Obergespane bedienen sich zuweilen solcher Administratoren. Ein solcher Administrator also, übrigens ebenfalls ein ungarischer Magnat, trat herein, und unzählige „Alázatos szolgaja! Alázatos szolgaja!" (sprich:

Alasatosch szolgaja), d. h. ergebenster Diener*), begrüßten ihn. Es ist die gewöhnliche ungarische Begrüßungsformel. Im gemeinen Leben hört man von den beiden Worten indeß meistens nichts als: „lasatos!“ und einiges Gezischel dahinterher.

Der Präsident nahm Platz am Ende einer in der Mitte des Saales aufgestellten Tafel, zu beiden Seiten die Vicegespane, Secretäre und andere Beamten. Die anderen Edelleute standen und gingen im ganzen Saale rund herum. Es waren freilich einige Bänke da; doch wurden sie nur zum Stehen benutzt, weil es sehr voll war. Neben dem Präsidenten lag ein Haufen von Papieren, Adelsdiplomen, gedruckten Brochuren, Protocollen u. s. w. Zunächst wurde das Protocoll der vorigen Congregation verlesen, und dann vertheilten die Vicegespane die Brochuren, die etwas über gemischte Ehen enthielten und zur Vorbereitung auf einen in dieser Beziehung zu machenden Antrag dienen sollten. Es griffen, da dieser Gegenstand gerade damals in Ungarn alle Gemüther beschäftigte, viele Hände darnach. Die Vicegespane konnten nicht Jedem ein Exemplar besonders überreichen, und da das Gedränge zu arg wurde, so ergriffen sie die Brochuren zu ganzen Päckchen und schleuderten sie über die Köpfe hin in den Saal hinaus, und die Herren fingen sie sich nun begierig und unter Lachen aus der Luft.

*) Die Bezeichnung für „Diener“ haben die Ungarn nicht aus sich selbst, sondern von den Slaven. Szolga kommt vom slavischen Sluga her.

Von dem, was nun vorgebracht wurde, verstand ich natürlich nichts, doch ließ ich mir den Inhalt erzählen. Es waren einige Propositionen, die man bei dem nächsten Landtage machen wollte, eine sehr lange Verhandlung über einen Cassenbeamten, der die Casse um 14,000 Gulden betrogen hatte, eine Berathung darüber, wie dem in Zukunft abzuhelfen sein möge, die Uebergebung und Publication einiger vom Könige beliebter Erhebungen in den Adelstand und die Ueberreichung der Diplome und dergleichen. Jene Verhandlungen über Cassendefraudationen und darüber, wie ihnen abzuhelfen und vorzubeugen sei, und dann die Besprechung der Fleischtaxen und dergleichen gehören seit alten Zeiten zu den gewöhnlichen Verhandlungen der Congregationen (die Fleischtaxe ist in Ungarn beinahe ebenso wichtig wie bei uns die Brottaxe, denn dort heißt das Gebet: Gieb uns unser tägliches Fleisch). Ebenso häufig sind auch die Publicationen von Adelsdiplomen. Ich hatte Gelegenheit, ein solches ungarisches Adelsdiplom („litterae armales“) zu sehen. Es ist natürlich in lateinischer Sprache geschrieben und außerordentlich lang, denn erstlich befinden sich darin alle die langen Titel des Königs von Ungarn und Kaisers von Oesterreich, alsdann sind die sämmtlichen außerordentlichen und nicht außerordentlichen Dienste hergezählt, welche der zu nobilitirende Bürger um den Staat gehabt hat, und am Ende sind auch alle Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Obergespane und Vicegespane nebst ihren Titeln darin namhaft gemacht, theils wahrscheinlich der Zierde wegen, theils, wie man

mir sagte, auch deßwegen, weil diese genannten Personen gewissermaßen alle Garanten für die Ernennung seien.

Uebrigens interessirte mich die Art und Weise, wie es bei der Besprechung dieser Gegenstände herging, weit mehr als die Gegenstände selbst. Die Redner baten um's Wort mit dem Ausrufe: „Kerem! Kerem!" (sprich: Kerrem = „ich bitte!") und standen dabei von ihren Plätzen auf oder traten, wenn sie ohnedieß schon standen, etwas näher zu den Tischen der Präsidenten, die Alles im Kreise umgab, heran. Zuweilen auch sprach ein Redner mitten aus der Menge heraus und über die Köpfe seiner Vormänner weg. Im Ganzen, muß ich sagen, sprachen fast alle Redner, die ich hörte, mit sehr würdevoller, männlicher Haltung, und dabei zu meiner großen Verwunderung äußerst geläufig und mit einem sehr guten Ausdruck, ohne anzustoßen, ohne zu stottern, und zuweilen schienen sie wie begeistert und feurig beredt. Wenn Einer etwas besonders Ansprechendes und Treffendes gesagt hatte, wurde ihm von allen Seiten, auch von den Galerieen herab ein „Eljen! Eljen!" (sprich: Ehljen!) zugerufen. Dieses Wort wird von den Ungarn sowohl da gebraucht, wo wir „Bravo!" sagen, als auch da, wo wir „Vivat" rufen. Außer dem häufigen „Kerem, Kerem" und „Eljen, Eljen" war ein anderes Wort, das beständig im Saale wiedertönte, das „Hajunk! hajunk!" (sprich: Hojunk), womit sie zur Ruhe verweisen. Es heißt soviel als: „hört! hört!" obgleich es in seiner Anwendung nicht ganz das englische

„hear! hear!“ ist. Denn die Engländer brauchen in ihrem Parliamente diesen Ausdruck, auch wenn gerade kein Lärm ist, sondern vielmehr, wenn sie auf die Wichtigkeit eines Vortrags hinweisen wollen. Die Ungarn aber gebrauchen ihr „Hajunk!“ gewöhnlich nur da, wo wir „Pst!“ sagen. Es ist immer etwas geräuschvoll in den ungarischen Versammlungen (wegen der Säbel, der Sporen und des Herumgehens) und das Hajunkrufen nimmt daher kein Ende, doch es ist noch ein Uebelstand mehr dabei, denn dieses Wort ist selbst schon gar nicht so zum Stillschweigen auffordernd, wie unser „Sch!“ oder „Pst!“ sondern vermehrt vielmehr den Lärm wieder. Ich werde nie die Physiognomie eines alten Herrn vergessen, der gerade vor mir stand und alle Augenblicke mit dem ärgerlichsten und grießgrämigsten Gesichte von der Welt, indem er sich umdrehte, in den weiten Raum des Saales sein donnerndes Hajunk hinausrief. Zuweilen wurde soviel Hajunk gerufen, daß die Stimmen der Redner völlig darunter verlöschten.

Der beredteste und beßte Sprecher unter allen war der seit dem letzten Landtage so berühmt gewordene Deputirte und Edelmann Kossut (sprich: Koschut). Er saß, wie bekannt, eine Zeit lang im Gefängnisse, weil er wider das Verbot der Regierung gewisse Landtagsverhandlungen, die nicht gedruckt werden sollten, durch eine unendliche Menge von Abschriften, die er davon nehmen ließ, veröffentlicht hatte. Er wurde später wieder freigelassen und ist nun Redacteur des gelesensten ungarischen

Blattes, des „Pesti Hirlap,“ das freilich auch ausländische Angelegenheiten nicht außer Acht läßt, es sich aber doch besonders zum Ziel gesetzt hat, ungarische Zustände zu besprechen und inländische Ereignisse, Fehler und Mängel bekannt zu machen und zu erörtern. Herr von Kossut soll in diesem Blatte mit außerordentlichem Freimuthe, mit völliger Furcht- und Schonungslosigkeit alle Mißbräuche, alle Ungerechtigkeiten, von denen er hört, alle Härten oder Grausamkeiten, die sich Jemand zu Schulden kommen ließ, alle Uebelstände der Verfassung oder Verwaltung in irgend einem Theile des Reichs, von denen er sichere Kunde erhält, aufdecken. Zunächst wählt er meistens solche Gegenstände, über die auf dem bevorstehenden ungarischen Landtage Beschlüsse gefaßt werden möchten, um die dabei als Wahlmänner oder Deputirten etwa Betheiligten schon im Voraus darauf vorzubereiten und zu unterrichten. Alsdann hat er es sich insbesondere zur Aufgabe gemacht, eine der allerschwächsten Seiten seines Vaterlandes anzugreifen und dadurch wo möglich zu heilen, nämlich die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter, der Stadtmagistrate und der Comitatsbeamten, deren Frevelthaten er überall, wo er nur kann, verfolgt und umständlich erzählt. Es kann nicht fehlen, daß Herr von Kossut auf diese Weise sehr viele Feinde hat, aber er hat noch weit mehr Freunde, denn das ganze große Publicum Ungarns ist auf seiner Seite, und er ist jetzt der Liebling und Held des Tages. Sein Hirlap ist das verbreitetste aller ungarischen Blätter, und mehre Male

hörte ich während meiner Anwesenheit in Pesth die Leute begierig fragen: „Was hat Kossut hierüber oder darüber gesagt? Laßt uns sehen, was ist das Neueste von Kossut?“ Ganz Ungarn sieht jetzt auf diesen Mann hin, und auch ich erblickte ihn nun mir gegenüber.

Er war von mittelgroßer Statur und von sehr angenehmen Aeußern, sein Kopf und sein Gesicht waren das Hauptstück an ihm, und der Ausdruck seiner regelmäßigen Züge entschieden schön, männlich und kraftvoll. Er ist in das mittlere Mannesalter getreten und in der beßten Kraft seiner Jahre, er hat einen sehr vollen Haarwuchs, einen buschigen Backenbart und nichtsdestoweniger etwas sehr Angenehmes, Bescheidenes und Mildes in seinem Wesen. Wenn ich mir seine Gesichtszüge zerlegte, so fand ich lauter echt ungarische Eigenthümlichkeiten, nämlich: feurige Augen, einen sehr runden Kopf, eine schöne, edle, gerade, etwas spitzige Nase (die zu der gewöhnlich rundlichen, etwas aufgeworfenen Nase der Slaven einen directen Gegensatz bildet), etwas breite, starke Backenknochen, ein kurzes energisches Kinn und einen starken, nicht so langen Hals, wie ihn die germanischen Nationen gewöhnlich haben. Dabei liegt aber, wie mir es schien, ein großer Ernst und ein Anflug von Melancholie in seinen Zügen. Auch war die Farbe seiner Wangen nicht sehr lebhaft, was sich bei einem Manne, der sich mit politischen Angelegenheiten befaßt, und der ohnedieß schon im Verhaft war, leicht erklärt.

Was die Weise seines Vortrags betrifft, so fand ich sie äußerst anziehend. Ich hörte ihn einmal eine volle halbe Stunde lang fließend reden, ohne daß er auch nur ein einziges Mal anstieß oder sich besann. Sein Organ war so wohltönend, wie man es bei einem so schönen Gesichte nicht anders vermuthet, und die kräftigen, energischen, ich möchte sagen, kriegerischen Laute der ungarischen Sprache, die uns bei manchem ungebildeten und rohen Ungarn rauh, hart und harmonielos klingen, erschienen auf seiner gewandten Zunge sehr ausdrucksvoll. Das „Eljen, Eljen“ unterbrach ihn mehr als irgend einen der anderen Redner, und das „Hajunk, Hajunk“ war weniger nöthig als bei irgend einem Anderen, weil alle schon von selbst gespannter aufmerkten.

Ich glaube, daß vor allen Dingen das den Ungarn eigene männliche Gefühl, ihr nationaler Stolz, das Bewußtsein, daß sie freie Leute seien, sowie ihr feuriger Eifer für die patriotischen Angelegenheiten sie vorzugsweise zu guten Rednern macht, und daß wir Deutsche in dieser Hinsicht noch Vieles für unsere Deputirtenkammern von ihnen lernen könnten. Denn es scheint mir, daß sie, im Ganzen genommen, ihrer Sprache mächtiger sind als wir.

Uebrigens bin ich natürlich weit davon entfernt, sie alle für beredte Leute ausgeben zu wollen. Ich sah vielmehr auch in diesen Pesther Congregationen Viele sehr stumm und müßig dasitzen, Andere gingen blos herum, ihren Säbel und Kalpak in der Hand haltend und ihre eleganten Attilas zur Schau tragend. Einen

Herrn sah ich sitzen, der, statt zu schreiben und zu sprechen, seine Feder kaute und am Ende der Sitzung sie gradatim völlig aufgegessen hatte. Einen Anderen sah ich nichts thun als seine goldenen Ringe, einen nach dem anderen, um die Finger drehen, und ein Dritter bürstete unaufhörlich seine Mütze und las die kleinen Federchen und Stäubchen von dem schönen glänzenden Marderfelle, aus dem sie gemacht war, ohne daß ich auch nur den geringsten Laut von ihm vernommen hätte. Andere schrieen nichts als zu Zeiten „Eljen!“ dann auch „Hajunk!“ und unterließen es wohlweislich, anstatt dieser Ausdrücke auch einmal „Kerem!“ zu rufen.

Die Polizei im Saale hat, wie gesagt, der erste Vicegespan und in seinem Dienste die Haiducken. Er ist in dieser Beziehung das, was der Sprecher im englischen Parliamente ist. Wer sich ungehöriger Ausdrücke bedient, den ruft er zur Ordnung; auch kann er den, der sich nicht zur Ordnung bequemen will, in eine Geldstrafe nehmen, oder unter Umständen zum Saale hinaus verweisen. Wie überall in dem ganzen ungarischen Staatsbaue viele Sonderbarkeiten vorkommen, so findet denn auch bei jener Geldstrafe, die sie „Action“ nennen, noch das statt, daß derjenige, den sie treffen soll, ihr dadurch ausweichen kann, daß er sich aus dem Saale entfernt, ehe der Vicegespan die Strafsentenz: „Ich nehme Dich für diese Ungehörigkeit in Strafe von 25 Gulden,“ beendigt hat. Er muß aber den Haiducken zu entkommen wissen, denn vertreten diese ihm, etwa

auf einen Wink des Vicegespans, den Weg, so muß er doch bleiben und zahlen; kann er nicht auf der Stelle die Action erlegen, so muß er nachher zu Hause dem an ihn gesandten Gerichtsboten das Doppelte zahlen. Als ich einen städtischen Deputirten fragte, was denn wohl solche strafbare Ungehörigkeiten wären, sagte er: „Oho, z. B. wenn irgend ein städtischer Deputirter es sich herausnehmen wollte, über irgend eine wichtige Prärogative des Adels sich freimüthig auszulassen, gewiß würde er dann sehr bald die Action zu zahlen bekommen, denn die städtischen Deputirten haben wohl Sitz, aber keine Stimme in diesen Versammlungen." Hierüber entspann sich unter uns ein weitläufigeres Gespräch, und wir entfernten uns bei dieser Gelegenheit aus dem Saale.

Der Pesther Brückenbau.

Es ist mir keine Brücke bekannt, über die in neuerer Zeit so viel geschrieben und gesprochen worden wäre, als die neue Donaubrücke, welche jetzt zwischen Pesth und Ofen im Baue begriffen ist. Aber es giebt auch wohl nur wenige Brücken, deren Ausführung so außerordentlich große politische und physische Uebelstände hinderlich in den Weg traten. Sie ist eine wahre Riesenarbeit, und die Ungarn betrachten sie als ein großes Nationalwerk. Es lohnte sich daher wohl der Mühe, ihr unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und zwar um so mehr, da sie nun nach der berühmten Trajanischen Brücke bei Orsowa das erste und einzige stehende Joch sein wird, welches die untere und mittlere Donau überbrückt*).

Die Donau ist überhaupt einer der brückenärmsten Ströme in Europa (die russischen Flüsse ausgenommen).

---

*) Eine stehende Rheinbrücke giebt es im mittleren und unteren Laufe des Stromes noch gar nicht. Napoleon's Pläne kamen in dieser Hinsicht nicht zur Ausführung.

Während die kleine Themse beinahe 50 Mal in ihrer Hauptader überbrückt ist, lassen sich bei der Donau von Ulm an nicht einmal ein Dutzend Brücken zusammenbringen. Die außerordentliche Breite des Stromes, sein reißendes Wasser, sein noch wenig geregelter Lauf und in Folge dessen die großen Ueberschwemmungen, so wie der heftige Eisgang sind die vornehmsten physikalischen Hindernisse, außerdem aber auch zum Theil die geringe Verkehrsthätigkeit der an ihr hin wohnenden Völker.

Zwischen Pesth und Ofen ist die Donau im Durchschnitte 250 bis 300 Klaftern breit, und da die Städte früher wenig mit einander zu theilen hatten, so mochte lange Jahrhunderte hindurch das Bedürfniß einer Brücke nicht fühlbar sein. Man half sich mit fliegenden, an Seilen befestigten Schiffen, und dieß zwar noch bis vor 75 Jahren. Erst im Jahre 1767 wurde eine hölzerne Brücke auf ungefähr 50 Pontons zwischen beiden Städten errichtet, die nachher der Kaiser Joseph 1788 auf 42 Pontons an ihre jetzige Stelle verlegte.

Diese Brücke ist ein ziemlich ungenügendes Machwerk. Im Winter nutzt sie gar nichts. Denn vom December bis in den März wird sie bei Seite gelegt und die Verbindung zwischen Pesth und Ofen dann durch Schiffe bewerkstelligt. Dieß ist zu Zeiten nicht gefahrlos, und es kommen sogar Tage vor, wo die beiden Schwesterstädte ganz und gar auseinander gerissen sind, weil gar kein Uebergang zu wagen ist. Außerdem aber ist die Brücke auch für die außerordentliche Passage von Viehheerden, von großen Lastwagen, von

Soldaten ꝛc. viel zu schmal, weßhalb sie auch bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. wenn Soldaten hinübermarschiren, für einige Augenblicke gesperrt werden muß. Im Sommer, wenn das Wasser niedrig ist, sinkt das Mittelstück der Brücke so zusammen, daß die Pferde sich einen mit Holz belegten Berg an's Ufer hinauf zu quälen haben, und mehre Male hat es sich schon ereignet, daß ganze Lastwagen durchbrachen und in die Pontons oder den Fluß hinabfielen.

Diese Uebelstände sind nun schon seit langer Zeit erwogen worden, besonders aber seit etwa 14 bis 15 Jahren. Unzählige Aufsätze wurden in den Journalen über die Wichtigkeit des Pesther Brückenbaues geschrieben, und auf mehren Landtagen ward darüber debattirt. Erst als der eifrige, patriotische und einflußreiche Graf Szechenyi (sprich Sseetscheeni) sich an die Spitze des Unternehmens stellte, deswegen eine Reise nach England machte, mit dortigen Architekten sich besprach und darüber einen Bericht veröffentlichte, kam die Sache etwas in Fluß, und auf dem letzten Landtage wurde sie endlich nach sehr vielen und heftigen Debatten in Richtigkeit gebracht, worauf der Bau begonnen wurde.

Man wird es bei uns kaum begreifen, wie der bloße Bau einer einzigen Brücke zwischen zwei Städten so sehr das Interesse eines ganzen großen Königreichs in Anspruch nehmen könne, daß er sogar Gegenstand langwieriger Reichstags-Verhandlungen werden mußte. Es erklärt sich dieß aber theils aus der Wichtigkeit des Baues für das ganze Land, theils aus seiner

Kostspieligkeit, theils endlich aus gewissen politischen Uebelständen.

Zunächst wird mit einer soliden, stehenden steinernen Donaubrücke nur Ofen und Pesth gedient sein. Diese beiden Städte werden dadurch in ihrem Verkehr sich viel inniger an einander anschließen. Ja es ist wohl wahrscheinlich, daß durch diese feste Brücke eine völlige Verschmelzung beider Städte zu einer einzigen großen Commun vorbereitet und gefördert werden wird. Allein selbst abgesehen davon, daß auch das ganze Königreich bei dem Wohle keiner seiner Städte so interessirt ist, als bei dem von Pesth und Ofen, seiner Hauptstädte, so ist es auch zu bemerken, daß, so weit die Donau Ungarn durchströmt, d. h. auf einer Strecke von ungefähr 100 Meilen, auch nicht eine einzige feste Brücke existirt (bei Komorn und Peterwardein sind nur Schiffbrücken, bei Preßburg und Gratz fliegende), daß also, wenn die Donau mit Eis geht, oder weit und breit die Gegenden überschwemmt und den Uebergang beschwerlich oder unmöglich macht, dadurch gewissermaßen das ganze Königreich in zwei von einander geschiedene Hälften getheilt wird, die eine Zeit lang nicht mit einander verkehren können. Das ganze Land ist daher dabei interessirt, daß irgendwo eine bleibende Möglichkeit des gegenseitigen Verkehrs gegeben werde, und muß diese vor allen Dingen in dem Herzpuncte der Monarchie, in Buda-Pesth, wünschen, durch welche Centralpulsader das meiste Handelsleben strömt.

Die Kostspieligkeit des Baues ist ein anderer Umstand, der viele Schwierigkeiten machte. Man vermuthet, daß die neue Brücke nicht weniger, als 500,000 Pfd. Sterling kosten werde, und in einem Lande, wie Ungarn, das an Producten so reich und an Geld so arm ist, war es nicht leicht, diese Summe zu schaffen, oder sich darüber zu einigen, von wem man sie nehmen sollte. Es ist daher auch dahin gekommen, daß man sich an einen Wiener Capitalisten, an den in Ungarn so mächtigen Bauquier Sina, hat wenden müssen, der die Regulirung der pecuniären Seite des Unternehmens über sich nahm. Freilich sind viele Ungarn darüber entrüstet, daß man diese Sache einem Fremden übertrug, und ich habe viele so sprechen hören: „O Himmel, warum hat man nicht lieber eine Subscription im ganzen Lande herumgehen lassen? Hätte ich nicht gern 100 Gulden gezeichnet, und giebt es nicht Viele, die mit Freuden noch mehr hergegeben hätten, um wenigstens zu verhüten, daß man das ganze Land einem Ausländer zinsbar machte!" Man hat nämlich dem Baron Sina dafür, daß er die Brücke auf seine Kosten herstellt, die Einnahme eines Brückenzolls auf beinahe 100 (ich meine genau 85) Jahre zusichern müssen. Ich vermag natürlich nicht darüber zu entscheiden. Aber wer da weiß, wie selten in Ungarn die disponiblen Capitalien sind, und wie schwer sich solche anscheinend leichte Sachen ausführen lassen, der wird vielleicht jenen zu Vorschüssen so bereitwilligen und den Brückenbau-Beförderern Vorwurf

wurf machenden Patrioten nicht in allen Stücken beistimmen.

Der dritte Grund endlich, warum der Brückenbau Reichstags-Angelegenheit wurde, waren gewisse Vorrechte, auf welche bei dieser Gelegenheit der Adel verzichten sollte. Der ganze ungarische Adel hat nämlich bisher das Privilegium genossen, über die ungehobelten Tannenbalken der Ofen-Pesther Brücke schreiten, fahren oder reiten zu können, ohne auch nur einen Kreuzer zu bezahlen, während man von Denen, die nicht zum Adel gerechnet wurden, einen solchen Brücken-Kreuzer zur Erhaltung der Brücke und zur Vermehrung der Einkünfte der Städte allerdings erhob. Bei dem neuen Brückenbau wollte sich der Banquier Sina und überhaupt kein Capitalist zu Vorschüssen verstehen, wenn nicht auch der Adel und Alles, was ihm gleich, auf dieses Privilegium verzichte, weil sonst zu fürchten sei, daß überhaupt das angelegte Capital sich nicht gehörig rentiren möchte. Es hängt nun aber das beregte Privilegium überhaupt mit dem allgemeinen Privilegium des Adels, über alle Brücken des Landes, auf allen Straßen und Wegen des Königreichs, bei allen Zollhäusern Ungarns, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, blos mit der Redensart den Zoll zu bezahlen: „ich bin ein Edelmann," d. h. vollkommen wege-, straßen-, geleits- und brückenzollfrei, durchzupassiren, zusammen. Sie fürchteten, daß der Angriff auf eines ihrer Privilegien, wenn auch nur auf das kleinste und wenn auch nur in einem einzigen Falle, ebenso schlimm sei, wie der Versuch, eine, wenn auch

noch so kleine Bresche in eine große Ringmauer zu schießen, und daß dadurch dann alle in Frage gestellt werden könnten. Daher weigerten sich einige lange und hartnäckig, das Zugeständniß zu machen. Nichtsdestoweniger aber ging dann doch auf den Betrieb vieler aufgeklärten Männer der Vorschlag, daß auch der Adel sich bei der neuen Brücke unterwerfen müsse, durch, und dieselbe konnte darnach in Verding gegeben und der Bau in Angriff genommen werden.

Der Pesther Brückenzollfreiheit des ungarischen Adels ist dadurch allerdings gewissermaßen derogirt. Aber einstweilen besteht sie leider noch immer bei der alten Brücke, und es wird überhaupt wohl noch lange dauern, bis jene in die feste Burg der ungarischen Adelsprivilegien geschossene Bresche — es ist wohl nur der erste Schuß zu einer Bresche — so weit gehörig erweitert sein wird, daß auch die übrigen Brücken und Wege für jeden ehrlichen Mann gleich offen und gangbar werden. Und es müßte daher jeder richtig fühlende Mann sich ein Verdienst daraus machen, gegen das Empörende, was jenen Privilegien zum Grunde liegt, zu predigen. Was mich betrifft, so konnte ich nie ohne eine aufrichtige Betrübniß und ein ebenso aufrichtiges Aergerniß über die alte Pesth-Ofener Schiffbrücke gehen.

Man stelle sich vor: Auf jeder Seite der Brücke ist eine ganze Bande von schnurrbärtigen Kerlen (sie reden leider meistens deutsch) aufgestellt, die sogleich vor allen Edelleuten — dem Gesetze nach werden als

solche betrachtet erstlich die wirklichen Edelleute, dann aber auch die einheimischen Bürger der königlichen Freistädte, so wie endlich einer eingeschlichenen Gewohnheit gemäß jeder Wohlgekleidete, d. h. also jeder Wohlhabende — ihre Schranken öffnen, während sie jeden armen Handwerksgesellen, jeden unprivilegirten Bettler, jeden Judenjungen und überhaupt jeden Juden, er mag reich oder arm sein, jeden Bauer und endlich jeden nicht wohlhabend aussehenden Fremden, wenn er ihnen nicht schon von Weitem mit dem Kupferkreuzer entgegenkommt, ohne Weiteres bei'm Arme nehmen und zum Zahlen zwingen. Jene Brückenwächter nun haben durch die Länge der Zeit, in welcher sie ihr Handwerk betrieben, eine außerordentliche Geschicklichkeit darin erlangt, jeden Menschen sogleich nach Stand und Würden zu taxiren. Weil sie immer mit Luchsaugen Alles, was zur Brücke herankommt, belauern, so kennen sie fast alle Ofener und Pesther Bürger, ihre Domestiken, Kinder, Hausgenossen ꝛc. persönlich und wissen schon, ob sie zu den privilegirten gehören oder nicht. Die Fremden aber, die sie nicht kennen, durchblicken sie sofort, selbst ohne sie, wie man dieß sonst mit den Hexen machte, in's Wasser zu werfen oder auf die Wage zu legen, bis in ihr Innerstes und wissen ohne Weiteres, weß Geistes Kind sie sind. Daher vergreifen sie sich auch selten oder nie und setzen sich nie der Gefahr aus, von einem Edelmanne eine Zurechtweisung zu erhalten. An Sonn- und Feiertagen muß man sie besonders bewundern, denn da sind die Handwerks-

gesellen fast ebenso elegant gekleidet wie andere ehrliche Leute, und da heißt es, Augen haben. Aber sie kennen den Handwerker und den Juden auf der Stelle heraus, und hätte er sich bei Bouton in Paris kleiden lassen. Heran hier! hier her! halt an! schrieen diese Kerls jedem Armen zu, und ich war mehr als ein Mal Zeuge, daß ganz zerrissene, armselige Judenjungen von der Brücke verwiesen wurden, weil sie nicht bezahlen konnten. Die reichen Juden zu Pesth, um sich solchen Scandalen nicht auszusetzen, zahlen ein für alle Mal jährlich ein Gewisses und gehen dann frei durch. Die Zigeuner — so habe ich wenigstens aus freilich nicht ganz zuverlässiger Quelle erfahren — sind die einzigen Armen, die wiederum, wie die Edelleute, keinen Zoll geben. Ich weiß nicht, woher sie dieß Privilegium haben, und ob sich darin das Sprüchwort: les extrêmes se touchent, bewährt. Vielleicht sind sie zu große Nullen in bürgerlicher Hinsicht und fliegen so frei, wie die Vögel, aus und ein.

Mich empörten diese Dinge anfangs so, daß ich in den ersten Tagen auch wider den Willen der Zöllner meinen Kreuzer bezahlte, denn wer schlösse sich nicht lieber freiwillig den Unterdrückten an als den Unterdrückern. Ich begriff anfangs gar nicht, daß nicht in allen vornehmen Classen, oder doch in der edlen Hälfte von ihnen so viel Großmuth steckte, daß sie ebenfalls freiwillig sich der Abgabe unterzögen, um dann auf diese Weise die scandalöse Unterdrückung, Herabwürdigung und Belastung zu untergraben. Allein so ist der Mensch, er lernt

sich an die Duldung und sogar an die Ausübung des Unedelsten mit Leichtigkeit gewöhnen.

Ebenso unbegreiflich wie die Bevorrechteten kam mir aber auch das Volk vor, welches sich eine solche arge Belastung gefallen ließ, und lange, lange Jahre gefallen ließ, ohne je einen Versuch zu machen, diese Kette zu sprengen und seine Herren eines Besseren zu belehren über die allgemeinen Rechte der Menschen und Staatsbürger. Auch anderswo haben allerdings die Vornehmen noch Manches vor den Geringen voraus. Allein die Sache ist dann versteckter und legt sich nicht so straßenkundig und so stündlich handgreiflich zu Tage, wie in Ungarn und namentlich bei dieser Brücke, wo der Reiche mit einem Beutel voll Ducaten unbesteuert durchschreitet, während neben ihm der Arme angehalten wird und aus seinen Lumpen und Lappen den letzten Kreuzer hervorsuchen und hergeben muß.

Wie wir gesagt, gesegnet sei der neue Brückenbau, bei dem mehr Gleichheit der Rechte und Pflichten in Ausübung gebracht werden wird, und gesegnet sei der Grundstein dieser Brücke, der zu gleicher Zeit der Grundstein ungarischer Gleichheit sein wird, und somit auch der wahren Freiheit, von welcher die Gleichheit unzertrennlich ist. Ich besuchte diese gesegnete Brücke zu wiederholten Malen mit einer Erlaubnißkarte, die ich auf dem Brückenbau-Comptoir empfing. Denn die Correspondenz in Angelegenheiten der Brücke, die Verwaltung der Gelder und die dabei vorkommenden Geschäfte

sind so bedeutend, daß man dafür ein eigenes Comptoir mit ziemlich zahlreichen Beamten angelegt hat.

Die alte fliegende Brücke, so wie die erste Schiffbrücke waren weiter unten an der Donau, und die Ofener hatten aus dem Mittelpuncte ihrer Stadt bis dahin weit zu laufen. Die jetzige Schiffbrücke wurde weiter aufwärts gelegt, und die neue steinerne wird noch etwas weiter aufwärts gebaut und trifft nun nahe auf das Ofener Stadtcentrum. Auffallend ist es, daß weder ihr Ofener Brückenkopf, noch ihr Pesther Ende mit einer großen in's Innere der Stadt führenden Straße correspondirt. Das Ofener Ende trifft sogar auf eine ziemlich enge und schroffe Seite des Festungsberges; doch sagt man, daß sich dieß nicht habe vermeiden lassen, weil der Grund der Donau weder oberhalb, noch unterhalb der gewählten Stelle so günstig gewesen wäre. — Engländer sind die Architekten, die den Bau leiten. Da ich mit ihnen bekannt wurde, so hatte ich in ihnen die beßten Führer zur Besichtigung der Werke. Es ist ein Modell der Brücke entworfen worden, aus dem man sich genau unterrichten kann.

Die Brücke wird ungefähr 250 Wiener Klaftern oder gegen 1500 Fuß lang. Um das Brückenjoch, das aus einem System von eisernen Ketten bestehen wird, zu tragen, sind 4 Brückenpfeiler nöthig, zwei in der Nähe der beiden Flußufer und zwei in der Mitte des Stromes. Die 4 Hauptketten, welche die größte Last tragen sollen, werden 42,000 Centner wiegen. Sie werden in England gemacht, weil man in Ungarn

weder die Oefen und Instrumente herrichten kann, sie zu schmieden, noch auch die großen Probirmaschinen hat, um die einzelnen Theile der Ketten einem strengen Examen zu unterwerfen und zu untersuchen, ob sie die gehörige Stärke und Tragfähigkeit besitzen. Eine solche Probirmaschine herzurichten, würde allein eine enorme Summe kosten, und nur in England, wo sie oft in Thätigkeit gesetzt werden kann, lohnt es sich der Mühe, diese Summe aufzuwenden. In Ungarn wäre sie nach der Beendigung des Brückenbaues überflüssig.

Man hat den 1. Mai 1840 den Bau der Brücke begonnen, und was man bisher davon fertig brachte, besteht blos in zwei Fangdämmen für 2 der 4 Pfeiler. Um nämlich diese Pfeiler, die unten und in der Mitte aus Kalksteinen bestehen und oben und an den Ecken mit Granit eingefaßt werden sollen, im Flusse bauen zu können, muß man zunächst große Kasten und Fangdämme in den Strom hineinsetzen, aus denen dann das Wasser ausgepumpt werden kann. Diese Fangdämme allein sind eine Riesenarbeit, wie aus folgenden Daten hervorgehen wird. Es werden rund um den Platz herum, auf dem die Pfeiler gebaut werden sollen, Pilotis eingerammt, einer dicht neben dem anderen, und zwar in einer doppelten Reihe oder Wand. Diese beiden Pfeilerwände stehen etwa 8 Fuß von einander. Der Flußsand, welcher sich während der Arbeit zwischen den Wänden sammelt, wird mittels riesengroßer Schöpfkellen, deren jede von 4 Menschen dirigirt wird und mit einem Male 4 bis 5 Centner Fluß-

sand ausschöpft, herausgeschafft, und dann statt dessen eine wasserdichte Thonerde dazwischen geschlagen. Auf diese umständliche und schwierige Weise erhält man erst einen wasserdichten Kasten. Um diesen wasserdichten Kasten nun aber gleich von vorn herein die gehörige Festigkeit zu geben, gegen den Strom und namentlich gegen den furchtbaren Eisgang der Donau Stand zu halten, sind einem jeden künstliche und sehr solide Eisbrecher vorgebaut, und außerdem ist auch noch das ganze Innere der Kasten mit einem System in verschiedenen Richtungen laufender Querbalken ausgefüllt. Zu einem Fangdamme für jeden der Brückenköpfe braucht man nicht weniger als 2000 Pilotis, von denen ein jeder ein mächtiger Fichtenbaum ist; zu jedem der mittleren Pfeiler sind 1400 Pilotis nöthig, für die ganze Brücke also in summa ungefähr 7000 Pilotis, zu deren Erlangung man mehre Wälder hat plündern müssen. Jeder Pilotis ist unten mit einer eisernen Spitze versehen, die beinahe einen Centner wiegt, und es werden daher auf diese Weise allein an solchen Spitzen etwa 700,000 Pfund Eisen in die Tiefe des Flußbettes gesenkt. Jeder Pilotis wird 3 Klaftern tief in das Flußbett eingerammt, was für alle Pilotis 21,000 Klaftern oder etwa 5 Meilen Weges Tiefe abgiebt. Diese ungeheuere Strecke muß durch langsame und mühselige Stöße der eisernen Blöcke, die anfangs den Pilotis 2 Zoll, dann nur einen Zoll, nachher ½ — ⅓ Zoll und zuletzt ganz unmerkbar in die Tiefe weiter hinabfördern, zurückgelegt werden. Nimmt man im Durchschnitt bei jedem Stoße

etwa ½ Zoll an, was wohl das Maximum der Annahme ist, so kommt man demnach zu dem Resultate, daß jeder Pilotis etwa 400 Stöße mittels der eisernen Ramme empfangen muß, und für die Fangkästen der ganzen Brücke etwa 3 Millionen Stöße erforderlich sind. Und dabei ist diese ganze Arbeit der Fangdämme gewissermaßen verlorene Mühe; denn es bleibt von der ganzen Sache nachher, wenn die steinernen Pfeiler selbst gebaut sind, nichts weiter stehen, als was tief im Flußbette steckt. Die Pilotis werden nämlich, nachdem sie ihre Dienste gethan, unter dem Wasser abgesägt. Ich muß sagen, ich möchte hier bei diesem Brückenbau um keinen Preis Zimmermann sein, um, nachdem ich mich müde und lahm gearbeitet, doch nichts fertig zu sehen und den Maurern den ganzen Ruhm zu lassen.

An jedem Brückenkopfe wird später, um das Wasser auszupumpen, eine Dampfmaschine von 24 Pferdekraft errichtet werden. Die Tannen, aus denen die Pilotis gehauen worden, sind aus Baiern gekommen, alles Eichenholz, welches dabei nöthig war, aus Slavonien, wie denn eben Slavonien an Ungarn Alles liefert, was aus Eichenwäldern, und Baiern Alles, was aus Tannenwäldern kommen kann. Wenn die Arbeit so fortgeht, wie bisher, so kann man auf jeden Sommer etwa einen Fangdamm rechnen, und die bei der Brücke angestellten Leute können dann noch auf eine ziemliche Reihe von Jahren ohne Sorgen in Bezug auf Arbeit und Unterhalt sein, ehe das Ganze fertig ist. — Man

konnte sich bisher mit der Regierung wegen einiger Gouvernementsgebäude, die dem Brückenbau auf der Ofener Seite im Wege stehen und die weggeschafft werden sollten, nicht einigen; da dieß nun aber wahrscheinlich geschehen ist, so wird jetzt auch wohl von dieser Seite her der Bau in Angriff genommen werden.

Ich fuhr mit einem der leitenden Baumeister zu dem Brückenpfeiler in der Mitte der Donau, und mich interessirte dieß Gewirre von italienischen, englischen, deutschen, magyarischen und slavischen Arbeitern, welche hier in der Mitte des großen Stromes auf den Gerüsten wie die Ameisen durcheinander liefen, außerordentlich. Ich zählte über 20 Rammen, die blos bei diesem einen Pfeiler thätig waren, wie die Hammer in einem Pochwerke. Es sind durch diese Rammen schon viele Menschen jämmerlich beschädigt und an Armen und Händen zerquetscht worden; denn so einfach das Ding auch ist, daß man nicht die Hand unter eine Ramme stecken soll, die 10 Centner wiegt und 30 Fuß hoch aus der Luft fährt, so sind die Leute doch immer von Neuem unachtsam und unvorsichtig; auch sollen mehre Male von den eisernen Blöcken bei'm Heruntersinken kleine Stücke abgesprungen und den Leuten an die Köpfe geflogen sein. In dem Hospital St. Rochus gab man mir die Anzahl der verschiedenartigen Beschädigungen und Verstümmelungen des ersten Sommers auf 15 an. Sollte es für jeden Sommer bei dieser Anzahl bleiben, so müssen sich noch 70—80 Menschen

darauf gefaßt machen, bei diesem Brückenbau zu verunglücken, selbst wenn nichts Außerordentliches passirt.

Die englischen Arbeiter, welche die Architekten aus England mitgebracht haben, stehen als Anführer bei jedem Geschäft an der Spitze der übrigen Arbeiter. Nach ihnen haben die Italiener, welche man aus Triest und Venedig hat kommen lassen, die meiste Erfahrung in Wasserbauten. Endlich kommen die Pesther, deutschen, ungarischen und slavischen Arbeiter. Der Engländer, mit dem ich darüber sprach, war nicht eben von der größten Hochachtung für diese Arbeiterclasse beseelt und nannte sie zu wiederholten Malen „a stupid people.“ Nur einen der Einheimischen, den er in seinem Dienste hatte, ließ er gelten und spendete ihm das höchste Lob, indem er sagte: „Yes, yes, he is somewhat like an Englishman. There is some spirit about him!“ Wie im Ganzen aber diese Pesther Arbeiter-Classe in Verhältniß zu anderen, z. B. zu den Italienern, geschätzt würde, konnte ich gleich aus den Ansätzen des Arbeitslohnes für beide sehen. Die Italiener empfingen 25 Gulden W. W. wöchentlich, die Deutschen und Ungarn aber nur 10. Ich fragte ihn, ob er nicht den Deutschen wenigstens etwas mehr geben könnte als den Ungarn; aber nein, er ließ sich nicht erbitten.

Ich kletterte auf die vorderste Spitze des Eisbrechers und genoß von hier aus, von diesem kleinen festen Puncte in Mitten des großen Stromes das herr-

liche Panorama, das sich in den Bergen von Ofen und in dem Häusermeere von Pesth rund um mich her ausbreitete. Mehre Donauflußschiffe, die das ungarische Wappen als Zeichen führten, fuhren während dieser Zeit in der Nähe des Pfeilers vorüber.

Man war wegen dieses Eisbrechers und wegen des Pfeilerkastens in Pesth während des Eisganges im vorigen Winter sehr besorgt, und Viele waren der festen Meinung, beide würden nicht Stand halten und weggehen, weil die Engländer sich wohl schwerlich eine richtige Vorstellung von der Gewalt der hiesigen Eisgänge gemacht hätten. Zum Triumph der Engländer aber blieb Alles ruhig stehen; jedoch sagten die Zweifler, es sei dieß ein pures Glück gewesen; denn die Hauptmassen des Eises hätten sich dieß Mal mehr an der Ofener Seite vorüber geschoben, und sie blieben dabei, daß die Brückenbauer noch viel Lehrgeld würden bezahlen müssen. Ja Manche unter ihnen zweifeln sogar noch daran, daß der Brückenbau überhaupt gelingen werde. Der Himmel wird es so fügen, daß ihre Befürchtungen sich als eitler Wahn erweisen mögen.

Ich blieb so lange auf meinem Eisbrecher, bis die Feierabendglocke läutete, und schiffte mit vielem Volke zum Festlande hinüber, um der Austheilung des Soldes beizuwohnen; denn es war gerade ein Sonnabend.

Es gab in dem Gehöfte des Brückenbaues, wo die Materialien aufgeschichtet lagen, mehre Werkstätten, Schmieden, Modellkammern und dergleichen aufgerichtet

waren, zwei Comptoire. In dem einen, sagte man mir, zahlt „der Sina" aus, in dem anderen die Engländer. Wahrscheinlich werden die Engländer von der übrigen Arbeiterclasse geschieden und empfangen ihren Sold zunächst durch die Hände ihrer Landsleute. Zum Sina drängten sich die meisten. Unter einem hölzernen Schuppen stand ein langer Tisch, mit großen Haufen Geldes in verschiedenen kleinen und großen Münzen belastet. Ach, welche süße, wohlthuende Last! dachten wohl die hundert Leutchen, welche vor dem Schuppen in einem Kreise standen und begierige Blicke auf diesen Tisch warfen. Bei dem Tische war ein gewandter Cassirer, der ihnen das Geld auszahlte, beschäftigt und daneben ein anderer, der das Ausgezahlte in einem Buche notirte. Sie wurden der Reihe nach aufgerufen und traten dann zum Tische, das Wochenlohn zu empfangen. Der Cassirer griff behände in die großen Haufen hinein und zählte ihnen rasch die blanken Stücke hin, indem er ihnen ebenso rasch befahl, einzustreichen und sich zu entfernen. Gott, welche rücksichtslose Behändigkeit in Behandlung dieser kostbaren Dingelchen, dieser Münzen, die dem Armen an den Fingern hängen und kleben, und die er wohl 40 Mal erst umdreht, ehe er sie ausgiebt! Und dieser Mensch wirft sie von sich, als wenn sie Korn und Spreu auf der Tenne vorstellten!

Wieder ein neuer Name! Es war ein bescheidener, schüchterner Mann. Sechs Mal strich er sich mit der Hand über den Kopf und ordnete seine

Haare, ehe er wagte hervorzutreten. Noch ein Mal sein Name! „Rasch, Alter, heran! Wir haben Eile mit der Auszahlung.“ Gott, was muß der Sina für ein reicher Mann sein, der solche Eile hat, sein Geld los zu werden. Endlich trat der Alte hervor — es mußte wohl ein Neuling im Soldempfangen sein; er empfing sein Geld, ohne es nachzuzählen, und hielt mit beiden Händen die papierenen österreichischen Bancozettel so fest, daß er sie in seinen zitternden Fingern ganz zerknitterte.

Man erkannte den Charakter eines Jeden an der Weise, wie er sein Geld nahm. Einer trat bei seinem Namen ganz trotzig hervor, zog seine Mütze nur zögernd und sah aus, als wollte er sagen: „Nun nur her mit dem, was mir von Rechtswegen zukommt, und was ihr mir geben müßt.“ Auf dem mageren, mürrischen Gesichte eines Dritten mit etwas verächtlichem Blicke las ich die Worte geschrieben: „Ach, ihr reichen Schelme, ihr habt das Geld wie Heu und gebt uns armen Schluckern so wenig. Aber könnte ich nur einmal gelegentlich —!“

Der Eine steckte sein Geld in die Tasche, der Andere verbarg es in seiner Mütze, der Dritte umkrallte es mit seinen Händen, als wenn ein hungriger Geier eine Maus gefangen hat. Draußen aber brachten sie Alles wieder hervor und zählten es zwei, drei Mal nach, was sie drinnen nicht gethan hatten, da dort der Respect vor dem Zahltische das Mißtrauen unterdrückt hatte. — Ich sah dann, wie das mühsam erarbeitete Wochenlohn sofort in Cours gesetzt wurde:

es wurden einige kleine Schulden an Cameraden bezahlt; andere fanden draußen ihre Frauen, die schon mit ihren Kindern auf das Lohn warteten; viele aber stritten sich darüber, welches für den heutigen Abend das beste Wirthshaus sei, und gingen lärmend und jubelnd zum Thore hinaus.

Die Raizenstadt, die türkischen Bäder und die orientalischen Pilger.

Wenn ich von dem großen Balcon meines Wirthshauses, der Königin von England, aus das schöne Tableau von Ofen, das mir vis à vis stand, überschaute, den Schloßberg mit seinen Kirchen und Palästen, die Häusermasse an seinem Fuße und an der Donau hin, den Blocksberg mit seiner Sternwarte und den Theil der Stadt, der zwischen ihm und dem Schloßberge lag, so fiel mir eben dieser Stadttheil zwischen den beiden Bergen und das, was sich davon am Fuße des Blocksberges hinaufzog, immer ganz besonders auf. Es war der sogenannte Taban oder die Raizenstadt, dasjenige Quartier von Ofen, welches die Raizen oder Serbier vorzugsweise bewohnen.

Es liegen hier beinahe 1000 kleine Häuser (genau genommen, 956), fast alle von gleicher Größe oder Kleinheit, am ziemlich steilen Blocksberge in fünf bis sechs verschiedenen Abstufungen oder Absätzen des Berges hinaufgeschichtet. Alle Häuserchen wenden ihre Vorder-

seite der Stadt Pesth zu und scheinen, von unten gesehen, ein jedes nur ein einziges Fenster zu haben. Auf allen den Absätzen laufen horizontale Straßen hin, die unter einander wieder durch kleine, steil aufsteigende Nebenstraßen, meistens nur steile Fußwege oder Treppen, verbunden sind. Das Ganze sah ungefähr so aus, wie die eine innere Hälfte eines großen Amphitheaters, in welchem die kleinen Häuserchen die Logen vorstellten. Ich fand dieß sehr eigenthümlich und war begierig, die Sache mir näher anzusehen. „Nun, wenn Sie das sind, lieber Ding, so gehen Sie doch hinauf," sagte mir ein ungarischer Bekannter, „ich begleite Sie aber nicht, denn ich weiß, daß da nichts zu holen ist, mein lieber Ding!" — Ich that dieß auch und machte mich in dem „Mömáng" zur Raizenstadt auf den Weg. „Mömáng" ist das deutsch-österreichische und ungarische Wort für „Augenblick," es soll höchst wahrscheinlich das französische moment sein, was wir „Moment" aussprechen. Obgleich sich die Oesterreicher bestreben, dieses Wort, sowie überhaupt die meisten aus der französischen Sprache recipirten Worte nicht nach deutscher, sondern nach französischer Weise auszusprechen*), so haben sie doch dabei einen so eigenthümlichen Accent, daß ihnen dieß weder ein Franzose noch ein Norddeutscher nachsprechen kann.

Und was die Anrede: „lieber Ding" betrifft, so ist auch

*) Im Ganzen bleiben wir Deutsche uns aber nicht consequent.

dieß ein ungarischer Provinzialismus. Das Wort Ding wird bei den Ungarn in einem so ausgedehnten Sinne gebraucht, wie sonst nirgends mehr auf dem Erdboden. Auch wir Norddeutsche gebrauchen das Wort zur Bezeichnung aller möglichen Sachen von der Welt, aber wir bleiben doch gewöhnlich bei den Sachen und bei den concreten Dingen stehen und bezeichnen sie auch dann nur mit diesem generellen Namen, wenn wir uns auf den speciellen der Sache, die wir meinen, nicht gleich besinnen können. Z. B. sagen wir wohl: „Geben Sie mir doch so ein Ding zum Schrauben," oder „lassen Sie das Ding (den Proceß) ruhen." Nur zuweilen bei'm Schmeicheln, besonders kleiner Kinder, — die noch wenig Persönlichkeit haben — gebrauchen wir auch das Wort „Ding" und sagen z. B.: „Ach du herziges Dingelchen!" Die Ungarn aber machen gewöhnlich auch alle Personen und selbst abstracte Eigenschaften der Seele zu „Dingern" und haben dabei noch das Besondere, daß sie das Wort zum Masculinum oder auch zum Femininum machen, wenn von Personen die Rede ist. Sie sagen z. B. von einem Menschen, der in's Irrenhaus gekommen ist: „Er hat sein Ding verloren, seinen Verstand," selbst ohne sich die Mühe zu nehmen, das rechte Wort (Verstand) zu finden und hinzuzusetzen. Wie die Franzosen „Monsieur Chose" sagen, wenn sie nicht gleich auf den Namen eines Menschen kommen können, so sprechen die Ungarn z. B.: „Der Ding, der Kossut, hat's gesagt," oder: „die Ding, die Carl, wird heute Abend singen." Ja, sie reden

am Ende die Personen sogar selber mit „Ding" an, wie oben mein ungarischer Freund zu mir sagte: „Ja, mein lieber Ding, gehen Sie nur hin und schauen Sie sich das Ding (die Raizenstadt) an, aber nehmen Sie nur Ihr Ding (ihren Geldbeutel) in Acht, denn so ein Ding (ein Raize) ist allemal der ärgste Ding (Schelm)."

„Geh ich hier zur Raizenstadt?" fragte ich einen Menschen am Ende der Pesther Brücke. „Ja," sagte er, „ganz recht, sondern da können's noch besser gehen." Auch das Wort „sondern" ist in gewissen Verbindungen in ganz Ungarn so allgemein für unser „aber" in Gebrauch, daß ich mich wirklich nicht einmal erinnere, ob und wo sie unser „aber" gebrauchen. Ich rede hier nicht etwa von einigen falsch und wenig deutsch sprechenden, sondern selbst von gebildeten Ungarn und den in Ungarn wohnenden Deutschen. Sie sprechen fast alle — natürlich immer mit einzelnen Ausnahmen — so: „A er ist ein Grobian, sondern sein Bruder, das ist ein feines Männchen." Sie können daher auch sogar einen Satz mit „sondern" anfangen und z. B. fragen: „Sondern sagen Sie mir doch, woher kommt denn das?"

Wie diese Provinzialismen, so sind auch in ganz Ungarn die Raizen verbreitet, von Serbien, ihrem Vaterlande, aufwärts bis nach Wien hin, wo ihre äußerste Colonie ist. Ihre Hauptprovinzen in Ungarn sind das Banat, die Batschka und Syrmien. Wir werden sie dort später wieder treffen. Im nördlichen Ungarn, im Lande der Slowaken und Rußnaken, giebt es wenige

oder keine. Als Schiffer und Handelsvolk haben sie sich mehr an die Donau gehalten, und hier giebt es fast in jeder Stadt ein eigenes Quartier, in welchem die serbischen Ansiedler beisammen wohnen, und das „die Raizenstadt" genannt wird, ebenso wie es ehemals in deutschen Städten eigene Judenquartiere gab und noch jetzt giebt. In Raab, in Komorn, in Gran, in Waizen, in Ofen (lauter Donaustädte) giebt es überall solche Raizenquartiere, und Neusatz (das von Belgrad aus vornehmlich zuerst bevölkert wurde) und einige andere südliche Donaustädte kann man geradezu als serbische Stiftungen und Colonieen betrachten.

Theils ist es das Handelsgenie dieser Nation, welches sie in die österreichischen Länder führt, theils aber auch waren es die Unterdrückungen, denen sie in ihrem eigenen Vaterlande von Seiten der Türken ausgesetzt gewesen, die sie zu verschiedenen Zeiten zur Flucht und zu Ansiedelungen unter ungarischem oder österreichischem Schutz vermochten. Seit 400 Jahren, seit dem ersten Erscheinen der Türken in Europa, findet eine solche beständige Flucht serbischer Fürsten und Unterthanen nach Oesterreich statt, seit jenem ersten serbischen Fürsten, der 1419 unter der Regierung des ungarischen Königs Sigismund vor den andringenden Türken nach Ofen floh und sich hier mit seinen Leuten niederließ, bis auf unsere Tage herab, wo wir den serbischen Fürsten Milosch haben nach Wien kommen sehen, um den Kaiser zu bitten, daß er sich im Banate ankaufen dürfe. Es findet hier etwas Aehnliches statt wie am Kaukasus

mit einer ganz ähnlichen Nation, den Armeniern, die, auch vom Handelsgeiste und von ihren Unterdrückern, den Türken, gespornt, zu wiederholten Malen nach Rußland hinüber ausgewandert sind und sich in den südrussischen Staaten bis nach Polen verbreitet haben.

Abermals Raizen, Serbier und dann Deutsche waren es, welche als neue Colonisten nach Ofen geführt wurden, als am Ende des 17. Jahrhunderts durch Carl von Lothringen die Stadt den barbarischen Türkenhänden entrissen wurde. Die Raizen wählten den Blocksberg, die Deutschen die andere Seite, den Schloßberg. Die deutschen Colonisten aus dem Norden haben aber ihre Miteinwanderer vom Süden bei Weitem überflügelt. Die Stadt ist deutsch geworden, und die Raizen hausen nun, selbst zur Hälfte in Deutsche verwandelt, in einem ziemlich unheimlichen Quartiere.

Ich stieg mehre Treppen hinauf und trat in eins der entlegensten Häuser. Vorn gleich zur Linken der Hofthür war der Schweinestall. Ueber ihm sah ich ein Bild angenagelt, welches das große englische Luftschiff, der Adler, vorstellte. Die Raizen greifen wie die Raben überall nach bunten Bildern und bekleben damit alle Thüren und Balken. Auch das Portrait des verstorbenen Königs von Preußen in ungarischer Nationaltracht war hier unter einem Schuppen angenagelt. Der Besitzer dieses Hauses hieß Bogdanowitsch (buchstäblich übersetzt: „der Sohn des von Gott Gegebenen"). Er war nicht zu Hause. „Im Weingarten ist er," sagte mir seine Frau. Denn wie alle Ofener sind auch die

Armen unter den Raizen hier „Hauer" (d. h. Winzer) oder auch wohl blos die Weingärtenwächter der Deutschen geworden. In den Zimmern, die sehr reinlich waren, hing ein „Jsus kerst" (Jesus Christus) an der Wand, und daneben die heilige Rosalie nebst anderen Heiligenbildern. Die Frau vom Hause, die allein mit ihrem Sohne zugegen war, redete deutsch und serbisch, wie alle hiesigen Serbier durchweg beider Sprachen mächtig sind. Der Sohn war ihr einziges Kind, und die arme Mutter jammerte nicht wenig darüber, daß dieses ihr einziges Kind weder am Geiste noch am Leibe recht gesund sei. Es ist fast mit allen raizischen Müttern so, daß sie nur ein einziges oder doch nur wenige Kinder haben. Sie haben dieß mit den magyarischen Müttern gemein, welche ebenfalls wenige Kinder gebären und sich sogar schämen, gleich in den ersten Jahren ihrer Verheirathung niederzukommen, ganz im Gegensatze zu den deutschen und mehr noch zu den slowakischen Weibern, welche immer reich mit Kindern gesegnet sind.

Die Raizen sind in ganz Ungarn sehr verrufen, und man sagt sprüchwörtlich: „aus einem Raizen kann man wenigstens 4 Juden und 5 Zigeuner machen, so voll von Ränken, List und Schelmenstreichen stecken sie." Man begreift unter diesem Verdammungsurtheil auch die Neugriechen, Macedonier oder Zinzaren mit, die ebenfalls in allen ungarischen Städten verbreitet sind, und die sonst mit den Serbiern nichts als die Religion, was freilich sehr viel, ich möchte in gewisser Beziehung hier fast sagen, Alles ist, gemeinsam haben. Man

kann nun wohl im Allgemeinen dieses Urtheil nicht als ganz aus der Luft gegriffen verwerfen; denn es lautet gar zu ähnlich mit dem, welches andere Leute, ganz unabhängig von den Ungarn, in Odessa und anderen Orten über diese Völker fällen, ja es lautet fast wie das, was schon früher die Venetianer und Genueser von den Serbiern und Griechen in ihren kaufmännischen Verhältnissen mit ihnen aussprachen, und was selbst die Römer in ihrer sprüchwörtlich gewordenen Redensart: „Graeca fides, nulla fides“ urtheilten. Nur muß man in ein so hartes Urtheil nicht so einseitig verliebt sein, daß man damit glaube, Alles gesagt zu haben und nun ein Recht zu besitzen, sich vor Raizen wie vor der Pest zu hüten. Besucht man die Leutchen in ihren heimischen Nestern, so findet man immer so viel Menschliches und Gutes bei ihnen, daß man eher zur Theilnahme und zum Mitleiden als zur Verachtung erregt wird.

Wie in ganz Ungarn die Raizen, so ist namentlich in Pesth die Ofener Raizenstadt sehr verrufen. Sie sprechen von ihren entlegenen Theilen wie vom Bakonyer Wald. „No, ich habe wohl kürzlich nichts gehört,“ sagen sie, wenn man sie darüber befragt, „aber es ist dort nicht geheuer, und in der Nacht ist daselbst Niemand seines Lebens sicher.“ — Ich fand dieß eines Tages sehr bestätigt; es passirte mir Folgendes. Ich wanderte eines Abends spät zum Blocksberge, weil mir ein befreundeter Astronom daselbst etwas an der Mondscheibe zu zeigen versprochen hatte, und kletterte in der Dämmerung durch die engen Winkelgassen und Schmuzpfade

der Raizenstadt hin und zurück. Die Hunde, deren die Raizen immer eine Menge haben, waren die einzigen lebendigen Wesen, die mich bellend und lärmend anredeten. Da dachte ich: „jetzt könnte sich an dir auch einmal der üble Ruf der räuberischen Raizenstadt bewähren.“ Trotz meiner Furcht aber kam ich unten glücklich wieder auf ordentlichen erleuchteten deutschen Straßen an. Es traf sich indeß, daß ich am anderen Morgen früh wieder in dieselbe Stadtgegend kam, und was sah ich an demselben Wege, den ich am Abend heruntergestiegen war? — Einen ermordeten Menschen, welcher von einer Menge Volks und Polizei umgeben war und eben in ein benachbartes Haus geschleppt wurde. „Was ist es?“ — „Ja die Raizen haben diese Nacht hier Einen erschlagen! Einen Holzhändler, der slavonisches Eichenholz für den neuen Brückenbau herangeführt und dafür seine Bezahlung empfangen hatte. Er hatte sich hier in der Nähe des Wassers am Berge im schönen Mondenscheine schlafen gelegt, mit sammt seinem Gelde; es war dieß unklug, aber die Leute thun dieß hier oft, denn sie sind knickrig und wollen sich in Wirthshäusern nicht von den Wirthen prellen lassen. Jetzt ist das Geld fort. Er ist freilich noch da, aber, wie Sie sehen, sehr schlimm zugerichtet!“ — „Mein Gott, wie ist das möglich, hier mitten auf der Straße zwischen den vielen Häusern?!“ — „Ach, es giebt hier so viele Menschen, die nichts hören wollen! Auch giebt es in dieser Gegend der Stadt immer eine Menge Volks von allerhand Nationen: Viehhändler,

Schiffsleute, Schiffszieher. Vielleicht haben es solche gethan, die schon längst nun zu Pferde, Gott weiß, wohin sind.“ — Ich pries mein Glück und bedauerte das Schicksal des armen Holzhändlers, dessen Todespfeil mir, ohne daß ich es wußte, so nahe vorüber gezischt war.

Dieser Vorfall trug sich indeß, wie gesagt, später zu. Einstweilen, bei meinem ersten Besuche auf dem Taban, setzte ich noch meinen Weg von der Frau Bogdanowitsch fort und kehrte ein in einer Gräßlerei oder Greißlerei (so nennt man in ganz Oesterreich gewisse kleine Kramläden, die mit Victualien und anderen unbedeutenden Gegenständen handeln). Die Gräßlerin war eine Deutsche, und an ihrem Hause stand geschrieben: „Dieses Haus steht in Gottes Hand und wird bei der Maria Leitherin genannt.“ Diese Ueberschrift war deutsch, wie fast alle Ueberschriften der Häuser in der Raizenstadt; daher sagte auch meine Gräßlerin: „Ja, die Raizen leben hier fast alle auf schwabischem Fuß.“ — Nichtsdestoweniger aber ist immer noch eine große nationale Abneigung und Rivalität, ja ein gegenseitiger Haß unter den Deutschen und Raizen zu bemerken. Diese nationale Abneigung zeigt sich besonders in der Kirche, welche hier die Raizen und die Deutschen gemeinschaftlich haben. Es wird in dieser Kirche bald serbisch, bald deutsch gepredigt. Hier kommt es nun oft zu Streitigkeiten vorzüglich bei den Processionen, wo beständig die Raizen vor den Deutschen und die Deutschen wiederum vor den Raizen den Vorrang

haben wollen. Sehr häufig haben die geistlichen und weltlichen Behörden solche Streitigkeiten zu schlichten.

Es ist hierbei nämlich zu bemerken, was höchst merkwürdig ist, daß ein großer Theil der Ofener Serben, in früheren Zeiten von Franziskanern bekehrt, zur katholischen Kirche übergegangen ist, nicht etwa zur griechisch-unirten, sondern, wie gesagt, zur römisch-katholischen. Es ist mir kein zweites Beispiel eines solchen Uebertritts bekannt, und auch ein vielgereister Serbier versicherte mir, daß dieß die einzige römisch-katholische Kirchengemeinde von Serbiern sei. Es ist bekannt, wie fest sie sonst stets an ihren griechischen Glauben halten. Ich hätte nicht gedacht, daß sogar auch diese Regel nicht ohne Ausnahmen wäre.

Meine Greißlerin sagte mir übrigens: „die Raizen jener Gemeinde wären viel gottesfürchtiger als die Deutschen, beteten weit gewissenhafter und hielten viel strenger auf die Fasttage. Aber sie trinken auch weit mehr Branntwein als die Deutschen und sind naschhaft; darum muß ich alle diese Branntweinflaschen und Bonbons auch blos für die Raizen halten. Die Deutschen hier trinken nur Wein. Auch noch der Unterschied ist zwischen den Deutschen und den Raizen — hier in Ofen wenigstens — zu bemerken, daß der deutsche Hauer sparsam ist, sondern (siehe oben) der raizische ist ein Verschwender, und wenn er einen baaren Gulden in der Tasche hat, thut er, als wenn er 100 im Sacke hätte. Daran kann man immer gleich den Deutschen und den Raizen unterscheiden." — Es interessirte mich,

die großen längst in wissenschaftlichen Büchern fest-gestellten Nationalunterschiede und die Urtheile, welche der germanische Stamm über den slavischen fällt, wo und wann er sich dem slavischen gegenüber sieht, auch in diesem Winkelgespräche der Ofener Greißlerin, die doch nicht über den Zaun ihres Hauses oder wenigstens über die Mauern ihrer Raizenstadt blickte, in einem der entferntesten Lichtstrahlausläufer sich wieder rückspiegeln zu sehen. Maria Leitherin war in Ofen, der ungarischen Hauptstadt, geboren und hatte hier 45 Jahre im Herzen des Magyaren-Reichs gelebt, und sie sprach, wie sie mir versicherte, doch nicht ein sterbendes Wörtchen ungarisch. Es giebt noch viele solche Leute in Ofen und Pesth, die ebenso gute Deutsche, aber ebenso schlechte Ungarn sind.

Als ich noch ein wenig in der Raizenstadt hin- und herging, traf ich auf der Spitze eines kleinen Abhanges des Blocksberges einen Schweinhirten, ebenfalls einen Serben, oder Serbier, oder Raizen (dieß ist Alles Eins). Er lag bei seinen Schweinen und sagte mir, daß es slavonische seien, die er hier seinen Landsleuten verkaufe; seit langen Jahren sei hier seine Kundschaft groß. — Wir übersahen von unserem Standpuncte aus das ganze Raizenquartier und hatten nach unten hin eine Aussicht aus einem der auf verschiedenen Stufen des Berges stehenden Häuser und Höfe. Mein Gesellschafter bezeichnete mir ganz genau die Gränzen der Raizenstadt und die Straßen, wo das deutsche Terrain beginne. „Die Straße da leidet sie schon nit

mehr," sagte er. „In jener sind sie noch; die da aber leidet's auch nit."

Uebrigens gilt dieß nur von den gemeinen und unbedeutenden Serben, daß sie in so scharfe Gränzen eines Quartiers abgeschlossen sind. Wie bei uns die Rothschilde auch außerhalb der Judenquartiere wohnen, so giebt es auch im Inneren von Pesth viele reiche Raizen; auch in den Gasthöfen Pesths und überhaupt Ungarns findet man immer viele Serbier, die in Handelsangelegenheiten, oder um ihre Verwandten zu besuchen, im Lande herumreisen. So kam auch ich in meinem Gasthofe mit zwei serbischen „Großbojaren" (so hatten sie sich in's Fremdenbuch eingeschrieben) zusammen. Der eine war von oben bis unten schwarz, der andere vom Kopf bis zum Fuß roth gekleidet. Auch ein Paar serbische Damen, eine häßliche und eine schöne, beide aber mit goldenen Mützen geschmückt, und beide, wie die Oesterreicher zu sagen pflegen, „Millioneserinnen." Die jüngere, behauptete man, sei eine Partie von 2 Millionen Gulden.

Die Raizen haben, wie alle Orientalen eine Leidenschaft für die warmen Bäder, und es mag daher kommen, daß sie sich in diesem Theile von Ofen ihr Quartier genommen haben, wo von den 5 warmen Schwefelquellen, welche Ofen hat, allein 3 zu Tage kommen. Das Blocksbad, das Brückbad und das Raizenbad befinden sich alle drei in der Raizenstadt. Nur zwei der Ofener Bäder, das Königsbad und das Kaiserbad, liegen nicht hier, sondern weiter ober-

halb an der Donau. Diese Bäder waren alle schon zu der Römer Zeiten bekannt und benutzt. Die Türken aber, die, wie man sich denken kann, hier geschwelgt haben, thäten am meisten für sie, und ein großer Theil der Badegebäude ist noch in diesem Augenblick so, wie die Türken sie herstellten. Das Brückbad ist das größte in der Raizenstadt. Man muß es oft besuchen, um das hiesige Volksleben kennen zu lernen; denn die Leidenschaft für die Schwefelbäder ist von den Türken und Serbiern auf die Ungarn übergegangen, und es giebt unter Vornehm und Gering genug, die täglich zu diesem Bade pilgern. Es ist ein großes Gebäude, in dessen Innerem sich mehre Gehöfte befinden, die stets von Menschen wimmeln, welche in's Bad wollen, oder welche sich eben gebadet haben und nun in den Theatern und Kaffeehäusern sich gütlich thun, oder im Sonnenschein auf- und niedergehen.

Die starke, ergiebige Schwefelquelle verbreitet sich in Röhren durch das ganze Gebäude und sammelt sich in höchst prachtvollen, in mehr oder minder eleganten Badestuben und endlich in einem großen Baderaume, dem sogenannten Gemeinbade, das noch ganz so steht, wie es die Türken gebaut haben. Man kann hier Bäder haben, welche 2 Gulden die Stunde kosten, und im Gemeinbade sitzt man für wenige Kreuzer den ganzen Tag. Wir gelangten dahin durch verschiedene enge Gänge, an deren Ende wir in einen dämmerigen Raum traten. Anfangs sahen wir nicht das Allergeringste; denn eine trübe heiße Dampf-Atmosphäre umgab und verhüllte Alles.

Allmählig lernten wir das Sehen wieder, und es offenbarten sich unserem Auge viele nackte Gestalten in einem trüben Wasser sitzend und schwimmend. Dieses Wasser fließt in der Mitte des hohen und gewölbten Raumes, dessen Gewölbe von mehren Pfeilern getragen wird, in einem weiten Bassin zusammen. An den Pfeilern brannten einige trübe Lampen, und rechts und links führten durch das dicke Gemäuer einige Gänge zu zwei Fenstern, die spärlich das Tageslicht durchfallen ließen. Rund um das steinerne Bassin herum führte ein freier, ebenfalls mit Steinplatten gepflasterter Raum, und an den Wänden hin liefen steinerne Bänke; Alles triefte und blinkerte von Dampf- und Schwefelwasser. Greise, Männer, Kinder, Weiber und Mädchen plätscherten im Wasser durcheinander, oder zogen sich in diesem oder jenem Winkel an oder aus. Die Knaben sprangen hinein und hinaus oder rutschten spielend und scherzend auf dem blanken und benäßten Marmorboden außerhalb des Bassins hin und her.

Mein Begleiter sagte mir, er kenne einen Maler, der hier recht oft herkomme, um den menschlichen Körper zu studiren, und in der That sah ich, daß man gar nicht nöthig hatte, nach dem Oriente zu reisen, um den Stoff zu einem recht interessanten orientalischen Genrebilde zu finden. Ich hatte ihn nahe vor Augen. Ich war begierig darauf, wie sich unter diesen schwierigen Umständen in diesen Bädern das tief in allen Menschen wurzelnde Schamgefühl verhalten möchte. Im Ganzen sah ich, daß sich keiner um den anderen

bekümmerte. Jeder nahm für seine Kleider einen kleinen Platz auf den trockenen Bänken in Anspruch, legte sie, in ein Bündel gepackt, bei Seite, ließ sich ruhig in's Wasser hinab und fing an sich zu bespülen und dann ganz still unter einem Pfeiler hinzusetzen. — Vor allen beobachtete ich ein recht hübsches, junges Mädchen, das sich in einem entfernten, ziemlich dunkeln Winkel auszog; sie legte ihre Kleider ganz ordentlich zusammen, behielt nur ein kleines Unterröckchen an, welches nicht alle hatten, ging ganz ungenirt zum Bade und sprang in die heiße Suppe. Hier blieb sie unter einem der das Dach haltenden Pfeiler sitzen. Keiner der Männer kam ihr nahe; denn jeder wahrte die Gränzen ihres und seines Reviers. Nur einer — er mußte ihr Bruder oder Bräutigam sein, denn er war mit ihr zugleich eingetreten — kam etwas näher herangeplätschert, als er uns Fremdlinge gewahr wurde; wir mochten ihm für dieses Bad etwas seltene Gäste und etwas zu neugierig erscheinen. Ich werde nie vergessen, wie sich das junge Mädchen ängstlich und scheu nach uns umsah, was wir bei'm Schimmer der Lampe, der auf sie herabfiel, deutlich bemerken konnten, und wie das etwas finstere Gesicht ihres Bräutigams aus dem Wasser und Dampf hervortauchte und sich zwischen uns und ihr postirte. Uebrigens glaube ich nicht, daß es gerade immer die sittsamsten Mädchen sind, welche hierher kommen. Nur mischt sich manche dergleichen aus Armuth und aus Freude am Bade darunter.

Ein ganz ähnliches, aber, ich glaube, noch größeres

Bad ist das Kaiserbad, am äußersten Ende der Stadt Ofen, unmittelbar an der Donau. Ich wandelte eines Abends zu ihm hinaus, um mir auch dort, wo noch mehr Orientalisches sich findet, das Leben anzusehen. In der Mitte dieses Bades findet sich eine Art von Garten, in welchem eine Bande musikalischer Zigeuner aufspielte, und wo die Badegäste, Serbier, Deutsche, Ungarn, Juden, auch türkische Unterthanen, die oft alle Jahre von Weitem zu diesem Bade hergereist kommen und auch in den Badehäusern wohnen, hin- und herspazierten. Es herrschten in diesem kleinen Gartengehöfte vornehmlich serbische und Wienerische Moden. Die Badeeinrichtungen waren auch hier ungefähr so, wie im Brückbade. Vor dem großen gemeinsamen Bade war eine türkische Inschrift; außer ihm giebt es auch noch 2 andere besondere türkische Bäder. Die armen Leute zahlen 3 Kreuzer für das Bad. Im Winter sind die Bäder ebenso voll wie im Sommer; denn viele Arme benutzen dann die Gelegenheit, für diese 3 Kreuzer sich ein Mal recht durchwärmen zu können.

Man sagte mir, und ich habe es auch irgendwo gedruckt gelesen, daß in der heißen Schwefelquelle dieses Bades Fische vorkämen, die aber im kalten Wasser abstürben. Ich habe mich im Bade selbst vergebens darnach erkundigt; man wußte mir nichts von diesen Fischen zu sagen. Man versicherte mir aber, daß man wohl Frösche darin habe hüpfen sehen, d. h. an einer Stelle, wo die Quelle schon ziemlich abgekühlt sei. Sie tritt —

nämlich aus dem Bade in eine Mühle ein, die sie treibt, und fließt dann wenige Schritte hinter derselben in die Donau, wo sie an ihrer noch immer etwas warmen Mündung die Weiber zum Waschen benutzen. Ich selbst sah am Rande des warmen Wassers die Pflanze, welche die Botaniker „Nymphaea thermalis" nennen.

Das Kaiserbad und die Mühle stehen gerade da, wo wieder schroffe Berge nahe an die Donau herantreten, und wo daher die Stadt Ofen, wie wir dieß schon oben bemerkt haben, auf einen sehr schmalen Raum und auf wenige Häuser zusammengedrängt wird. Dieser Engpaß, jenseits dessen sich Ofen wieder zu demjenigen Theile entfächert, der Altofen genannt wird, wurde von den Türken mit einer Befestigung versehen, welche ein viereckiges Gebäude mit 4 runden, dicken Thürmen vorstellt. Dieses Fort gehört jetzt der ungarischen Kammer, und man hat es zur Errichtung eben jener Mühle benutzt, deren Räder von der heißen Schwefelquelle getrieben werden, und die daher vor allen anderen Ofener Mühlen den Vorzug hat, daß sie ihre Arbeiten weder im heißen, trockenen Sommer, noch im kalten Winter zu unterbrechen braucht; denn die heiße Quelle gefriert nie und kommt auch selbst im heißesten Sommer immer in gleicher Stärke aus dem Felsen hervor. Der Müller zahlt daher auch nicht weniger als 6000 Gulden Pacht. Er hatte eine etwas corpulente, aber schöne und angenehme Frau zur Gemahlin, die ihn mit einigen noch schöneren Töchtern beschenkt

hatte. Ich denke mir in der Regel die Müllerstöchter schön und wurde hier wirklich nicht wenig in meinem Aberglauben bestärkt. — Wir machten Bekanntschaft mit der Müllerfamilie und versprachen ihr gern, noch zu einem traulichen Abendstündchen wiederzukommen, nachdem wir zuvor das nicht sehr weit von da gelegene mohamedanische Bethaus besehen hätten.

Ich hatte schon in verschiedenen Reisebeschreibungen von diesem Bethause gelesen und gehört, daß es das Grab eines den Mohamedanern heiligen Mannes enthalte und noch bis auf den heutigen Tag der äußerste Zielpunct mohamedanischer Pilgerfahrten nach Norden sei. Ich war begierig, welche Nachrichten ich darüber an Ort und Stelle würde einsammeln können. Die wenigsten Eingeborenen wissen selbst recht darum Bescheid und erzählen dem Reisenden allerlei fabelhafte Dinge. Es würden die Schlüssel zu jener Moschee in Konstantinopel aufbewahrt; die Pilgrimme, welche von dort alle 2 Jahre kämen, würden von einer in Konstantinopel befindlichen Stiftung ausgerüstet, um am Grabe des Heiligen die üblichen Gebete zu verrichten, und ihnen gäbe man die Schlüssel mit.

Wir erstiegen den Berg, an dem noch einige Häuser Ofens sich hinaufziehen. Von der breiten Straße kommt man zuletzt auf Fußsteige, muß durch den Hof eines Ofener Hauers (Winzers) passiren und tritt dann unmittelbar hinter demselben auf eine kleine Weinbergstreppe, die bei dem Schweinestall des Hauers so dicht vorbeiführt, daß die zum Gebet eilenden Moha=

medaner ohne Zweifel Mühe haben müssen, ihre weiten Kleider vor einer Berührung mit diesen ihnen unreinen Thieren zu bewahren. Das heilige Gebäude selbst ist ein von soliden Steinen erbautes achteckiges Mausoleum, wie es auf den mohamedanischen Kirchhöfen gewöhnlich ist. Wir konnten nicht hinein kommen, weil die Thür geschlossen war; doch glaube ich, wäre es uns bei besserer Vorbereitung möglich gewesen; denn die Schlüssel dazu befinden sich nicht in Konstantinopel, sondern bei'm Magistrat in Ofen aufbewahrt, von welchem sie die Mohamedaner empfangen. Doch setzte uns die Winzersfrau, die uns begleitete, eine Leiter an, und wir konnten durch die oberen vergitterten Luftlöcher in das schwach erleuchtete Innere blicken. Die Wände waren weiß übertüncht und mit verschiedenen Gegenständen behangen, einem Schwerte, einem Dolche, einer Fahne, einem Lappen Tuch (wahrscheinlich einem Streifen von dem berühmten schwarzen Mantel der Kaaba) und anderen Sachen. Auch, sagte uns die Frau, hänge noch ein Stein darin, den wir von diesem Standpuncte aus nicht sehen könnten. Derselbe sei halb durchsichtig wie Bergsalz und mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben. Nicht weit davon, auf dem Gipfel desselben Berges, liegt eine christliche Capelle.

Der Mann, der hier begraben liegt, hieß Hadschi Gül Baba und soll ein ausgezeichneter türkischer Bassa von Ofen gewesen sein, dessen Andenken hier nach seinem Tode verehrt wird. Hammer hat etwas über diesen Bassa geschrieben, das ich aber leider nicht zu lesen bekam.

Die Winzerin, eine ehrliche alte Deutsche, in deren Angaben wir kein Mißtrauen zu setzen Ursache hatten, und die den Pilgern bei ihren Gebetverrichtungen einige Dienste leistet, ihnen z. B. Wasser zum Waschen reicht, sagte uns, daß gewöhnlich in einem Jahre nur 2, 3 oder 4 kämen, daß aber dieses Jahr, man wüßte nicht, was die Ursache davon sein möchte, nicht weniger als 15 Wallfahrer da gewesen seien. Die meisten von ihnen schienen arme Leute zu sein. Zuweilen aber hätten einige auch einen Diener mit. Alle zögen sich, ehe sie in das Mausoleum einträten, die Schuhe aus. Die, welche einen Diener hätten, ließen sich auch von diesem noch außerdem die Füße mit einem kostbaren Weihrauch, den sie mitbrächten, einräuchern. „Alle, selbst die, welche noch nie da waren, wissen ganz gut im Mausoleum Bescheid; denn sie haben sich dieses Alles ganz genau in der Türkei beschreiben lassen. Wenn sie in die Thür eintreten, so setzen sie Fuß vor Fuß und messen aus, wo der Heilige mit dem Kopfe liegt. Da fallen sie nieder, schlagen sich das Haupt auf den Boden und beten. Manche geberden sich so eifrig und gerathen dabei vor Inbrunst und Andacht und durch das Kopfschlagen so in Agitation, daß wir sie schon für todt hinausgetragen haben. Wenn sie einen Begleiter hatten, so rieb dieser sie dann mit Salben und brachte sie wieder in's Leben."

Es sind diese Leute keineswegs alle aus Konstantinopel, sondern vielmehr aus verschiedenen Theilen des türkischen Reichs, aus Kleinasien, aus Syrien und

sogar von der persischen Gränze her. Die meisten sind, wie gesagt, arm. Sie kommen zu Fuß in Belgrad an und gehen von da ebenfalls zu Fuß an der Donau hinauf von Ort zu Ort. Gewöhnlich kehren sie hier bei den katholischen Predigern oder in den Klöstern ein, die ihnen gastfreundliches Obdach und auch Unterstützung gewähren. Die meisten sind bescheiden und ordentlich; viele leben aber auch unordentlich, machen Schulden und fallen der Stadt Ofen zur Last, die sie dann auf ihre Kosten bis zur türkischen Gränze bringen läßt. Einer dieser Pilgrimme, es sind meistens Derwische, wurde vor 7 Jahren auf dem Ofener Schlosse bei'm Erzherzog Palatin eingeführt, und er ist daselbst in einem der Schloßgemächer im Oelgemälde zu sehen.

Es wurde völlig dunkel, während wir noch auf dem Berge dieses Mausoleums, an welches sich, wie ich vergessen habe zu bemerken, die unabsehbaren Weingärten der Stadt Ofen anschließen, weilten und über den wunderbaren Wandel der Begebenheiten in Gedanken versunken waren. Während sonst die Türken, ihren Sultan an der Spitze, in furchtbaren Heeresmassen, Furcht und Schrecken verbreitend, die Donau heraufzogen, pilgern sie nun einsam oder zu zweien als arme bettelnde Beter denselben Fluß aufwärts und erhalten gastfreundlichen Schutz von den Söhnen der Christen, die sonst ihre Sclaven waren. Sie kommen, um einen Verwalter des äußersten Gränzgebiets ihres unermeßlichen Reiches auf den nördlichsten Gränzpfeilern dieses Gebietes, den Ofener Gebirgen, im Gebete zu verehren.

Ich möchte wohl einmal die Gedanken und Worte eines jener eifrigen Pilgrimme, die man für todt wieder hinaus tragen muß, belauschen und wissen, ob nicht auch ein solcher Wunsch da zuweilen unterliefe, daß Allah dieses Land den Rechtgläubigen und dem Propheten Mahomed wieder zurückgeben möchte.

Im Dunklen kehrten wir zurück zu unserer freundlichen Müllerin in dem alten türkischen Fort und machten uns ein Weilchen bei ihr heimisch. Sie erzählte, daß noch jetzt ein türkischer Derwisch hier sei, der sich schon mehre Wochen hier aufhalte. Er wohne im Kaiserbade, wie die meisten seiner pilgernden Landsleute dieß der warmen Bäder wegen zu thun pflegten, und besuche sie alle Abende, wahrscheinlich weil ihr türkisches Fort in ihm einige heimische Erinnerungen erregte. „Vielleicht mögen ihm auch meine Töchter wohlgefallen. Er ist außerordentlich gesprächig und erzählt uns immer allerlei Dinge vor, obgleich kein Mensch seine Sprache versteht. Am beßten versteht er sich mit meinen Töchtern; sie machen ihm Zeichen hin und her, und er macht wieder Zeichen, und dann hilft er sich auch zuweilen mit einigen serbischen Wörtern, die er aus der Türkei mitgebracht hat; auch hat er hier schon zwei deutsche Worte gelernt, und wenn er hereinkommt, so fragt er zuerst: Wo Mutterle? wo Mutterle? (wo ist die Mutter?) Heute Morgen, wo ich auf dem Sopha saß und Kopfschmerz hatte, kam er auch wieder und fragte: Wo Mutterle? Meine Töchter wiesen auf den Kopf und sagten serbisch: Bali!

bali! (thut weh.) Er verstand dieß und rief: Ah! Ah! Bali! und machte dann Zeichen, daß er zu mir geführt zu sein wünsche. Die Töchter wollten ihn nicht hereinlassen, aber er ließ nicht ab, und sie brachten ihn, weil sie ihm den mitleidigsten Eifer ansahen. Er machte Zeichen, daß er mich kuriren wolle, und ich überließ mich ihm. Zuerst streifte er sich die langen Aermel in die Höhe und griff dann mit den Händen auf den Boden, indem er über meinen ganzen Körper hinfuhr, als wollte er mich magnetisiren. Darauf drückte er mir mit seinen mageren, knöcherigen Fingern mehre Mal die Schläfe, griff wieder auf die Erde, und ich befand mich wirklich wohler." — (Es ist bekannt, daß die Türken vom Magnetismus bei ihren Kuren in der That Gebrauch machen.) — „Als er hier ankam, hatte er sehr schlechtes und zerrissenes Schuhwerk an. Meine Töchter sagten ihm, das sehe sehr häßlich aus, und gleich am anderen Tage kam er mit schönen, gelben Papuschen an, die er sich gekauft hatte; denn an Geld fehlt's ihm nicht. Ich glaube, er hat wohl an 150 Ducaten in seiner Mütze stecken, die großen Goldstücke oben im Gipfel der Mütze unter dem Unterfutter, die kleinen unten am Rande. Auch hat er sonst noch in den Kleidern Geld verborgen. Er sagte, dieß wäre in seinem Vaterlande immer so, daß sie all ihr baares Geld, in Mütze und Kleidern verborgen, mit sich herumtrügen. Darum wäre auch einmal ein großer König in Persien, als er in Geldnoth gewesen, auf folgenden Einfall gekommen. Er habe

in seiner Hauptstadt bekannt machen lassen, daß er allen Armen, Bettlern, Derwischen und sonst Jedem, der es wünsche, aus seiner Ueberfülle königlicher Gnade für ihre alten zerrissenen Kleider neue, schöne, seidene geben wolle. Die Leute seien darauf in großer Menge herbeigeströmt, um die Kleider zu empfangen. Die Beamten des Königs hätten sie aber gezwungen, zuvor ihre alten Kleider sofort, so wie sie wären, auszuziehen und abzugeben. Das Schreien dagegen hätte nichts geholfen, und schön gekleidet, aber ohne ihr Geld, das sie in den alten Kleidern versteckt, wären die Leute nach Hause gegangen. Der König aber hätte alle die alten Lumpen auf einen Haufen werfen und anzünden lassen und hätte einen ungeheueren Goldschatz daraus hervorgeschmolzen."

Derselbe Derwisch, nachdem er seine vorschrifts-mäßigen Gebete in dem Mausoleum verrichtet, wollte vor einiger Zeit, angezogen von dem großen Rufe der Stadt Betsch, bei dieser Gelegenheit sich diesen Ort ansehen, um seinen Landsleuten am Euphrat oder am Jordan davon erzählen zu können. Aber leider verdarb ihm diesen Plan die österreichische Gränzpolizei. Er lief mit seinem türkischen Paß wirklich eines Tages zu Fuß davon und kam nach mehrtägigem Marsche an der österreichischen Gränze wenige Meilen vor Wien an. Weil aber das in der Militärgränze ihm gegebene Visum nur auf Ungarn und nicht auch auf Wien lautete, so wiesen sie diesen armen, unschuldigen Der-wisch aus eigensinniger Anhänglichkeit an ihre Paßgesetze

unbarmherzig zurück, und so kam er denn ganz betrübt und abermals mit zerlumpten Papuschen in Ofen wieder an. — Mein Gott, welche irgend denkbare politische Befürchtung konnte man denn hier statuiren, bei diesem Derwisch, der in Angelegenheiten eines vor so und so viel hundert Jahren verstorbenen Bassa reis'te!

Die Wirthshäuser und das Casino von Pesth.

Ich muß gestehen, daß ich schon mehre Tage in der Königin von England wohnte und mich daselbst sehr wohl befand, ohne daß es mir eingefallen war, dieses Haus in seiner Organisation mir näher anzusehen, es mit der der übrigen Gasthöfe Pesth's zu vergleichen und dann auch wieder diese alle mit den Hotels von Wien und anderen Städten in Vergleich zu stellen. Und doch ist es gewiß nicht uninteressant, namentlich bei einer so aufstrebenden, so nach Verkehr und Fremdenbesuch begierigen Stadt wie Pesth, diesen Gegenstand näher in Betracht zu ziehen.

Die Entstehung einer unzähligen Menge von guten, ja prachtvollen Gasthöfen in ganz Deutschland, die in den letzten Friedensdecennien in Folge des ungeheuer vermehrten Verkehrs eingetreten ist, ist eine Erscheinung, die mich oft in Verwunderung setzte. Doch muß ich sagen, läßt das, was Pesth in dieser Beziehung in den letzten 20 Jahren für Fremde gethan, sich durchaus

nicht mit dem, was in irgend einer anderen deutschen Stadt geschehen ist, vergleichen, denn es übertrifft ohne Zweifel Alles.

Die Großartigkeit der Pesther Gasthöfe erscheint um so bedeutungsvoller, wenn man damit das vergleicht, was hier noch vor wenigen Jahrzehenten bestand, und man findet darin theils neue Maßstäbe für das, was diese Stadt bereits geworden ist, theils Anzeichen und Wegweiser für das, was sie noch werden will. Ofen kommt hierbei gar nicht in Betracht, denn obgleich es auch dort nicht weniger als 20 Gasthöfe giebt, so läßt sich doch kein einziger unter ihnen den vornehmsten in Pesth an die Seite stellen.

Diese letzteren aber sind „die Königin von England," — „das Jägerhorn," — „der Palatin," — „die sieben Kurfürsten," — „das weiße Schiff," — „der König von Ungarn" und andere, etwa im Ganzen ein Dutzend, vor allen Dingen aber „der Tiger," der in seiner jetzigen neuen Gestalt erst in diesem Jahre (1841) eröffnet wurde und allen die Krone aufsetzte. Ich muß gestehen, daß, was Planmäßigkeit der Einrichtung und Großartigkeit des ganzen Zuschnitts betrifft, diese Gasthöfe ohne alle Widerrede selbst die meisten in Wien übertreffen. Wenn man einen beschrieben hat, so hat man sie alle beschrieben, denn sie gleichen sich alle und sind nur darin verschieden, daß der eine dasselbe in größerem Glanze und mit mehr Luxus zeigt als der andere. Es würde mir nicht einfallen, bei Beschreibung einer deutschen Stadt vor allen Dingen auch ihre Gasthöfe detaillirt zu schildern, aber, wie gesagt, bei Pesth, zwei Tagereisen von

der türkischen Gränze ist schon Vieles weit merkwürdiger und beachtungswerther, unter Anderem auch deßwegen, weil es weit weniger bekannt ist.

Alle Pesther Gasthöfe erster Classe sind große, palastartige, in einem Quarré gebaute Gebäude, die gewöhnlich zwei Einfahrten haben, eine von hinten und eine von vorn, so daß die Reisenden sogleich mit ihren Wagen und Effecten unter Dach und Stall kommen können. In jedem giebt es zwei Speisesäle, einen im unteren Stock und einen im oberen. Jener ist halb im Freien auf dem Gehöfte und wie ein Garten mit Blumen geschmückt, der obere aber ist ganz im Hause und wird von den vornehmeren Classen besucht. In dem unteren läßt sich gewöhnlich Abends wie Mittags Musik vernehmen, eine Annehmlichkeit, die man in den Gasthöfen vieler unserer Städte schmerzlich vermißt. Die Speisesäle in dem neuesten Gasthofe, dem Tiger, sind in ihrer inneren Einrichtung so prächtig und schön, daß ich in Paris durchaus nichts Besseres erwarten würde.

Mit jedem Gasthofe ist im unteren Stocke auch ein Kaffeehaus verbunden, das an Journalen Alles, was man in Pesth billiger Weise verlangen kann, d. h. die meisten ungarischen und viele deutsche Journale (durchweg auch die allgemeine Zeitung), darbietet. In keinem dieser Gasthöfe vermißt man eine alle Zeitabschnitte des Gasthauslebens regulirende Uhr, die im Inneren des Gehöftes aufgestellt ist. Zimmer und Zimmersuiten findet man so geräumige und glanzvolle, wie nur der Beutel sie zu bezahlen vermag, und die Güte der Küche

läßt, wie meinem unparteiischen Gaumen es schien, nichts zu wünschen übrig.

Die innere Einrichtung ist in vieler Hinsicht so brillant, wie man dieß anderswo zum Theil gar nicht einmal haben kann; z. B. sind in der Regel die breiten, hellen Treppen durchweg von Marmor. Uebrigens sind, wo es nur irgend möglich war, die ungarischen Nationalfarben angebracht. Diese ungarischen Nationalfarben sind Roth, Weiß und Grün, — Grün von dem Grashügel, auf dem die ungarischen Könige bei ihrer Krönung das Schwert schwenken, und der auch im ungarischen Wappen aufgenommen ist, Weiß von dem Silber der im Wappen mit vier Strichen bezeichneten Hauptströme des Königreichs (der Donau, Theiß, Sau und Drau), und endlich Roth wahrscheinlich von der Grundfarbe des ungarischen Schildes als Anspielung auf den königlichen Purpurmantel.

In diese Farben nun sieht man jetzt in Pesth die Strahlen der Sonne überall sich zerlegen. Auf Grün, Weiß und Roth sitzt man, Stühle, Divans und Sophas sind damit überzogen, mit Grün, Weiß und Roth verhindert man den neugierigen Helios, in's Fenster zu blicken, — in Grün, Weiß und Roth sind die Domestiken in mehren öffentlichen Häusern gekleidet (z. B. die Diener der Pesther Schießgesellschaft, welche die Zielscheibe beaufsichtigen). Ueberhaupt wird überall und namentlich eben auch in den Gast- und Kaffeehäusern dem Patriotismus gehuldigt und in Farbe, Form, Wort und Bild an dem Vaterlande theuere Gegenstände erinnert. Die ungarische

Krone, das ungarische Wappen, den ungarischen König haben sich mehre Wirthshäuser, Kaffeehäuser und Verkaufslocale zum Aushängeschilde gewählt. Auf einem Wirthshause sieht man die ungarische Krone abgemalt, wie sie von zwei Engeln schwebend in der Luft gehalten wird. Läßt man in einem Kaffeehause ein Rouleau herunter, so entdeckt man auf einmal in der Mitte desselben einen rothen Schild mit vier weißen Streifen dargestellt, darüber einen grünen Hügel und ein doppeltes Patriarchenkreuz darauf gepflanzt. Es ist das ungarische Wappen, und dasselbe wiederholt sich auf allen Rouleaux des ganzen Kaffeehauses. „Zum Zriny,“ „zum Palatin,“ „zum König Mathias“ sind andere patriotische Wirthshausschilder und Zeichen. Von Déak Ferenz (Franz Déak), dem berühmtesten Deputirten auf dem letzten Landtage, von Wesseleny, Bezeredy, ebenfalls Reichstagsrednern und Patrioten, von Kolsey Ferenz (Franz Koltschey), einem ausgezeichneten Dichter, von den Grafen Szecheny, Erdödy, Bathyany, Pasmandy und anderen verehrten Männern sieht man die wohlgetroffenen Portraits an allen Wänden hängen, und die geheiligten Buchstaben ISTVAN (Stephan, der Heilige, der erste König von Ungarn) erblickt man an nationalen Festtagen (z. B. am Stephanstage) umkränzt und illuminirt in den Gehöften der öffentlichen Häuser erglänzen. Auf dem öffentlichen Schießhause der Pesther Bürger war es mir interessant an den Scheiben, die dort seit einer langen Reihe von Jahren aufgehängt sind, den Zeitpunct ausfindig zu machen, wo jenes Interesse für

die ungarischen Nationalfarben dort zuerst erscheinen mochte. Ich bemerkte, daß alle Scheiben seit dem Jahre 1829 auf irgend eine Weise die Farben Weiß, Roth und Grün in sich enthielten. Auf der einen waren sogar zwei Engel, die ich weiß nicht mehr was emportrugen, mit Weiß, Roth und Grün geschmückt.

Die Wirthe in Pesth, wie überhaupt in ganz Ungarn, sind bekanntlich Deutsche, und alle Kellner bis an die türkische Gränze und bis in die Walachei hinein aus der großen Wiener Schule hervorgegangen. Die Ungarn sind theils zu stolz, theils auch zu ungeschickt dazu, um die dienstbeflissenen und aufmerksamen Wirthe zu machen. „Sie sind gar zu gleichgültig," sagte mir ein Wiener Oberkellner, „und nicht so menschenfreundlich wie die Deutschen. Auch getrauen sich die hiesigen nicht, eine Wirthschaft zu unternehmen, sie denken gleich, sie müssen zu Grunde gehen. Eine hohe Stelle in einem Wirthshause hat ein Magyar nicht. Nur höchstens haben wir für die Leute der geringeren Classe, die nicht deutsch sprechen, einige im Dienste." — Auch sind daher die Speisezettel und Rechnungen in allen „Vendégfogados" (Gasthöfen) oder, wie das vornehmere ungarische Wort dafür lautet, „Vendéglöbs" in deutscher Sprache verfaßt und gedruckt. Nur die allgemeinen classificirenden Ueberschriften haben auch das Ungarische neben sich, z. B. „Sült," „Braten" — „Halak," „Fische" — „Levesek," „Suppen." Alle anderen Wienerischen oder österreichischen Benennungen von Speisen sind einstweilen noch unübersetzt. Die gelehrte ungarische Gesellschaft muß hier erst den

Wirthen mit einer umfassenden Uebersetzungs-Arbeit, die ihr in der That nicht wenig Schweiß kosten wird, zu Hülfe kommen. Läßt sich doch Manches nicht einmal in's Deutsche übersetzen, als z. B. „Beischel" (eine Suppe), „Blamage" (eine Art Sülze), „Galantine mit Aspick" (eine kalte Fleischspeise), „gesetzte Eier," „a Jungschweinernes," „Krapfen," „Schmankerl" (eine Art Gefrorenes).

Dieses Deutsch müssen nun schon alle in die Pesther Wirthshäuser einkehrenden Fremden lernen, wenn sie nicht verhungern wollen, die Serben, Türken, Sachsen, Preußen und selbst die patriotischen Ungarn. Sonst aber sieht man die Aufschriften auf den Wirthshäusern in allen möglichen Sprachen. Ich kenne eines, das rund umher mit deutschen, magyarischen, griechischen, türkischen und lateinischen Lettern umschrieben ist.

In demselben großartigen Style wie die neuen Gasthöfe sind auch alle neueren Privathäuser von Reichen gebaut. Ich fragte einen Pesther Bürgersmann, was dieß eigentlich für ein Styl wäre, ein deutscher, ein italienischer, oder ein orientalischer. „Ach nein," sagte er, „dieß ist ja nur so ein gewöhnlicher architektonischer Baustyl!" — Im Ganzen, glaube ich, ist es eine Pflanze, die aus Wien geholt wurde, und die sich hier nach den hiesigen besonderen Anforderungen und Localitäten eigenthümlich entfaltete. Ich habe mehre der neuesten, prächtigen Privatwohnungen von innen und außen besehen und muß sagen, daß ich über den Anblick nicht wenig überrascht war. An Fontainen, an kleinen

Blumenbeeten, an Bildsäulen, die bei'm Durchblick durch die Hausthür das Point de vue geben, ist kein Mangel. Magnifik sind alle die Treppen, die, wie gesagt, durchweg in den ersten Häusern aus rothen Marmorblöcken bestehen. Dieser eigenthümliche Marmor, den man in Pesth überall angewandt sieht, kommt die Donau herunter, und wir erwähnten seines Bruchorts schon bei Neszmil. Die Steinbrüche, in denen er vorzugsweise gebrochen wird, befinden sich in dortiger Gegend bei den Orten Neudorf, Küh-Grand und Domosloch. Eben diesen rothen Marmor, der so viel in Pesth verarbeitet wird, verwendet man dort auch zu den neuen Monumenten auf den Kirchhöfen; denn so wie jetzt die Lebenden in Pesth in brillanten Palästen wohnen, so bekommen nun auch die Todten einen besseren Block auf's Grab als sonst. Man kann die Bearbeitung und die Eigenschaften dieses Steins in den Werkstätten der Steinmetzen, welche zum Theil (ich glaube — meistens) Juden sind, kennen lernen. Er ist, wie mir es scheint, nicht sehr hart; denn er nimmt keine sehr glänzende Politur an. Es befinden sich darin viele Muscheln und andere Versteinerungen, Cordien, Cyclostomen, Ammoniten 2c., die bei der Politur oft sehr schön hervorkommen. So sah ich bei einem Pesther Grabmonumente eine sehr schöne, große, prächtig gezeichnete Muschel von 3 Fuß im Umfang, und diese leblose Schneckenhülle prangt nun als Monument über der entseelten Hülle eines Menschen. — Die Arbeit in diesem Steine ist vermöge seiner geringen Sprödigkeit sehr leicht, und unter

meinen Augen meißelte der jüdische Steinmetz ziemlich rasch die schönen Namenszüge der vielleicht einst schönen „Louise Amalie Frieder . . . .“ (den Familiennamen konnte ich nicht abwarten) ein.

Mehre Baumeister, die bereits in Pesth berühmt geworden sind, wurden mir citirt und charakterisirt. „Dieser baut sehr solid, aber schwerfällig, jener sehr elegant, aber leicht,“ hieß es, und schon dieß ist wieder ein Zeichen, wie viel man sich hier aus guten Bauten macht. Nicht die ungarischen Magnaten haben angefangen, die Stadt so schön und geschmackvoll auszubauen, sondern die Bürger und Kaufleute von Pesth. Der Adel fängt nun erst jetzt an nachzufolgen. Es giebt viele sehr wichtige Männer in Ungarn, die noch gar nicht einmal ein eigenes Haus in der Hauptstadt ihres Vaterlandes besitzen, weil sie bisher immer noch Wien als genußreicher vorgezogen haben.

Das schönste bürgerliche Haus, das des großen und reichen Tabacksmonopolisten U . . . n, ist schon mehre Jahre älter als dasjenige, welches die Krone und Blüthe der Magnaten-Paläste vorstellt, das gräflich K . . . . sche Haus. Das letztere scheint wirklich ein Vorläufer einer vielleicht bald zu erbauenden Pesther Königsburg zu sein, und ich muß sagen, daß die erzherzoglichen Wohnungen, welche ich in Wien sah, ihm an Luxus nicht gleichkommen. Nachdem wir in einer großen Gesellschaft von Damen und Herren die ganze Suite von Zimmern, in deren jedem, wie

man uns sagte, blos die Seide für die Möbeln und Wände 14000 Gulden C. M. gekostet hätte, dann die schweren, überreichen Kronleuchter aus Wien und das brillante Bibliothekzimmer besichtigt hatten, waren wir wirklich alle mit einander erstaunt und — empört über eine solche Eleganz, und es entspann sich der heftigste Streit unter uns, ob wir einen solchen Reichthum für unsere Behausung wünschenswerth finden möchten oder nicht. — Die Grafen K . . . . i gehören zu den reichsten ungarischen Magnaten, und das Beispiel, das sie gaben, wird vielleicht auch viele andere veranlassen, ihr Hüttchen — die Vorväter der Ungarn würden gesagt haben, ihr Zelt — sich in Pesth aufzuschlagen. Erst seit 7 bis 10 Jahren fangen die Magnaten an, sich mehr hierher zu ziehen. Die angesehene ungarische Familie, welche überhaupt zuerst ein Haus in Pesth baute, wird noch genannt. Man muß ihr niedriges, geschmackloses, vor etwa 50 Jahren gebautes Haus mit jenem K . . . . . schen vergleichen, um die Größe des Riesenschritts einigermaßen bemessen zu können, den Pesth seitdem in architektonischer Beziehung gethan hat.

Wie jener Palast neben diesem, so sind das alte Redoutenhaus neben dem neuen, — das alte Museum neben dem im Bau begriffenen, — das alte Comitatshaus neben dem projectirten und hundert alte, verschwundene Gebäude neben hundert neuen an ihre Stelle getretenen in Parallele zu bringen. Den Ungarn ist jetzt nichts gut genug in ihrer Hauptstadt, und dieselbe wird von Grund aus neu umgestaltet und ist es zum

großen Theil bereits schon. Am meisten hat ihnen dabei die letzte schreckliche Zerstörung der Stadt durch die große Wasserfluth geholfen, besonders in Hinsicht auf die kleinen Gebäude und die Hütten der Unbemittelten. Bis zu dieser großen Ueberschwemmung war Pesth einer Dame zu vergleichen, die sich oben bereits zu putzen angefangen hat, deren Füße aber noch bloß und schmuzig sind. Jene Ueberschwemmung hat der Stadt die Füße gewaschen, freilich, freilich mit einem rauhen Besen, der zugleich viele schmerzliche Wunden machte. Indeß sind diese Wunden jetzt größtentheils geheilt, und an die Stelle von alten schmuzigen Wohnungen, von Lehmhütten und Holzbaraken sind nun ganze Reihen von wohlgefälligen Häusern getreten. Es wäre nur zu wünschen, daß diese wohlgefälligen Wohnungen auch noch lange so bleiben möchten; allein der Graf Szechenyi hat in einem seiner Werke die Art und Weise beschrieben, in welcher ein neues, elegantes Dampfschiff von den in Ungarn reisenden Nationen beschmuzt und verdorben wird, und es ist wohl ausgemacht, daß das in Pesth wohnende Volk nicht viel sauberer, accurater und vorsichtiger ist als das in Ungarn reisende, und es wird wohl nicht lange dauern, bis wieder eine Abwaschung wünschenswerth sein wird, wenn auch nicht eine so ungestüme, wie die durch die Donau.

In der That darf ich nicht verhehlen, und übrigens versteht es sich von selbst, daß es neben den schönen Quartieren auch andere in Pesth giebt, die einen sehr

unheimlichen Eindruck machen, und die in der einen Hälfte des Jahres in einen beständigen Staub gehüllt und während der anderen in einen tiefen Schmuz versunken sind; auch trägt das Ganze — selbst jene Paläste mit eingerechnet — wie alles im Entstehen Begriffene noch den Charakter der Neuheit, der Unvollendetheit, des Mangels an Fülle und Abrundung.

Daß ich übrigens auch bei einigen der neuesten Gebäude eine große Unsolidität und eine leichtfertige Behandlung des Baumaterials bemerkte, daß ich z. B. bei den Balken eines eben fertig gewordenen Hauses so große Risse wahrnahm, daß ich die Hand hineinlegen konnte, will ich einmal gar nicht rügen; denn es scheint, daß das leichtfertige Bauen ein Uebel ist, an dem unsere friedliche, an Menschenmasse und Verkehr so reißende Fortschritte machende Zeit überall leidet. Als ich aus Prag fuhr, war die Nacht vorher ein neues, großes Haus wieder zusammengestürzt. In diesem Augenblicke schwebt ein neues, großes Gebäude in Berlin mit einem großen Riß in seinen Mauern zwischen seinen Nachbarhäusern, und es ist noch die Frage, ob es von diesen wird aufrecht erhalten werden können, oder ob es sie mit sich in's Verderben reißen wird. Ich zeigte es einem Franzosen, und er sagte mir, in Frankreich wäre es um kein Haar besser. Es würden dort neuerdings lauter unsolide Häuser gebaut.

Das Pesther Redoutenhaus hat zwei so große und prächtige Säle, wie man sie für die öffentlichen Bälle der vornehmen Welt in vielen unserer Residenzen

(z. B. in Dresden) nicht findet. Ich sah einen neuen Tanzsaal, der mit so großen und mächtigen Kronleuchtern („Lustern" heißen sie hier) erleuchtet war, daß 3000 Wachskerzen zu ihrer vollständigen Besetzung gehören. Doch wagt man nie sie alle anzuzünden, weil die Hitze so groß sein würde, daß die Kerzen sich gegenseitig abschmelzen müßten.

Das wichtigste und interessanteste Gebäude für einen öffentlichen Zweck der Unterhaltung ist das Pesther Casino, welches, wie ich schon oben sagte, Gelegenheit zur Entstehung vieler ähnlicher Vereine in ganz Ungarn gegeben hat. Diese Anstalt, ich meine nämlich „das adelige" oder, wie die Leute hier sagen, das „Magnaten-Casino," soll erstlich Gelegenheit zu manchen geselligen Unterhaltungen (Bällen, Concerten, Diners ꝛc.) geben, dann aber auch insbesondere zur Lectüre der Zeitschriften. Man findet hier in mehren eleganten und äußerst comfortablen Zimmern zuvörderst alle ungarischen Zeitschriften ohne Ausnahme, — dann die besten deutschen, — einige englische und französische — und sogar auch eine nordamerikanische aufgelegt. Für die Bibliothek werden alle Werke angeschafft, die in ungarischer Sprache herausgekommen sind, und man findet die ungarische Literatur hier immer vollständig bis auf das allerneueste Product, das soeben die Presse verließ, dann alle Werke, die in einer anderen Sprache über Ungarn erschienen, und außerdem noch viele andere ausgezeichnete Bücher.

Ich muß sagen, daß ich diesem Casino höchst an-

genehme und genußreiche Augenblicke verdanke. Drei schöne, reizende Lesezimmer und ein Bibliotheksaal mit den bequemsten und comfortabelsten Lehnsitzen standen daselbst zu meiner Disposition. Ich zählte (das Billardzimmer mitgerechnet) 30 hellleuchtende, schöne Lampen, die für mich angezündet waren, die schönen Bücherschränke öffneten sich mir alle ohne Widerrede, und die sämmtlichen literarischen Schätze durfte ich für mich allein in Tribut setzen; denn — ich kann es nicht verhehlen — ich war fast jedes Mal dort mit allen diesen genannten Dingen mutterseelen allein. Nur sehr selten traf ich noch einen Leser außer mir an, der aber auch bald zu gähnen anfing und sich verlor. Ich will damit keineswegs andeuten, daß das Pesther Casino überhaupt schlecht und lau besucht würde; aber ich sage nur, daß ich es so traf, und daß ich diese schwelgerische Einsamkeit unter den Büchern sehr liebte. Ich muß freilich dabei noch hinzusetzen, daß ich gewöhnlich erst nach dem Theater hinging, und mache darauf aufmerksam, daß es Ende Augusts war, also eine Zeit, wo viele gebildete Familien auf dem Lande wohnen. Im Winter mag die Benutzung eifriger sein.

In dem einen der Lesezimmer des Casinos stehen viele mit ungarischem Taback gestopfte Pfeifen immer fix und fertig. Ich zündete mir eine dieser 20 Pfeifen an einer jener 30 Lampen an, suchte mir eine kleine Partie interessanter Journale und Bücher zusammen, ließ mich in einem der wollüstigen weichgepolsterten

Lehnstühle nieder und sah nach, was es Neues und Altes in der Welt gab.

Ich besah mir des Grafen Marsigli großes Werk: „Danubius Pannonico Mysicus“ (d. h. die ungarisch-walachische Donau). In diesem Werke kommen sogar unter dem Vergrößerungsglas abgebildete Sandkörner, sowohl aus der Donau als aus der Theiß vor, und ich erschrak darüber, daß diese Flüsse bis zu einem solchen Detail herab beschrieben und dargestellt seien.

Auch das Buch der Miß Pardoe über Ungarn fand ich hier und mußte gestehen, daß es ebenso wie mehre andere englische Bücher über Ungarn etwas zu sehr voll Lobes sei. Ich glaube nicht, daß diese Dame gelesen hat, was der Graf Szechenyi, der zu früh verstorbene Graf Desewfy und andere ungarische Patrioten über ihr eigenes Vaterland Kritisches und Tadelndes geschrieben haben, ja mit welchen Philippiken diese Herren gegen einheimische Mißbräuche und Uebelstände muthig und freisinnig in's Feld gezogen sind; sie würde sonst nicht mit einem so einseitigen Lobe alles dessen, was sie sah, aufgetreten sein. Allerdings hat in gewisser Beziehung nur der mit Allem völlig vertraute Einheimische das Recht, über Dieses und Jenes mit warmem patriotischen Reformations-Eifer sich tadelnd auszulassen, und die Völker haben daher immer solche, sei es praktische, sei es blos theoretische Reformations-Versuche, die von Fremden ausgingen, zurückgewiesen. Auf der anderen Seite ist ja aber auch gerade der vorurtheilsfreie Fremde in vieler anderen Beziehung vor allen Dingen

befugt und befähigt, mit rügenden und vergleichenden Bemerkungen auf Dieses und Jenes aufmerksam zu machen, wenn er es nur mit Wahrheitsliebe und nicht mit Unbescheidenheit thut. Es ist aber weder dem Ausländer, noch dem Einheimischen damit gedient, wenn er Alles in verklärendem Sonnenschein zeigt und mit mattem Lobe überkleistert.

Die Engländer sympathisiren mit Ungarn, theils der Handelsbeziehungen wegen, vor allen Dingen aber aus dem höchst edlen Grunde, daß sie enthusiastische Freunde der politischen Freiheit sind und in diesem Puncte mit den Ungarn zusammentreffen. Sie übersehen dabei leicht die großen Verschiedenheiten der ungarischen und der englischen Verfassung, welche sich in Kurzem in ihrem ganzen Detail nicht sogleich auseinandersetzen lassen, in zwei Worten aber darin bestehen, daß in England die Aristokratie zwar ein schweres Gewicht von 1000 Centnern besitzt, der dritte Stand ihr aber ebenfalls mit 1000 Centnern die Waage hält, während in Ungarn der Adel freilich auch = 1000 ist, der dritte Stand aber = 0. Zwar giebt es auch, wie in allen anderen europäischen Ländern, 4 Stände auf dem ungarischen Reichstage, aber diese sind 1.) die Prälaten, 2.) die Magnaten, 3.) die Ritter (diese drei haben alle kein Interesse für den dritten Stand), 4.) die Deputirten der Städte (diese haben nach der bekannten ungarischen Anekdote wohl Sitz, aber keine Stimme auf dem Reichstage).

Vor allen Dingen aber nahm ich mir oft die Sammlung der ungarischen Reichstagsgesetze zur Hand,

die hier auf dem Casino in einem schönen Exemplare auf einem eigenen Tische immer zum Nachschlagen bereit liegen. Die ungarische Verfassung mag nun sein, wie sie will, — ich meines Theils glaube, sie habe viel Schönes, — so finde ich es immer herrlich, daß ein Volk auf seine Gesetze hält, und daß diese in so vielen Exemplaren als nur möglich an den öffentlichen Orten, der Zusammenkunft vieler Bürger, ausgelegt sind. Der Stab und Stecken der Gesetze muß überall sofort jedem Bürger nahe und zur Hand sein, daß er gleich zu ihm greifen und sprechen könne: „Sieh, hier steht's, schwarz auf Weiß!"

Der Titel jener Gesetzsammlung ist folgender: „Decrete, Constitutionen und Artikel der erlauchtesten und apostolischen Könige und der erhabenen Stände des ungarischen Königreichs (Decreta, constitutiones et articuli serenissimorum et apostolicorum Regum ac inclytorum statuum et ordinum Regni Hungarici). Ich griff zuerst nach diesem Buche, um mir einmal mit eigenen Augen die merkwürdige Lücke anzusehen, welche, wie ich bisher nur gehört hatte, darin sein sollte zwischen den Decreten der Regierung Maria Theresiens und der Leopold's II., ich meine die leeren Blätter, welche hier an die Stelle der von Joseph II. gegebenen Decrete getreten sind. Bekanntlich vernichtete nach Joseph's Tode ein Reichstagsbeschluß vom Jahre 1791 alle seine Gesetze, weil sie von einem nicht gekrönten Könige gegeben worden waren. Ich fand die Lücke wirklich. Gleich nach den Decreten Maria Theresiens kommen ohne Weiteres die von Leopold II. Freilich

kann man es den Ungarn nicht im Geringsten verdenken, daß sie alle Josephinischen Gesetze wieder vernichteten, da sie ungesetzmäßig entstanden waren, besonders nach Dem, was der sterbende Joseph im Jahre 1790 selber darüber an sie rescribirt hatte; aber sie hätten — da nur die Form falsch war — es bei der Vernichtung der Form lassen sollen. Sie hätten den vielen trefflichen Inhalt darin nicht verschütten, sondern ihn in ein anderes Gefäß fassen und bestätigen sollen. Ist es nicht schmerzlich, daß man keine Spur von dem Andenken jenes herrlichen Mannes, jenes trefflichen, wohlwollenden und das Beßte — wenn auch auf einer falschen Bahn — erstrebenden Regenten, eines der ausgezeichnetsten, der je König von Ungarn war, findet, ja nicht einmal die geringste Erwähnung, als wenn er gar nicht da gewesen wäre, als wenn auf seinem Andenken ein Fluch läge. Hätte man nicht viel edelmüthiger, patriotischer und großartiger gehandelt, wenn man in einem eigenen Beschlusse jene neue Fassung der Josephinischen Gesetze unter der Rubrik „Joseph II." aufgestellt und ungefähr gesagt hätte: „Dieß ist der köstliche Inhalt der Gesetze des Königs Josephus II., die deswegen keine Kraft haben konnten, weil dieser König nicht gekrönt war, die wir aber in den und den herrlichen Puncten hiemit bestätigen." Wird die Nachwelt nicht mit Bedauern von den Ungarn sagen: „Von dem aufgeklärtesten und beßten Könige, den ihr hattet, geschieht in euerem Gesetzbuche keine Erwähnung, und alle seine Verordnungen sind vernichtet."

Es ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die sich durch die ganze ungarische Gesetzgebung und Geschichte zieht, daß sie so außerordentlich hohen Werth auf ihre Krone legen, d. h. auf den goldenen, mit Perlen und Diamanten besetzten Reif des heiligen Stephan. Diese handgreifliche Krone ist doch im Ganzen nur ein äußeres Zeichen jener gewissermaßen nur in der Idee existirenden Krone, welche als Schluß- und Eckstein und als oberster Gipfelpunct auf der Spitze des Staatsgebäudes, das gleichfalls ja nicht handgreiflich ist, steht. Auch bei anderen Nationen sind freilich diese Zeichen der obersten Würde der Majestät historisch höchst ehrwürdig und gewissermaßen heilig gehalten. Aber bei den Ungarn wird die Krone nicht nur gewissermaßen, sondern ganz und gar und wirklich für ein heiliges Wesen, von dem selber, so zu sagen, eine heiligende Weihe ausströmt, gehalten; daher nennen sie auch diesen metallenen Reif „sacra Regni Corona cum clenodiis suis,“ und sie haben das Gesetz gemacht, daß wer nicht buchstäblich und körperlich diese Krone auf dem Haupte trage, gar nicht König sei. Daher galt auch nicht wie in Frankreich der Grundsatz, daß der König nicht sterbe. Der König stirbt in Ungarn, und die Krone, die mir immer, wenn die Ungarn in ihrer Geschichte davon sprechen, gewissermaßen wie ein lebendiges, mystisches Wesen vorkommt, herrscht dann allein, bis sich der neue König wieder mit ihr vermählt hat. Der neue König wird erst „sacratissima Majestas“, nachdem er sich die Krone auf's Haupt gesetzt hat;

daher immer die oft wiederholte Redensart: „Neocoronata sacratissima Majestas.“

Der Weg, den die Gesetzesvorschläge auf dem ungarischen Reichstage zu wandeln haben, bis sie endlich nach allen Debatten, nach allen den stürmischen Hin- und Herreden so ruhig und still in gültigen schwarzen Lettern auf dem weißen Papiere im Codex zu stehen kommen, ist ein äußerst complicirter und ungemein umständlicher. Zuerst kommt der König mit seinen Postulaten („Propositiones Regiae“) und theilt diese, wie es in einer ungarischen Statistik heißt, „mit anständigem Pompe“ den um den Thron versammelten Ständen mit.

Diese Propositionen nehmen nun die beiden Tafeln, die der Magnaten und Prälaten und die der Ritter und Städte, in Berathung, streiten, reden und fechten darüber hin und her und berathen zugleich damit auch ihre „Beschwerden“ („Gravamina“), welche sie den königlichen Postulaten gegenübersetzen könnten, — geben sich von ihren Beschlüssen untereinander Nachricht und halten so lange „Sessiones mixtae,“ in denen alle Stände vereinigt sind, und „non mixtae,“ bis Alles, oder doch die Majorität darüber einig ist, was auf die königlichen Postulate geantwortet werden solle, und welche Gravamina man ihnen entgegensetzen möge. — „Bei allen diesen Verhandlungen,“ bemerkt ein geistreicher ungarischer Schriftsteller, „haben die Deputirten der Städte noch nie Glück oder Unglück über ihr Vater-

land gebracht". Ein Haupthinderniß ist auch, daß sie meist Deutsche sind und sich der ungarischen Sprache nicht geläufig genug zu bedienen wissen.

Wenn der König und die Stände nun nicht einig sind, — und dieß ist wenigstens zu Anfang der Landtage gewöhnlich der Fall, — so folgen unzählige Tractate, Resolutionen und Repräsentationen zwischen beiden und natürlicherweise immer wieder dazwischen einfallende Berathungen und Verhandlungen, Besprechungen und Sessiones mixtae und separatae der Stände, — bis sich König und Stände endlich einen. — Puncte, über welche sie sich nicht einen können, werden bis auf den nächsten Landtag aufgeschoben.

Am Ende des Landtags werden die sämmtlichen Postulate und Gravamina, über welche König und Stände einig wurden, zu einer Schrift zusammengefaßt, welche heißt: „Die Artikel der Herren Prälaten, Barone, Magnaten, Ritter und der übrigen Stände." „Articuli Dominorum Praelatorum, Baronum, Magnatum et Nobilium caeterorumque u. s. w." (Dieses „Etcaetera" bedeutet die 12,000,000 Ungarn, welche nicht Edelleute sind.)

Diese Artikel werden vorgelesen und dem Könige mit geziemender Ehrerbietung zur feierlichen „General-Genehmigung" eingereicht.

Der König unterwirft nun, bevor er sie bestätigt, diese Artikel in seiner Hofkanzlei noch einmal einer Revision (Contestatio).

Wird dabei Alles richtig befunden und ist endlich

Alles in's Reine gebracht, so läßt der König die ihm überreichten Artikel abermals in eine neue Form bringen, und zwar in die eines Decrets, in welchem er ihnen seine General- und Special-Sanction ertheilt und versichert, daß er sie acceptirt, approbirt und confirmirt, und daß er sie sowohl selbst beobachten als auch von Anderen beobachtet wissen will.

Diese Decrete nun (Decreta serenissimorum et apostolicorum etc.) werden, mit dem großen königlichen Siegel versehen und unterschrieben, den Reichsständen mit eben dem Pompe, mit welchem sie die königlichen Propositionen empfangen hatten, übergeben.

Darnach werden diese Decrete in allen Comitaten publicirt und haben vom Tage dieser Kundmachung an Gesetzeskraft. — Auf diese Weise nun ist durch ein mühseliges, weitläufiges und geschäftreiches Verfahren jenes Buch entstanden, das ich damals auf dem Casino in Händen hielt.

Auf keins von allen Büchern im Casino freute ich mich aber jedes Mal so als auf die Schriften des Grafen Szechenyi, und ich ging, wenn ich zu ihnen griff, was ich mir stets bis zuletzt aufsparte, wieder zu den besagten 20 Pfeifen, nahm mir eine frischgestopfte herunter und setzte mich von Neuem in meinem prächtigen Lehnstuhl zurecht. — Dieser unermüdliche, edle und berühmte Mann, der schon so viele treffliche und nützliche Dinge für sein Vaterland in's Leben gerufen hat, der die Dampfschifffahrt begründete, der Wege an der unteren Donau bei der türkischen Gränze bauen ließ, der ein

Haupttheilnehmer an der Begründung der Pesther Gelehrten-Gesellschaft, an dem Casino, ja fast bei jedem für sein Vaterland nützlichen Institute war, — denn man kann fast keines nennen, ohne auch des Grafen Szechenyi vor allen Dingen dabei zu erwähnen, — dieser Mann, sage ich, hat auch noch nebenher immer Zeit gefunden, eine Reihe von Werken zu schreiben, welche ebenfalls die Tendenz hatten, sein Vaterland zu reformiren, oder doch auf solche nöthige Reformen hinzuweisen. Die meisten dieser Werke sind auch in's Deutsche übersetzt.

Das erste und berühmteste heißt: „Der Credit" (ungarisch „Hitel," sprich: „Hittel"). Unter diesem Titel handelt es von allen ungarischen Zuständen, von der Heiligkeit der Pflichten, vom Ackerbau, vom Weinbau, vom Weinhandel, vom Handel im Allgemeinen, von dem Straßen- und Wegebau, von der Dampfschifffahrt, überhaupt von allen Dingen, deren bessere Einrichtung der ungarischen Nation in der Welt mehr Credit verschaffen könnte.

Ein zweites Buch vom Grafen Szechenyi heißt: „Das Licht" oder berichtigende Bemerkungen zum „Hitel". Der Hitel hatte nämlich in dem Grafen Jos. Desewfy einen Gegner gefunden, der dagegen seinen „Taglalat" (d. h. Zergliederung oder Kritik) schrieb. Auf diesen „Taglalat" war denn wieder „das Licht" die Antwort.

Leider habe ich nur diese Schriften des berühmten Grafen gelesen, aber ich muß sagen, ich war erstaunt, vor allen Dingen über — die Landsleute des Grafen,

die solche Dinge lesen können, ohne sich zu erzürnen, die solche Gedanken und Aeußerungen nicht nur zu ertragen fähig sind, sondern auch noch den Verfasser derselben loben, in den Himmel erheben, zu einem berühmten Manne machen, als einen liberalen Patrioten auf den Händen tragen und sein Portrait in ihrem ganzen Vaterlande in ihren Cabineten und Schlafzimmern aufhängen. Denn in der That ich hätte sie keineswegs für fähig gehalten, solche ausgezeichnet scharfsinnige, freimüthige und treffende Wahrheiten anzuhören und zu Herzen zu nehmen, wie der Graf sie ausspricht. Ich hätte nicht geglaubt, daß es Jemand wagen könne, in Ungarn, ich will nicht sagen, gegen die österreichische Regierung, sondern gegen die national ungarischen Vorurtheile, Gewohnheiten und Sitten so unumwunden und freisinnig beredt zu sprechen. Es kam mir in der That bei der Lectüre dieser Schriften immer so vor, als läse ich etwas aus der Zeit des Demosthenes, oder als hörte ich einen Patrioten der römischen Republik, der die Sitten des Volks und die Uebelstände des Landes angriff.

Ich muß gestehen, daß ich allerdings Vieles in Ungarn gesehen habe, was mir mißfiel, aber ich muß zugleich auch gestehen und thue es mit Freuden, daß mir nichts in Ungarn vorgekommen ist, was so sehr für die im Ganzen edle Gesinnung und große Bildungsfähigkeit dieser Nation zu sprechen scheint, als auf der einen Seite die Freimüthigkeit, mit welcher der Graf Szechenyi, Kossut und Andere, ich will nicht sagen, ein-

zelne Mißbräuche, Uebelstände und Verfassungsgebrechen getadelt, sondern mit welcher sie geradezu die Schattenseiten des Charakters und die Sitten ihrer Landsleute eruirt und der Nation, so zu sagen, recht mitten in den Busen gegriffen haben, und auf der anderen Seite der Beifall, mit welchem die Nation im Allgemeinen die Schriften dieser Herren aufgenommen hat und noch aufnimmt.

Keineswegs sind, wie ich das auch schon andeutete, diese Herren, welche als eifrige Patrioten das Gedeihen und den Fortschritt ihres Vaterlandes wünschen, unter sich einig. Vielmehr kann man sagen, daß fast keiner mit dem anderen ganz von derselben Farbe ist. Die Grafen Desewfy, sowohl der kürzlich verstorbene junge edle Aurel als sein Onkel, der Graf Joseph, der den „Taglalat“ schrieb, sind große patriotische Aristokraten, dabei aber doch Patrioten und Freunde des Fortschritts in der Weise, daß die ungarische Verfassung noch als eine rein aristokratische in dem Sinne der alten Verfassungselemente der Väter sich festige und entwickele. Herr von Kossut ist in anderer Weise Patriot. Er wünscht liberalen Fortschritt. Er sagt ungefähr dasselbe, was der Graf Szechenyi in seinen Werken sagte, nur spricht er es nicht in umständlichen Werken aus, sondern in seinem weitverbreiteten, Jedermann zugänglichen Journale, dem Hirlap. Hierüber ist er nun oft mit dem genannten Grafen, obgleich er im Ganzen mit ihm einerlei Meinung ist, in einen Streit gerathen. Dieser hat in einer Brochure nicht sowohl die Grundsätze Kossut's als

vielmehr seine Art und Weise, sie vorzutragen und an allen Orten durch sein Journal bekannt zu machen, getadelt.

Dieser literarische Streit oder diese politische Controverse zwischen Szechenyi und Kossut war gerade damals, als ich in Pesth war, der Gegenstand des allgemeinsten Interesses und des Tagesgesprächs. Von der Brochure des Grafen Szechenyi wurden in kurzer Zeit zwei bedeutende Auflagen gemacht und vergriffen, und ich blieb noch gerade lange genug, um die Antwort Kossut's, in welcher er gegen den Grafen seine eigene Weise, die Sache des Vaterlandes vor dem ganzen großen Publicum zu verfechten, als die richtigere und zweckmäßigere vertheidigte, zu vernehmen.

An allen Straßenecken Pesths sah ich damals auf rothem und gelbem Papiere diese Brochure Kossut's angekündigt. „Felelet, Grof Szechenyi Istvannak Kossut Lajosto" (Antwort an den Grafen Stephan Szechenyi von Ludwig Kossut), und es ging von Munde zu Munde herum: „Was enthält denn der Felelet von Kossut? Haben Sie schon Kossut seinen Felelet gelesen?"

Bei uns in Deutschland haben wir gar keinen Begriff von diesem Treiben und von dieser Behandlung der patriotischen Angelegenheiten, wie man es in Pesth gewahrt. Nur in Paris oder Brüssel sieht man etwas Aehnliches wieder. Dabei ist zu bemerken, daß keineswegs das Publicum, das sich für diese Sachen interessirt, so klein ist, wie allein schon aus der Anzahl der Subscribenten zu den Journalen (der Hirlap soll 4000 Exemplare absetzen) und aus den Facten hervorgeht,

daß von solchen Brochuren, wie die obige, Auflagen von mehren Tausend Exemplaren gemacht werden. Es giebt viele Puncte, worin alle Ungarn, sie mögen sein von welchem Stande sie wollen, mit einander einig sind, und wenn auch diejenigen unter ihnen, die dem schwachberechtigten dritten Stande angehören, nicht selbstthätig auf der Bühne mit agiren, so lesen sie doch desto eifriger und sind für oder wider Partei nehmende Zuschauer.

Die gelehrte Gesellschaft und die ungarische Sprache.

Im Mittelalter nannte man Pesth nicht anders als eine Teutonica urbs, und noch vor zwanzig Jahren war es eine vollkommen deutsche Stadt, und es war daselbst in der gebildeten Gesellschaft von Ungarisch gar nicht die Rede. In den Wirthshäusern, in den Kaffeeschenken, auf den Bällen und Redouten, im Inneren der Häuser, überall hörte man nichts als Deutsch. Ja diejenigen Magyaren selbst, die nur sehr schlecht deutsch redeten, bemühten sich doch die wenigen deutschen Redensarten aufzutischen, deren sie mächtig waren. Es gab nicht nur viele ungarische Deutsche, sondern auch ungarische Magnaten, die gar nicht einmal ihre Muttersprache verstanden. Ja sogar noch im Jahre 1825 gab ein Pesther Buchhändler ein ungarisches Lexikon heraus, das nur sehr langsam und schwer verkauft wurde. Da auf einmal aber fingen die Töne der ungarischen Sprache an zu erklingen. Man hörte sie mehr und mehr, und die Stärke ihrer anschwellenden Fluth nahm so zu, daß

sie nun laut und drohend die lateinische, die deutsche und die slavische Sprache umwogt und zum Theil schon hier und da verdrängt hat. Eben jenes, im Jahr 1825 herausgegebene Lexikon, von dem innerhalb drei Jahren nicht gar viele Exemplare verkauft werden konnten, ging im Jahre 1828 auf einmal ganz ab, und eine neue Auflage, die man machen mußte, wurde ebenfalls in sehr kurzer Zeit völlig vergriffen.

Zur Zeit der Regierung des Kaisers Leopold II., also vor 50 Jahren, hatten die Ungarn nicht einmal einen Lehrer ihrer Sprache und Literatur an der Pesther Universität. Erst im Artikel 16 des Landtagsbeschlusses von 1790 bitten sie den König: „ut in Gymnasiis, Academiis et Universitate Hungarica peculiaris Professor Linguae et Stili Hungarici constituatur.“ — Und jetzt verlangen sie nicht nur, daß jeder deutsche, slavische oder ungarische Professor magyarisch vortrage, sondern auch, daß jeder deutsche und slavische Bauer, wo nicht ein Professor des Ungarischen sei, doch sich des Studiums dieser Sprache eifrig befleißige.

Die Anforderungen der Magyaren, daß die Deutschen und Slaven magyarisch lernen und Magyaren werden sollen, sind zum Theil anzusehen als eine freilich etwas späte Antwort auf die an sie gestellte Anforderung Joseph's II., daß die Magyaren deutsch lernen und Deutsche werden sollten. Joseph II. meinte, daß man die magyarische Sprache und die magyarischen Sitten und Gerechtsame alle als längst veraltete Sachen bei Seite werfen könnte, und ahnte nicht, daß darunter ein Funke glimmte, der

nach ihm zur hellen Flamme auflodern sollte. Gleich nach Joseph's Tode machten die ungarischen Reichsstände seinem Nachfolger ein Gravamen: „De lingua Peregrina ad Manipulationem Negotiorum publicorum non introducenda“ und baten ihn: „ut autem nativa Lingua Hungarica magis propagetur et expolietur.“ Und ohne Zweifel hätte schon gleich nach diesem Vorschlage der Magyarisirungseifer seine jetzige Höhe erreicht, wenn nicht die französische Revolution und Napoleon dazwischen gekommen wären. Der von Joseph II. gegebene Stoß konnte daher erst später nachwirken, wirkte nun aber um so stärker nach, da Napoleon's Feldzüge alle Nationen und Staaten Europas aufgeregt und sie ihre Stärke und Selbstständigkeit hatten fühlen lassen. Der Enthusiasmus für das Magyarenthum steht nicht vereinzelt in Europa da. Er entstand zu gleicher Zeit mit der Begeisterung in Deutschland für das Deutschthum und namentlich auch, was fast noch wichtiger ist, mit der Begeisterung der Slaven für das Slaventhum.

Wenn Joseph II. den ersten Anstoß gab zur Erweckung des Magyarismus, wenn Napoleon diesen Anstoß verstärkte, indem er die schlummernden Kräfte aller Nationen Europas weckte, so gab ihm nun endlich der sogenannte Panslavismus seine ganze jetzige Richtung. Die Magyaren, als verlorene Posten mitten im Slavenlande, rund herum von slavischen, wie sie mit Recht oder Unrecht vermuthen, verbrüderten und unter einander verschworenen Nationen umgeben, glauben, daß

sie ihre bedrohte Nationalität und Existenz dadurch am beßten sichern können, daß sie ihre Sprache und damit auch ihre Denkweise und Sitte allen den Slaven, die innerhalb der Gränzen ihres Königreichs wohnen, aufbringen. Die österreichische Regierung scheint in neuerer Zeit, wo sie den Philomagyaren immer mehr Zugeständnisse gemacht hat, mehr oder weniger in ihre Ideeen eingegangen zu sein. Es ist bekannt, daß der Kaiser Arnulph vor etwa 1000 Jahren gegen das große ihm lästige Slavenreich die Magyaren zu Hülfe rief. Und diese Stellung, als mit den Deutschen verbündete Hülfsvölker gegen das Slaventhum, nehmen die Magyaren noch ein, und jezt, wo wieder ein großes Slavenreich zur Existenz gekommen ist, mehr als je.

Die Sprache der Ungarn war indeß bisher immer noch zu wenig ausgebildet, um sie anderen Nationen wenigstens einigermaßen annehmbar zu machen. Es war nichts oder wenig Bedeutendes in dieser Sprache geschrieben. Ja sie hatte eigentlich nie eine literarische Blüthezeit, selbst nicht in entschwundenen Jahrhunderten, wie z. B. die böhmische und andere slavische Sprachen, aufzuweisen. Es konnte daher nichts den Zweck der Patrioten mehr fördern als die Stiftung einer ungarischen Gelehrtengesellschaft, welche, alle bedeutenden vaterländischen Talente in ihrem Schooße einigend, es sich zum nächsten Ziel stellte, durch grammatikalische und philologische Forschungen, durch Ausarbeitung ungarischer Grammatiken und Wörterbücher, durch Herausgabe einer literarischen Zeitschrift, durch Veranlassung der Abfassung

ungarischer Werke mittels Prämien und durch Aufstellung von Preisfragen, deren Beantwortung für die Ungarn interessant wäre, die ungarische Literatur zu befördern und die Sprache zugleich auszubilden und auszubreiten.

Nach mehren verunglückten Versuchen kam diese Gesellschaft endlich im Jahre 1825 zu Stande und zwar binnen weniger Minuten auf dem Landtage. Der von uns schon oft genannte edle Patriot, der Graf Szechenyi, gab den Ausschlag, indem er 60,000 Gulden C. M. zur Begründung dieser Gesellschaft aus seinem Vermögen hergab und dadurch sogleich auch andere Patrioten zu ähnlichen auf dem Altare des Vaterlandes dargebrachten Opfern vermochte. Die Gesellschaft bekam einen Präsidenten, dirigirende, ordentliche, correspondirende und Ehrenmitglieder und hat deren in diesem Augenblicke 150. Sie verfügt jetzt über ein Capital von 400,000 Gulden, besitzt eine bedeutende Bibliothek und ist seit 15 Jahren in voller Thätigkeit der Sprachausbildung und der Literaturbeförderung. Viele philologische, dichterische und historische Werke wurden bereits durch sie hervorgerufen und die beßten unter ihnen mit bedeutenden Prämien gekrönt. Es ist diese Gesellschaft also das in Ungarn, was die französische Akademie für Frankreich ist.

In dem großen Sitzungssaale der Gesellschaft hängt ein großes Gemälde, auf welchem in Oelfarben die Idee der Gesellschaft auf folgende Weise versinnbildlicht ist. Im Vordergrunde steht eine schöne weibliche Göttergestalt (etwa Minerva), die eine Trinkschale in der

Hand hält. Hinter ihr zeigen sich die pannonischen Ebenen, und im äußersten Hintergrunde dämmern unter einer trüben Wolkenbedeckung die hohen Gebirge hervor, welche diese Ebenen umschließen. Von allen Seiten kommen von den Gebirgen die Adler herangeflogen, — „es sind die rohen scythischen Adler," sagte mir ein Ungar, „wir haben uns selbst damit gemeint," — um von dem kostbaren Tranke aus der Schale der Göttin der Sprachreinheit, der Beredtsamkeit und Poesie zu genießen. Einer schwebt schon nahe über der Schale, mehre sieht man hinter ihm noch aus dem trüben Dämmerlichte der Ferne hervortauchen. — Mir scheint, daß die Ungarn in diesem Bilde, zu welchem sie selbst die Idee gegeben, sich eben nicht sehr geschmeichelt und sich, beinahe allzubescheiden, eben kein großes Selbstlob ertheilt haben.

In dem Vorzimmer dieses Saales zeigte man uns auch das Bild des Grafen Szechenyi, dieses edlen und unermüdlich thätigen Patrioten, der fast alle neuen Unternehmungen für das Wohl seines Vaterlandes entweder geradezu zunächst selbst dirigirt oder doch mit seinen großen Mitteln unterstützt hat. Es ist das gelungenste Portrait von ihm, das ich gesehen habe, von Amerling in Wien gemalt, und ich wollte, daß ich diese kräftigen, männlichen Züge, diese lebhaften Augen, diese markirten, buschigen, oberhalb der Nase etwas zusammengezogenen Augenbrauen und überhaupt den ganzen energischen edlen Ausdruck so wieder auf's Papier bringen könnte, wie Amerling sie mit Farben auf die Leinwand brachte.

Es würde ein interessanter Beitrag zur Physiognomik des ungarischen Volkes sein. Jeder Ungar weiß diese Züge jetzt auswendig, denn es giebt in Ungarn keinen Mann, dessen Bildniß in den ungarischen Wohnungen und in den Herzen der Ungarn so allgemein verbreitet wäre, wie Szechenyi. Ich wünsche nichts mehr, als daß sein Bild noch recht lange im Vorzimmer der ungarischen Gesellschaft bleiben möge, denn man hat das Gesetz gemacht, daß die Portraits lebender Mitglieder nie in dem Saale selbst aufgehängt werden sollen.

Die ungarische Gesellschaft hat auch vor allen Dingen ihr Augenmerk auf die dramatische Literatur gerichtet und viele Uebersetzungen deutscher und französischer dramatischer Werke, sowie auch einige Original-Productionen veranlaßt, und dadurch ist es den Ungarn nun möglich geworden, ein eigenes Nationaltheater in Pesth zu errichten. Bisher hatten sie in ihrer Hauptstadt, sowie überhaupt im ganzen Lande überall nur deutsches Theater. Die Errichtung jenes Nationaltheaters machte einen Zuschuß von 400,000 Gulden nöthig. Es ist derselbe vom Lande bewilligt worden, und die Sache ist nun seit einigen Jahren im Gange. Uebrigens kann man, glaube ich, nicht behaupten, daß dieser Zweig der poetischen Literatur bereits sehr florire. So groß der Enthusiasmus bei der Errichtung dieses Theaters war, so groß sind auch die Schwierigkeiten, die sich der Blüthe des Unternehmens noch entgegenstellen. Vor allen Dingen ist es der Mangel an ausgezeichneten nationalen

Dramen, aber auch ebenso der Mangel an vorzüglichen Acteurs und Actricen. Ich glaube, die Magyaren haben im Ganzen sehr wenig Anlage zur Schauspielkunst. Sie sind zu ungelenk und zu stolz dazu. Auch ist die Masse derjenigen Bevölkerung, aus welcher sie ihre Talente beziehen könnten, zu gering. Am wenigsten Anlage, sagte man mir, hätten sie zum Lustspiel; weit besser gelänge ihnen das Tragische, und ich will dieß gern glauben, denn es scheint mir überhaupt in dem magyarischen Charakter weit mehr Tragisches und Elegisches als Heiteres und Komisches zu liegen.

Ich hatte das Schicksal, in ihrem Theater ein Lustspiel mit anzusehen. Es war eine Uebersetzung des Scribe'schen Stückes: „l'art de conspirer." Ich begreife nicht, wie es kam, daß dieses Stück, welches man in Paris gewiß in 2½ Stunde abgespielt hätte, auf diesem ungarischen Theater von 7 bis 11 Uhr dauerte. Da ich nichts davon verstand, so kam mir diese Zeit unendlich lang vor. Bei den Schauspielern schien mir besonders ein Mangel an Mimik bemerkbar. Von 24 Logen waren nur 8 besetzt und 16 völlig leer, aber das Parterre und die Galerie waren voll. Das gebildete und vornehme Publicum, selbst das eigentlich ungarische, geht immer lieber noch in's deutsche Theater. Die jungen Leute aber, die Studenten und Juraten, ziehen immer das ungarische vor.

Nach der redenden und der darstellenden ist nun neuerdings auch die bildende Kunst an die Reihe gekommen. Seit zwei Jahren hat sich nach dem Muster

unserer deutschen auch ein Pesther Kunstverein gebildet, dessen Ausstellung ich besichtigte. Die Gemälde waren meistens aus Wien, zum Theil auch aus München und anderen deutschen Orten. Ich fand nichts Ausgezeichnetes, nicht einmal etwas Ansprechendes darunter. — Uebrigens giebt es im Auslande mehre ausgezeichnete ungarische Malertalente, jedoch nicht aus magyarischem, sondern aus deutschem Geblüte. Es war aber, wie gesagt, auf dieser Ausstellung, die ich sah, nichts Besonderes von ihnen zu finden.

Eine junge Frau, deren Mann hier angestellt war, eine Deutsche aus Wien, erzählte mir mit einigem Lächeln, daß hier kürzlich ein Ungar aus dem Inneren des Landes angekommen sei, der diese Kunstgegenstände alle ohne Weiteres für ungarische Producte gehalten und es sehr übel genommen habe, daß sie ihm dabei bemerkt, dieses und jenes Gemälde sei auch aus Wien. Auch habe dieser Ungar den Katalog der Gemälde, der auf der einen Seite in deutscher, auf der anderen in ungarischer Sprache abgefaßt war, sehr getadelt. „Wozu wird noch Deutsch hier in Ungarn gedruckt?“ habe er in deutscher Sprache gesagt, „warum macht man den Deutschen dieß noch weiß? Wir sollen, wollen und müssen ja alle Ungarisch verstehen. Das Deutsche ist überflüssig.“ Dann habe er angefangen die deutschen Blätter des Katalogs herauszureißen und erst damit aufgehört, als er bemerkt, daß damit auch die ungarischen, die auf der Kehrseite gedruckt waren, verschwanden. — Meine Wienerin erzählte mir dieß ganz leise, leise,

in einer Fensterecke. Ich hatte gleich vom Anfange an bemerkt, daß mein deutsches Blut mit ihr sympathisirte. Sie blickte zuweilen, indem sie mit mir sprach, ängstlich nach der Thüre, und es kam mir vor, als wäre ich mit ihr in einer Verschwörung begriffen, und als herrsche und bedrohe uns draußen der Magharismus. — „Uebrigens," sagte sie, „sind die Ungarn ganz gute Leute, und wenn man sie nur a weng cajolirt, so kommt man schon mit ihnen durch. Nur alleweile darf man mit ihnen nicht über ihre Sprache scherzen, denn da ist's, als wenn in alle ein Geist gefahren wäre."

Schließlich protestire ich aber noch einmal dagegen, daß ich mich mit dem Gesagten über den Pesther Kunstverein, der jetzt schon nicht weniger als 2000 Mitglieder zählt, oder über die Anfänge der ungarischen Malerschule lustig machen wollte, und glaube, daß ich gewiß geneigt bin, die ersten Versuche irgend einer Nation in irgend einer Kunst mit Freuden in's Leben treten zu sehen. Ich sage nur: so habe ich es gesehen, dieß ist geschehen, diese oder jene Anregung oder Sensation habe ich dabei empfunden, und in summa ist meine Meinung, daß gewisse Ungarn noch nicht zu rasch über gewisse Erfolge triumphiren und vor Allem sich hüten sollten, in ihren Katalogen sämmtliche deutsche Blätter herauszureißen, weil ihnen dadurch gewiß auch manche gute ungarische Seite verloren gehen möchte. Dieß meinte auch meine Wienerin. „Nach 10 Jahren, hat mir ein Ungar g'sogt, muß hier in Pesth gar Niemand mehr sich niederlassen, der nicht ungarisch spricht. Na!

wie wollen's denn das machen? — Wollen's denn alle Kellner und alle Schneider und alle Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten vorher examiniren, ehe sie ihnen die Erlaubniß geben zum Niederlassen? Oder wollen's alle Industrie und Kunstfertigkeit im Lande ruiniren? Do werden's ja gor niks mehr haben. Wo werden's denn die Wiener Moden herkriegen, und was werden ihre Dammen dazu sagen? Denen kann doch der ungarische Szábo (Schneider) keine Zischmen und keine Attilas machen. A geng's aussi, 's wird mein Lebtage nichts daraus! Die ungarische Schproch ist a garstiges Geredt. Meklerekfed und rökkelekbol, ok mok tok und lauter solche talkete Ausdrucksweisen! I für meine Person mog's nun schon gor nit, und hab' auch noch nix davon gelernt, und ich kenne genug, die hier gezeugt, geboren, erzogen und geschult sind und auch noch kein Wort davon verstehen!"

In der That ist das Letztere so, wie ich auch selbst schon mehre Male zu bemerken Gelegenheit hatte, und das Uebergewicht der deutschen Sprache, als einer gebildeteren, ist noch immer so groß, daß selbst Magyaren und sogar patriotische Magyaren unter Umständen eine gewisse Scham anwandelt, nicht deutsch zu sprechen. Es ist so wie bei uns mit dem Französischen. Obgleich wir alle eifrig für's Deutsche streben, so giebt es doch immer genug Leute, selbst Patrioten, unter uns, die, wenn sie nur des Französischen mächtig sind, dieß unter Umständen zu produciren sich viele Mühe geben. Ich hatte dieß zu bemerken mehrfache Gelegenheit. Einmal

saß ich im Theater hinter drei Herren, die durchaus echte Magyaren waren; sie unterhielten sich ziemlich laut, und zwar in deutscher Sprache. Nur der Eine, dem das Deutsche wahrscheinlich unbequem war, täppelte immer mit dem Ungarischen dazwischen, die Anderen antworteten ihm dann zuweilen auch ungarisch, brachten aber doch die Conversation immer wieder in's deutsche Gleis zurück.

Aehnlicher Erfahrungen machte ich viele. Gewisse deutsche Redensarten mengen die Ungarn noch immer ein. „Auf Ehre!" führte ich schon oben an. Einen anderen Ungarn hörte ich reden, der, wenn die Wendung: „in moralischer Beziehung" oder: „in politischer Hinsicht" vorkam, dieß immer deutsch gab.

Auch die Stadtpolizei in Pesth muß sich im Allgemeinen noch der deutschen Sprache bedienen, um vom dortigen großen Publicum verstanden zu werden. So wohnte ich einem öffentlichen Acte, der Grundsteinlegung eines jüdischen Krankenhauses, bei, wobei eine Menge Volks zusammengelaufen war. Die Stadthusaren, welche für den Palatin, den Pesther Bürgermeister und andere Herrschaften den Weg bahnten, befahlen, obgleich sie echt ungarische Kleidung trugen, dem ganzen Publicum auf deutsch: „Zurück, zurück da!" Denn nur dieß hätte das Pesther Publicum, en masse genommen, verstanden, obgleich doch wieder der allgemeine Freudenruf, als der Palatin kam: „Eljen, Eljen!" war, was doch sonst bekanntlich auf Deutsch heißt: „Vivat!" — Ich glaube, hierin, nämlich sowohl darin,

daß die Pesther Deutschen statt des bei anderen Deutschen üblichen „Vivat" das oft gehörte ungarische „Eljen" angenommen haben, als auch darin, daß die Nicht-pesther Deutschen den Ausdruck dafür ebenfalls aus einer anderen Sprache nahmen, einen Beweis zu finden, daß wir Deutsche keine großen und geräuschvollen Vivatrufer sind.

Leichter als mit der Verbannung der bisherigen Gesellschaftssprache, der deutschen, die so tiefe Wurzeln in Ungarn geschlagen hat, wird es ihnen mit der bisherigen politischen und diplomatischen Sprache, der lateinischen, werden. Ich sage „wird," denn man muß hierbei immer im Futurum sprechen, weil die ganze Sache noch im Werden und noch keineswegs entschieden ist. Die Bannstrahlen, welche gegen das Lateinische ausgesendet werden, treffen, da diese Sprache, so zu sagen, wie jene in freischwebender Luft wachsenden Gewächse, bei keinem Theile des Volkes im geistigen Wesen der Leute steckt, und da Niemand römisch denkt, phantasirt und fühlt, keine fühlende Brust und kein warmes Herz. Sie wird leichter abfallen und ist es schon zum Theil. Gesetzmäßig ist sie aus den Wissenschaften, aus der Diplomatie, vom Landtage, aus der Gesetzgebung und aus den Schulen verbannt, obgleich auch hier noch viel fehlt, daß das schon in praxi so sei, namentlich was die Schulen betrifft. Bei meiner Anwesenheit im vorigen Sommer wurde selbst auf der Pesther Universität noch lateinisch vorgetragen. Einige Zweige der Wissenschaft werden, glaube ich, auch noch ferner dabei bleiben.

Für die meisten aber war der Anfang dieses Jahres als der Termin und Todestag des Lateinischen angesetzt, und bis dahin sollten sich alle Professoren und Lehrer für ihre magyarischen Vorträge gehörig vorbereitet haben. — Ich mag nicht daran denken, wie schwierig es sein mag, dieser Vorschrift nachzukommen, und will es hier nicht unternehmen, diese Schwierigkeiten zu detailliren, da sie zu sehr auf flacher Hand liegen.

Es giebt einen Zweig der öffentlichen Verwaltung, in welchem nicht das Lateinische, sondern das Deutsche seit langer Zeit eingeführt ist; dieß ist die Kriegsverwaltung, die Armee, d. h. die gewöhnliche stehende ungarische Armee, die Feld- und Gränzregimenter; denn was die außerordentliche ungarische Armee, die sogenannte Insurrection, betrifft, so ist es mit ihr wieder anders. Bei jenen Feld- und Gränzregimentern ist Alles auf deutschem Fuße eingerichtet, und auch die Sprache im Commando, in den militärischen Berichten, Schriften und Verordnungen ist ebenso deutsch, wie dieß durchweg in der ganzen österreichischen Monarchie stattfindet. Daher sieht man auch bei allen militärischen Instituten, bei allen Casernen, Festungen, Wachposten, an Barrieren, Thoren und Häusern nicht die königlich ungarischen Farben (Roth, Weiß und Grün), sondern die kaiserlich österreichischen (Schwarz und Gelb) erscheinen. (Nur auf der Flotte haben die Oesterreicher statt der kaiserlichen Farben die erzherzoglichen, Roth und Weiß, aufgesteckt.)

Freilich ist auch dieß den Ungarn natürlich gar

nicht recht, und sie wollen das Deutsche aus diesem Zweige der Verwaltung ebenso vertreiben wie das Lateinische aus den Auditorien und von den Kathedern. Allein so nachgiebig die österreichische Regierung auch in anderen Puncten gegen die Ungarn gewesen ist, so ist es doch aus tausend Gründen einleuchtend, daß hierin keine Nachgiebigkeit stattfinden kann. Oesterreich hindert nicht und achtet sogar alle nationellen und provinziellen Sonderungen in seinem Staate. Es hat auch nichts dagegen, daß in Ungarn magyarische, slavische, deutsche und lateinische Interessen sich reiben. Es denkt vielleicht hierbei: Divide et impera. Um aber dem impera den gehörigen Nachdruck zu geben, ist es gewiß nöthig, daß durch das Ganze sich eine deutsch organisirte, mehr oder weniger von deutschen oder doch deutsch gebildeten Officieren commandirte Militärverwaltung hindurch schlinge. Uebrigens, selbst wenn man hiervon absehen wollte, liegt es ja auch am Tage, daß eine österreichische Armee im Felde gegen den Feind wenig werth sein würde, wenn man alle 100 Nationen des Staates in ihrer Sprache commandiren wollte. Wie würde da in der Feldschlacht der ganzen Maschinerie die gehörige Energie und Raschheit mitgetheilt werden können!

Die Frage von der Einführung der ungarischen Sprache in der Armee wird übrigens doch auf dem nächsten Landtage wieder angeregt werden. Einstweilen steht noch das große schöne Gebäude in Pesth, welches die Ungarn für eine Militärschule gebaut haben, leer, weil sie verlangen, daß darin die jungen Officiere in

ungarischer Sprache unterrichtet werden sollen, die Regierung aber die deutsche will. Die Ungarn, die es auf ihre Kosten gebaut haben, haben es der Regierung bisher noch nicht übergeben wollen, und ich bin nicht wenig begierig darauf, was nun mit diesen leeren Zimmern werden wird.

Viele Ungarn haben mir die eigenthümlichen Vorzüge und die große Bildsamkeit ihrer Sprache gelobt. Ich kann natürlich nicht darüber urtheilen, weil ich nicht in diese Sprache eingeweiht wurde, aber ich will gern glauben, daß jene Lobredner wahr sprachen; denn es ist etwas Bewundernswürdiges, daß es fast keine Sprache giebt, die nicht ihre ganz eigenen Feinheiten, ihre unnachahmlichen besonderen Wendungen und ihre bei einer anderen nicht wieder anzutreffenden Vorzüge habe. Rühmen sich nicht selbst die Letten, die Esthen, die Finnen, Völker, die bisher noch gar keine sogenannte Gebildete unter ihren Nationalen zählen — (die wenigen Gebildeten, die aus ihnen hervorgehen, fallen anderen Nationen zu) — daß ihre Sprache solche zierliche Wendungen, solche treffende und kräftige Ausdrücke und besondere Biegungen habe, daß man sie in keiner anderen Sprache wiederzugeben vermöge. Jedes Volk scheint die Natur, die Menschen, die Verhältnisse der Dinge zu einander, die Zeiten, die Handlungen, die Seelenzustände nicht in ihrer ganzen unsäglichen Vielseitigkeit aufgenommen, sondern nur gewissermaßen einen kleineren oder größeren Theil alles Vorhandenen und alles Möglichen in sich aufgefaßt und in seiner Sprache

ausgeprägt zu haben; daher sind denn in jeder Sprache Lücken, die sich wieder in der anderen nicht finden, und auch Reichthümer, welche die andere nicht besitzt.

Ebenso hat auch jedes Volk bei dem, was nun wirklich alle auffaßten, einen anderen Weg eingeschlagen und nicht nur für dieselben Dinge andere Namen gebildet, sondern auch für die Weise, diese Namen zu beugen, zu verwandeln, zu componiren und mit einander in Beziehung zu setzen, ist das eine auf diese Weise, das andere auf jene, geschickter oder ungeschickter verfahren. Ich will hier nur Weniges von den mir citirten Vorzügen und Eigenheiten der ungarischen Sprache anführen, von dem ich vermuthen kann, daß es einen Denker und insbesondere meine deutschen Landsleute interessiren könnte.

Die ungarische Sprache bildet sehr leicht von jedem beliebigen Substantivum ein Verbum, indem sie sich den bezeichneten Gegenstand sogleich in Thätigkeit übergehend denkt oder etwas als mit ihm geschehend annimmt. Dieß giebt ihr zuweilen eine Kürze, welche andere Sprachen nicht nachahmen können. Man nehme irgend ein beliebiges Wort, z. B. „Laterne". Der Ungar macht sogleich davon das Verbum „laternen", z. B. „ich laternte ihm herunter," was wir, wenn wir es uns nur angewöhnen wollten, ebenso gut sagen könnten, welche freie Ableitung der Verba von Substantiven wir aber, ich weiß nicht warum, uns nicht gestatten. Unserem Gebrauche gemäß müßten wir sagen: „ich leuchtete ihm mit einer Laterne die Treppe herunter," weil wir wohl das Wort „leuchten" von Licht,

aber nicht das Wort „laternen" von Laterne gemacht haben. Der Ungar fragt nicht, ob dieses Wort gemacht ist oder nicht, sondern er macht es auf der Stelle, und es ist ihm dieß dem Geiste der Sprache gemäß gestattet. Ein anderes Beispiel wäre z. B. von „Pistole" das: „ich pistolte ihn nieder," was wir nur umschreibend geben: „ich schoß ihn mit der Pistole nieder," oder von „Cigarre": „ich cigarrte auf der Straße," d. h.: „ich rauchte eine Cigarre."

Daß die Fürwörter schon in der Endigung des Verbums selber stecken, sowie daß die Copula in der Regel ausgelassen wird, hat die ungarische Sprache mit vielen anderen gemein. Daß aber viele adverbialen Begriffe, die bei uns in besonderen Beiwörtern (als Adverbia) erscheinen, in die Bildung der Verbalform selber mit aufgenommen werden, ist wieder etwas das Ungarische vor vielen Sprachen Auszeichnende. Frequentativa, Iterativa z. B. werden daher nicht nur wie bei uns hier und da von einigen Verben gebildet, sondern sie können fast von jedem beliebigen Verbum gemacht werden; z. B. „irok" heißt „ich schreibe," davon bilden sie „irogatok," d. h. „ich schreibe öfters."

Noch mehr als im Lateinischen fallen die Hülfszeitwörter weg. Es werden fast alle gewöhnlichen derselben durch besondere Anhängungen an das einfache Verbum mit in das Wort aufgenommen, z. B. von demselben „irok," ich schreibe, wird so gebildet: „irátok," ich lasse schreiben, „irhátok," ich kann schreiben. Es werden sogar zwei Hülfszeitwörter durch Anhängungen

in dasselbe Wort aufgenommen, z. B. „iráthátok,“ ich kann schreiben lassen. Mit jedem solchen so gebildeten Verbum kann sofort wieder Alles vorgenommen werden, was man mit dem einfachen Verbum vornehmen durfte. So z. B. kann davon ein frequentativum gemacht werden, z. B. von „irhátok,“ ich kann schreiben, „irogothatok,“ ich kann öfters schreiben.

Etwas ganz Absonderliches aber in der ungarischen Sprache (nur im Englischen kommt hier und da etwas Aehnliches, aber nicht so allgemein und consequent Durchgeführtes vor) ist dieses, daß alle activen Zeitwörter zweierlei Form haben, eine „bestimmte“ und eine „unbestimmte“. Die bestimmte Form tritt da ein, wo die Handlung als auf einen Gegenstand gerichtet aufgeführt wird, die unbestimmte aber, wo sie überhaupt nur als unbestimmte auf nichts gerichtete Thätigkeit erscheint, z. B. „irok“ (unbestimmte Form) heißt: „ich schreibe,“ d. h. ich bin in der Handlung oder Thätigkeit des Schreibens begriffen, Englisch: „I am writing,“ — „irom“ (bestimmte Form) heißt: „ich schreibe dieß oder jenes,“ z. B. ich schreibe einen Brief, Englisch: I do write a letter, — „irhátok“ heißt: „ich kann schreiben,“ d. h. ich besitze die Kunst zu schreiben, oder es ist mir möglich, etwas Schriftliches aufzusetzen, „irhatom“ aber heißt: ich kann dieß und jenes schreiben, z. B. den Brief.

Diese interessante Eigenthümlichkeit der ungarischen Sprache ist wohl für Fremde eine der allergrößten Schwierigkeiten; denn nicht nur vergessen sie aus Nach-

lässigkeit jedes Mal, wo das Verbum bestimmt, wo es unbestimmt gebraucht ist, sondern da jedes Tempus jedes Verbums sowohl seine bestimmte als auch seine unbestimmte Form hat, und da die bestimmte Form wieder ganz anders conjugirt wird als die unbestimmte, so wird die Stärke des Gedächtnisses ebenso in Anspruch genommen als die Schärfe des Verstandes. Die Abwandlungsweise der regelmäßigen Zeitwörter ist z. B. diese:

Unbestimmte Form.	Bestimmte Form.
irok, ich schreibe.	irom, ich schreibe (dieß).
irsz, du schreibst.	irod, du schreibst (dieß).
ir, er schreibt.	irja, er schreibt (dieß).
irunk, wir schreiben.	irjuk, wir schreiben (dieß).
irtok, ihr schreibt.	irjatok, ihr schreibt (dieß).
irnak, sie schreiben.	irjak, sie schreiben (dieß).

Es ist sehr sonderbar, daß dieser große Unterschied der Handlungen dem Scharfsinn anderer, Sprachen bildenden Völker entgangen ist.

Die ungarische Sprache ist eine asiatische und zwar, wie es scheint, eine sehr nahe Verwandte der semmitischen Sprachen. Sie hat daher gar keine Präpositionen, sondern lauter Postpositionen, d. h. alle die Verhältnisse, in welche die Dinge (Substantive) in Bezug auf Ort und Zeit mit einander oder mit einer Handlung (einem Verbum) kommen können, drückt sie nicht durch gesondert vorgesetzte Wörtchen aus, sondern durch hinten nachgesetzte und zugleich mit dem Substantivum, dem sie gelten, verschmelzende Wörter. Wir haben im Deutschen

etwas Aehnliches, jedoch nur bei einigen Wendungen, z. B. bei dem Verhältnißworte „wärts". Dieß fügen wir ganz so, wie die Ungarn es mit allen Verhältnißwörtern machen, dem Substantiv hinten an und lassen es mit ihm zu einem Worte verschmelzen. Wir sagen „himmelwärts," wofür wir freilich auch sagen können „zum Himmel" oder „gen Himmel".

Wie wir es mit „wärts" in „himmelwärts" machen, so halten es die Ungarn nun in allen Zusammensetzungen mit „wärts;" sie sagen nicht blos „himmelwärts," sondern auch „erdwärts" (d. h. zur Erde), ferner „Wienwärts" (d. h. nach Wien), „Deutschlandwärts" (d. h. nach Deutschland). Und so machen sie es nun nicht blos mit „wärts," sondern auch mit allen anderen Verhältnißwörtern; so z. B. sagen sie nicht wie wir „in Pesth," sondern „Pesthin," auch sprechen sie nicht: „ich bin nach Pesth gefahren," sondern „ich bin Pesthnach gefahren." — „Von" (auf die Frage: woher?) heißt im Ungarischen: „bol;" „von Paris" heißt also: „Parisbol".

Ebenso, wie sie nur Postpositionen haben, haben sie auch nur „Postnomina," keine „Pronomina," die ebenfalls hinten angehängt werden und mit dem Nomen gleich wie die Casus-Endungen zusammenschmelzen.

„Kep," heißt z. B Bild,

„kepem," mein Bild, „keped," dein Bild,

„kepünk," unser Bild, „kepök," ihr Bild,

Dabei ist nun aber noch folgendes ganz Besondere und fast Wunderliche, daß, wenn sie den Pluralis

von einem solchen mit einer Pronominal-Endigung versehenen Worte bilden, keineswegs das Wort selbst in den Pluralis gesetzt, sondern nur die suffixe Endigung eine andere wird, während das Wort selbst im Singularis bleibt z. B.:

Sing. kep, Bild, — kep-em, mein Bild.

Plur. kepek, die Bilder — nun aber nicht etwa kepekem, wie man nach dem Deutschen: meine Bilder, meinen sollte, sondern képeim.

Ebenso Sing. kep-ök, ihr Bild, davon der Pluralis kép-eik, ihre Bilder.

Das Merkwürdigste aber ist die Anhängungsweise aller dieser verschiedenen Suffixen, dieser suffixen Adverbia, suffixen Fürwörter, suffixen Verhältnißwörter. Die Ungarn machen auch hierbei Unterschiede, die wieder kein Volk in Europa macht.

Des Wohllauts wegen wird nämlich eine und dieselbe Suffixe nicht auf gleiche Weise jedem vorhergehenden Worte angeschmolzen. Es kommt dabei auf die Beschaffenheit der letzten Sylbe an, welcher sie zunächst angehängt wird.

Auch andere Völker haben allerdings Aehnliches, die Lateiner setzen z. B. bei dem Participium latus (von fero) die Präposition „in“ nicht so damit zusammen, daß es hieße: in-latus, sondern des Wohllauts wegen verändern sie das n in l und schmelzen das „in“ so an, daß daraus illatus wird. So viel mir bekannt ist, geschieht aber in allen anderen Sprachen diese Anschmelzung mittels der Consonanten, was auch das

Allernatürlichste zu sein scheint. Bei den Ungarn ist dieß nicht der Fall; sie bekümmern sich nicht um die Consonanten und um die Härten, welche durch ihre unangenehme Häufung entstehen könnten, vielmehr scheint es ihnen nur auf die Beschaffenheit der Vocale in der letzten Sylbe anzukommen, und mit diesen setzen sie auch den Vocal der anzuhängenden Suffixe in Harmonie.

Sie haben zu dem Ende alle Vocale in zwei Classen getheilt, in harte und in weiche. A, o und u scheinen ihnen harte Vocale zu sein, und e, ö und ü weiche. Das i aber ist bei ihnen bald hart, bald weich. Diese Unterscheidung der Ungarn zwischen den harten und weichen Vocalen ist in ihrer Sprache so äußerst wichtig, daß sie als die Basis der Etymologie an die Spitze gestellt werden muß. Auf diese Weise hat nun jede ungarische Suffixe, jedes Pronomen, jede Präposition, ja jede Declinations- und Conjugations-Endigung zweierlei Formen, eine harte Form mit einem harten Vocal zum Anhängen an die harten Vocale (a, o und u) und eine weiche Form mit einem weichen Vocale zum Anhängen an die Sylben mit weichen Vocalen (e, ö und ü).

Wir wollen hier blos einige Beispiele von Präpositionen geben. „In" heißt im Ungarischen in der harten Form „ban," in der weichen „ben".

Es heißt demnach „in Wien" nicht „Betschban," sondern „Betschben," wegen des weichen e im Hauptworte.

„In Rom" dagegen heißt nicht „Romaben," sondern „Romaban" wegen des harten a in „Roma."

„In Zombor," heißt nicht „Zomborben," sondern „Zomborban" wegen des harten o in der letzten Sylbe.

So ist es in der Regel. Allein die Ungarn sind in dem, was ihrem Ohre wohlklingend erscheint, so äußerst eigen, daß sie des Wohlklanges wegen oft das ganze Wort umändern.

So z. B. verändern sie die Suffixe „ben" oder „ban" (in) bei einigen Städtenamen so, daß sie gar nicht wiederzuerkennen ist. Ja von den inländischen ungarischen Städtenamen kann man beinahe behaupten, daß durch jene Ausnahme von der Regel jede ihre eigenthümliche Präposition in bekommen hat.

Buda heißt Ofen. „In Ofen" sollte also eigentlich heißen „Budaban"; allein dem Gebrauche gemäß heißt es blos „Budan." Ebenso heißt es von Tapa (Stadt im Bakonyer Walde) nicht „Tapaban," sondern „Tapan," dagegen wieder von Baja (Stadt im südlichen Ungarn) nicht „Bajan," sondern wie gewöhnlich „Bajaban."

Bei Kaschau wird sogar das Hauptwort selber angegriffen. "In Kaschau" heißt nicht „Kaschauban" oder „Kaschaun," sondern „Kaschan" (mit Auslassung des u).

Pesth heißt ungarisch Pest (sprich: Pescht), „in Pesth" aber nicht „Pestben," sondern „Pesten."

Fünfkirchen heißt Pecs (sprich: Pätsch) „in Pecs" heißt nun nicht „Pecsben" (wie doch Betschben), sondern „Pecsött." Hier ist also das ganze Wort ben ein anderes geworden. Dasselbe ist bei Györ (Raab)

und Fejervar (Stuhlweißenburg) der Fall. „In Raab" heißt: „Györött" und in Stuhlweißenburg „Feiérvarött."

„In Körös" (sprich: Körösch) heißt „Körösön," was wiederum ganz isolirt dasteht.

Bei Szegedin (sprich: Ségedin) wird gar nun das i in e verwandelt, „Szegeden" heißt: in Szegedin.

Es passiren die capriciösesten und abnormsten Dinge, wie man sieht, in diesem ungarischen Sprach-Capitel, und der eine Fall giebt durchaus kein Recht, bei einem ähnlichen Falle auf Gleiches zu schließen; auch bei anderen Präpositionen findet dasselbe statt, jedoch keineswegs in dem Grade wie bei „in". — Wenn da einem Fremden, der die Sprache lernen will, nicht schwindeln soll, so muß er schon von energischem Charakter sein. Und doch behaupten die Ungarn, daß dieß Alles ganz leicht sei, und daß, wenn man sich einmal in den Geist der ungarischen Sprache eingeweiht habe, man Alles beinahe von selbst und wie durch eine gewisse Nothwendigkeit gezwungen recht mache. Die ungarische Sprache sei ein ganz natürliches Gewächs, das in allen seinen Regeln und Ausnahmen gar nicht anders sein könne, als es sei. Ich glaube, daß sie Recht haben. Die deutsche Sprache aber halten die Ungarn ihrer Seits für unendlich viel schwieriger.

Mir sagte einmal ein Ungar: „Das Erlernen der ungarischen Sprache ist eine gute Vorbereitung für das Deutsche, denn sie b r i c h t die Zunge". Mir scheint dieß Wort b r e c h e n für die ungarische Sprache, die so oft harte Consonanten häuft, sehr bezeichnend. — Eine

deutsche Dame, die man fragte, wie ihr die ungarische Sprache vorkäme, sagte, sie käme ihr sehr militärisch vor. — Meine Wienerin auf dem Kunstverein citirte ich schon oben als eine, die mir die eigenthümlichen harten und neben einander stehenden Sylben der ungarischen Worte und ihre harten, unmelodischen Laute sehr gut nachahmte.

Ich habe es mir einigermaßen deutlich zu machen gesucht, woher wohl die ungarische Sprache dieß Militärische, dieß Gebrochene, dieß Unmelodische haben möchte, und glaube, es unter Anderem hauptsächlich darin gefunden zu haben, daß die Ungarn immer die Vocale aller Suffixen so viel als möglich mit dem Vocale in der vorhergehenden Sylbe gleich machen, und daß sie dagegen nicht die Consonanten mit einander verschmelzen, sondern hart neben einander stehen lassen, — dann aber auch darin, daß es viele Suffixen (Anhängesylben), giebt, die alle mit dem harten „k" endigen.

Ich erkläre mich über das Letzte zuerst. Alle Pluralia endigen sich im Ungarischen auf k, z. B. „erdo," (Sing.) der Wald — „erdök," die Wälder. „Magyar," der Ungar — „Magyarok," die Ungarn.
Ebenso endigen sich alle Dative auf k, z. B. „erdönek," dem Walde, und davon also der Pluralis „erdöknek," den Wäldern.

Gleicherweise endigen sich die vielgebrauchten Pronomina: „unser," „euer" und „ihr" auf k:

unk oder ünk, unser,

tok, tek, tök, euer,
ok, jok, ök, jök, ihr.

Gleichfalls endigen sich auf k alle Suffixen für die erste Person des Singularis der unbestimmten Verba und für alle Personen des Pluralis der bestimmten Verba. Diese Suffixen heißen: ok, unk, tok, nak, juk, játok, ják.

Schon hierdurch allein kommt eine unzählige Menge harter, abgerissener Endigungen und scharfer Uebergänge von einem Worte zum anderen in die ungarische Sprache. Ich könnte ganze ungarische Sätze bilden, in welchen nicht nur jedes Wort, sondern sogar die meisten Sylben mit einem harten k endigen. Ich will aber nur eine kurze Redensart nehmen, z. B. ez, heißt: dieser, davon der Pluralis im Nominativ ezek, diese, und im Dativ ezeknek, diesen; ember, heißt: der Mensch, davon der Pluralis im Nominativ emberek, und im Dativ embereknek. „Diesen Menschen" heißt demnach: „ezeknek embereknek," worin unter 7 Sylben sich 4 auf ein k endigen.

Was das Zweite betrifft, die Assimilation der Vocale, so ist es außer Zweifel, daß ein Wort um so wohltönender sei, je verschiedenere Vocale es enthält. Man nehme z. B. die griechischen Worte: Kalliope oder Mnemosyne oder Chrysopras oder Philosophia oder Olympia, oder welches man sonst will. Wie schön und melodisch spielen alle diese Worte die ganze Ton=

leiter der Vocale durch, vom a zum o, vom o zum u, vom u zum y, zum i und e übergehend. Welcher angenehme Wechsel für das Ohr und welche bequeme Abwechselung für die Zunge. Wenn die Griechen nun jedes Mal bei dem Vocale der ersten Sylbe jedes Wortes stehen geblieben wären und die Vocale aller anderen noch anzuhängenden Sylben ihm gleich gemacht hätten, so daß

statt Kalliope — Kallaapa,
„ Mnemosyne — Mnemesene,
„ Chrysopras — Chrysyprys,
„ Philosophia — Philisiphii,
„ Olympia — Olompoo

daraus geworden wäre, wie hart, wie einförmig, wie unschön würde dieß sein. Nun was die Griechen nicht gethan haben, daß haben die Ungarn wirklich gethan. Sie halten sich an den Vocal der Stammsylbe eines Wortes und bilden ihm die Vocale aller anderen Sylben gleich oder doch ähnlich, so daß, so zu sagen, ein Vocal, wenn er erst einmal in einem ungarischen Worte steckt, nie wieder daraus zu vertreiben ist. Es giebt Worte im Ungarischen, die 5—6 Sylben haben, und in denen nur ein Vocal tönt, z. B.:

ezeknek embereknek (diesen Menschen),
Debretzenben (in Debretzin),
Faglalat (die Kritik),
Tagadatatlan (unleugbar),
Szökölködöm (ich leide Mangel),

Püspökök (die Bischöfe),
Szüksegeskeppen (nothwendig).

örök ist ein Wurzelwort, welches „fortdauernd“ oder „bleibend“ bedeutet. Davon kommt das Verbum „**öröködni**“ „fortdauernd bleiben,“ — hiervon wieder „**örökös**“ (Substantiv), der, bei dem Etwas fortdauernd bleibt, d. h. „der Erbe,“ — davon endlich das Verbum erste Person Präs. „**örököschödök,**“ d. h. „ich werde ein Erbe,“ d. h. „ich erbe“.

Ebenso Stamm: **var**,
davon: **varok**, ich warte,
varnek, ich würde warten,
varna, er würde warten,
varnanak, sie würde warten, und
varandanak, sie werden warten.

Ferner: **folt**, der Flicken,
foltosni, (Verbum) flicken,
foltozott, (Adject.) geflickt.

Dieß sei genug der Beispiele dieser Art; wir könnten sie noch mit tausend anderen vermehren, doch wird schon hieraus genugsam hervorgehen, was wir oben beweisen wollten, daß die ungarische Sprache nicht sowie die griechischen und romanischen zu den wohltönenden, melodischen und musikalischen gerechnet werden könne und zu gleicher Zeit auch, warum sie dieß nicht könne. Die Ungarn werden dieß freilich auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen, weil sie dagegen hundert Beispiele anführen, wie Vieles

doch bei ihnen für den Wohllaut geschehe, und dabei vergessen, daß das nur von demjenigen gilt, was — sie für Wohllaut halten, was man aber nicht im Allgemeinen dafür gelten lassen kann.

Schließlich wollen wir noch einige kleine vermischte Bemerkungen über die ungarische Sprache hinzufügen, von denen wir glauben, daß sie einen Deutschen oder doch einen Leser dieses Buches interessiren könnten.

Sehr reich ist die ungarische Sprache in der Beziehung der verschiedenen Verwandtschaftsgrade. Wir wollen hier nicht alle die unzähligen, für die Vettern und Vettersvettern erfundenen Namen aufzählen; denn Aehnliches kommt auch in anderen Sprachen, z. B. in der finnischen, lettischen und russischen, vor. Aber eine ganz besondere kleine Eigenheit in dieser Hinsicht ist es wieder, daß die Ungarn einen eigenen Namen für den Bruder und die Schwester haben, die älter sind als die redende Person, und einen eigenen wieder für den Bruder und die Schwester, die jünger sind, und dann wieder einen eigenen Namen für die Brüder und Schwestern im Allgemeinen, und wiederum einen besonderen für die Geschwister ohne Unterscheidung des Alters und Geschlechts.

Testver heißt: das Geschwister.

Testverek (der leibliche Bruder).		Nötestverek (die leibliche Schwester).	
Bátyam (mein älterer Bruder).	**Ötsem** (mein jüngerer Bruder).	**Néném** (meine ältere Schwester).	**Húgom** (meine jüngere Schwester).

Es offenbart sich hierin, scheint es mir, eine große Feinheit der Beobachtungsgabe der Ungarn; denn ohne Zweifel stehe ich zu meinem älteren Bruder, zu dem ich als Muster aufblicke, in einem ganz anderen geistigen und verwandtschaftlichen Verhältnisse als zu meinem jüngeren Bruder, den ich beherrsche und der in Entwickelung und auch oft in Berechtigung unter mir steht.

Ich habe später erfahren, daß auch in Deutschland hier und da etwas Aehnliches besteht oder doch früher bestand, so z. B. in der freien alten Reichsstadt Bremen, wo man im vorigen Jahrhunderte die ältere Schwester „ma soeur“ (oder nach dortiger Aussprache „ma sehr“) und „Sie“ anredete, z. B.: „Ma sehr, wollen Sie sich nicht pudern lassen?“ während die jüngere Schwester „Jungfer Schwester“ und „sie“ titulirt wurde, z. B. „Jungfer Schwester, hat sie sich schon gewaschen?“ — Jetzt ist dieß in Bremen verschwunden, wie denn solche haarscharfe Verwandtschaftsunterschiede mit steigender geistiger Cultur immer mehr verschwinden; denn je cultivirter wir werden, je mehr der Geist sich erhebt und geltend macht, desto mehr werden die Fesseln und Unterschiede vergessen, welche die Natur unter uns machte, und welche nur da, wo rohe und patriarchalische Sitten herrschen, mit eifersüchtiger und pedantischer Genauigkeit beachtet werden.

Ebenso ist es mit den vielen Ausdrücken für die Verschiedenheit, die durch Geburt, Geld und politische Macht begründet wurden. Auch für sie haben die Ungarn sowohl in ihrer eigenen Sprache als auch in

ihrem eigenthümlichen Lateinisch unzählige mehr oder minder pomphafte Ausdrücke ausgeprägt, noch mehr als wir Deutschen. Sie unterscheiden sehr genau zwischen dem bloßen Herrn „ur“ (Anrede „uram,“ mein Herr) und „tekintetes ur“ (gnädiger Herr!) Ebenso unterscheiden sie die vielen Arten von „Gnaden“: „Nagysagod“ oder auch „kegyes“ (das gewöhnliche Ew. Gnaden), dann die bischöflichen Gnaden, freiherrlichen und gräflichen Gnaden (Meltóságod).

Eine gewöhnliche Frau wird angeredet: Asszony, eine Madame: Asszonysag, eine gnädige Frau: Tekintetes asszony, eine hochansehnliche Frau: Nagysagos asszony, eine bejahrte würdige Frau: Nagyasszony.

Auch haben die Ungarn nicht wie wir Deutschen die Titel der höchsten und vornehmsten Personen aus einer fremden Sprache entnommen, sondern sie haben dafür eigene ungarische Worte erfunden, z. B.:

Majestät: Felséged,
Hoheit: Magassagod,
Excellenz: Kegyelmes, etc.

Nur die Grafen und Barone haben sie aus dem Deutschen:

Baron: Báró,
Graf: Gróf.

Die unzähligen ungarisch-lateinischen Kunstausdrücke für die hundert Abstufungen der Gelehrsamkeit, des Ansehns und der Geburt, mit denen die Ungarn ihre hohen, höchsten, allerhöchsten und noch höheren Herren anreden,

alle zu sammeln, ist mir nicht gelungen. Wir haben auch noch überall Titel genug, aber ich glaube doch, daß bei den Ungarn der bloße „Ur," sowie bei den Polen der titellose „Pan" und bei den Russen der kahle, pure, simple „Gospodin" immer noch um ein Bedeutendes niedriger steht als der einfache „Herr" in Deutschland, oder der schlichte „Mister" in England, oder der titellose „Monsieur" in Frankreich.

Auch an Liebes- und Schmeichelworten fehlt es der ungarischen Sprache nicht; doch ist es merkwürdig, daß ein Theil derselben von der slavischen Sprache, die in dieser Hinsicht viel reicher ist, entlehnt wurde. So ist z. B. das ganz gewöhnliche und allgemeinste ungarische Schmeichelwort: „Batscha" (Brüderchen, Väterchen), womit schmeichelnd Jeder, Alt und Jung angeredet wird, ohne Zweifel slavisch. „Batiuschka" (Väterchen) ist in ganz Rußland das allgemeine Schmeichelwort. Die Ungarn gebrauchen das Wort „Batscha" auch in Zusammensetzungen, z. B. „Schandi-Batscha" (d. h. Alexander-Väterchen), und sagen: „Komm her, mein Alexander-Väterchen."

Eben der Fall ist es mit dem Schmeichelwort „Galamb" (mein Täubchen). Auch im Böhmischen (Golub), im Polnischen (Golomb), im Russischen (Golubtschik), ist die Taube dasjenige Wesen, mit welchem geliebte Menschen am allergewöhnlichsten verglichen werden.

Ein hübsches ächt ungarisches Schmeichelwort ist aber dieß: „Gyöngyviragom" (sprich: jönjiwirahgom), d. h. eigentlich buchstäblich „mein Perlenkind." Die

hübsche Blume, die wir Maiblümchen nennen, heißt nämlich im Ungarischen: „das Perlenkind", und so wird denn auch jedes geliebte Wesen damit benannt.

Merkwürdig sind die Veränderungen, welche die Ungarn mit den Vornamen der Personen vorgenommen haben. Sie haben dieselben zum Theil von den Slaven, wenig nur von den Griechen, meistens aber von den Deutschen, oder doch durch die Vermittelung derselben empfangen. Solche Veränderungen sind:

Ladislaw ... ungarisch: Laszlo (sprich: Laslo).
Helene..... " Illona.
Alexander .. " Sandor (sprich: Schaandohr).
Andreas .... " Andrjs (sprich: Andrisch).
Adele...... " Etelka,
Wilhelmine . " Wilma.
Emilie..... " Emelka.
Therese .... " Trecsy (sprich: Tretschi).
Prisca ..... " Piri.
Barbara .... " Borcsa (sprich: Bortscha).
(außerordentlich häßlich!)
Sara....... " Sarolta (sprich: Scharolta).
Johann..... " Janos (sprich: Sanosch).
Emmerich .. " Imre.
Stephan .... " Istvan (sprich: Ischtwan).
Joseph ..... " Gózsy.
Marie ...... " Marischka.
Anna ...... " Panny.
Elisabeth ... " Erzsebet.
Michael .... " Mischko.

Georg...... ungarisch: Jörgy (sprich: Jörtj).
Julius...... „ Gyula (sprich: Jula).
Ludwig.... „ Lajos (sprich: Lajosch).

Von den meisten dieser Vornamen bilden sie dann auch wieder schmeichelhafte Diminutive, z. B. von

Laszlo.... Lazzi.
Sandor... Sandy.
Sarolta... Sary.
Illona.... Ilka.
Istwan... Istok auch Pista (sprich: Pischta).
Andrjs.... Endre oder auch Bandy.
Janos..... Jancsy oder Jannj.
Erzsebet.. Oerzsy (sprich: Oertschi).

Merkwürdig ist es wiederum dabei, daß die Ungarn auch hier nachsetzen, was wir vorsetzen. Es sind dieß Alles keine Vornamen, sondern Nachnamen. So sagen die Ungarn nicht Graf Michael Esterhazy, sondern: Grof Esterhazy Mischko.

Sind in solchem Falle Suffixen und Postpositionen nöthig, so bekommt sie allemal der Taufname, während der Familienname unverändert bleibt, wie z. B. in der oben von uns citirten Redensart:

„Fellelet Grof Szechenyi Istvannak Koschutt Lajosto“ d. h. wörtlich

„Antwort Graf Szechenyi Stephan an, Koschutt Ludwig von.“

Viele der so berühmt gewordenen ungarischen Familiennamen, ja ich glaube, die meisten sind mittels des Wörtchens „fy“, welches ungefähr so viel

als: „Sohn" bedeutet (ob es wohl das slavische „witsch“ ist?) oder mittels der Suffixe „y,“ die so viel als „von" bedeutet, aus solchen Taufnamen gebildet.

So z. B. „Palfy“ von Pal (Paul) und fy, d. h. also Paul's Sohn.

„Banfy“ von Ban und fy, d. h. Sohn des Ban.

„Illeshazy“ (sprich: Illeschhaſi) von Illes, d. h. Elias, haz d. h. Haus, y, d. h. von. Illeshazy heißt also: „aus dem Hause Elias".

„Esterhazy“ (sprich: Esterhasy) von Ester-has-y, d. h. „aus dem Hause Ester".

Es giebt übrigens jetzt in Ungarn auch viele minder berühmte „sy's“ und „fy's,“ als die obengenannten; ich meine solche, die erst in neuerer Zeit sich ihre Namen erfanden. Es ist nämlich jetzt, wo der Magyarismus so sehr in Ungarn herrscht, bei vielen Deutschen, ich glaube indeß, doch nur bei der Minderzahl, Mode geworden, die alten, guten, deutschen Familiennamen abzulegen und dafür magyarische anzunehmen, welche gewöhnlich Uebersetzungen der deutschen sind. Manche mögen einen guten Grund dazu haben, z. B. wenn ihr deutscher Name etwa eine üble Bedeutung hatte, oder wenn ihre Familie schon lange zwischen Ungarn wohnte und der deutsche Name ihren ungarischen Freunden vielleicht unbequem sein sollte; manche aber thun es aus Begeisterung für den Magyarismus, weil sie nichts Deutsches mehr an sich dulden wollen, — manche aus Interesse, um sich dadurch bei den Ungarn höher zu stellen und nicht mehr den Vorwurf, „daß sie

Schwaben seien," zuzuziehen, — manche auch wohl blos, um die Mode mitzumachen. Solche Umtaufungen deutscher Familienamen in ungarische, sind z. B.

Eichholz in Tolgyessy (sprich: Töltjeschi).
Spiegel „ Tükrössy.
Wurm „ Almay.
Ochs „ Ökrössy.
Vogelmann „ Madárfy.

Uebrigens haben von jeher solche Umtaufungen aus dem Slavischen sowohl als aus dem Deutschen in's Ungarische stattgefunden; nur sind sie jetzt eben wieder aus den beregten Umständen mehr im Schwange als je. Der magyarische*) Adel, der immer den Mittelpunct der ganzen Reichsmacht ausmachte, nahm mittels solcher Namensveränderungen viele nicht magyarische Familien in seine Gemeinschaft auf, und es fließt daher jedenfalls sehr viel slavisches und deutsches Blut in den Adern der ungarischen Magnaten.

*) Wenn ich mich im Vorhergehenden zuweilen des Ausdrucks Magyaren bediente, so bemerke ich dabei, daß dieß nur geschehen ist, um die magyarischen Ungarn von den deutschen und slavischen zu unterscheiden. Ich weiß sonst wohl, daß die Ungarn den Ausdruck Magyaren nicht gern von uns Deutschen hören, obwoh sie sich selbst so nennen. Wir mögen es auch nicht, daß die Franzosen bei uns von Teutonique sprechen, und wenn wir einen Franzosen Gallier hießen, so würde er es auch nicht für einen Ehrentitel halten.

Ofen.

Ich ging an einem warmen Morgen in eins der schönen, kalten Donaubäder, um mich zu einer Fußreise durch Ofen zu stärken; denn man hatte mir gesagt, ich würde viel mit den Füßen zu arbeiten und dabei von Sonnenhitze und Staub sehr zu leiden haben. Und in der That, ich fand später, daß ich ebenso gern den Montblanc besteigen würde, als die entsetzlich lange Stadt Ofen im heißen Mittagssonnenschein von einem Ende zum anderen noch einmal durchlaufen; deßwegen also ging ich, wie gesagt, in eines der schönen Flußbäder. Pesth besitzt jetzt deren einige, Dank sei es der in der ganzen österreichischen Monarchie mehr als irgendwo erwachten und allgemeiner als bei uns verbreiteten Leidenschaft für das kalte Wasser. Ich weiß nicht, ob die Wurzel dieser heilsamen Leidenschaft in Gräfenberg zu suchen ist, wo sich die vornehmen und kranken Oesterreicher diese Leidenschaft antrinken, anbaden und andouchen; aber so viel ist gewiß, daß sie existirt, und wenn eine Sucht gute

Früchte und heilsame Folgen hat, so ist es diese warme Leidenschaft für das kalte Wasser.

Nicht nur in Wien, in Prag, in Linz und in anderen längst cultivirten deutschen Städten der Monarchie findet man jetzt Anstalten, um kalte Wasserbäder aller möglichen Art zu nehmen, sondern auch über ganz Ungarn haben sich nun solche Bäder verbreitet, und es giebt hier sogar in unbedeutenden Städten, in denen man solche Fortschritte nicht erwarten sollte, heilsame Vorrichtungen dieser Art, so daß man nicht nur Elb-, Moldau- und Donaubäder, sondern auch Sau-, Drau-, Mur-, Theiß-, Maros-, Körös-, Balaton- und Neusiedler Kaltwasserbäder kennt. Ueber die Rücken aller Nationen der österreichischen Monarchie spült jetzt so fleißig das Naß der Flußgötter, daß es aussieht, als finge man nun erst an, das Göthe'sche Lied vom Fischer recht zu verstehen: „Kehrt welleathmend ihr Gesicht nicht doppelt schöner her?"

In alle öffentliche Institute des österreichischen Staats, in die Irrenhäuser, in die Spitäler, in die öffentlichen Schulen (zum Theil) hat man jetzt kleine Nebenarme der vorüberfließenden Ströme oder Bäche geleitet, um in reichen Regen- und Wasserfällen den Segen der Gesundheit über die Leidenden, die Jugend und das Alter zu verbreiten, und vor allen Dingen hat man auch in die Armee das Wasser eingeführt. Wo jetzt österreichische Truppen irgend ein bedeutendes Standquartier haben, da findet man auch eine sehr gut eingerichtete und nachahmungswerthe Schwimmschule.

Die zahlreichen Donaubäder bei Wien für's Militär und Civil, für Damen und Herren, für Kinder und Erwachsene, für Aermere und Reiche sind natürlich die großartigsten und elegantesten der Monarchie. Sie sind dabei so äußerst zweckmäßig eingerichtet, daß ich es bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für die menschliche Gesundheit für etwas sehr Nützliches halten würde, wenn man einmal eine recht detaillirte Beschreibung von ihnen in die Welt schicken wollte; denn es giebt keine Stadt in Deutschland, die diesen Zweig der Lebenserfrischung auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat.

Die Pesther Donaubäder sind natürlich kleiner und minder zahlreich als die Wiener, aber sie geben ihnen an Zweckmäßigkeit nichts nach. Es giebt große Gemeinbäder darin für die Schwimmer, Separatbäder verschiedener Classen und von verschiedenen Graden der Eleganz. Für Regenbäder und Douchen ist gesorgt, und die Zu- und Ausgänge auf den Flößen, welche das Ganze tragen, sind mit Blumen reichlich verziert, sowie denn auch hier wieder oben in der freien Luft über dem Allen die ungarischen Nationalfarben flattern.

In eins dieser Bäder also, wie gesagt, ging ich, um mich für die Ofener Reise vorzubereiten. Sowie man in den vulkanischen, heißen Bädern auf der Ofener Seite in der Regel mehr Türken, Walachen und Serbier findet, so hat man hier auf der Pesther Seite in den Flußbädern mehr das deutsche oder westeuropäische Element repräsentirt. Man könnte jene die Vulkanisten, diese die Neptunisten nennen. Zu den Neptunisten ge-

hören außer den Deutschen auch die vornehmen und gebildeten Ungarn.

Ich traf dießmal unter den Neptunisten auch ein paar kleine Knaben von 12 und 13 Jahren, die mir durch ihr kluges Benehmen so auffielen, daß ich mich mit ihnen in ein Gespräch einließ. Es waren die Söhne eines gebildeten deutschen Herrn aus Pesth. Ich fand, daß der ältere ebenso geläufig lateinisch, slowakisch und ungarisch als deutsch redete. Das Lateinische, sagte er mir, habe er mit seinem siebenten Jahre angefangen, und hier habe sich außer mir noch Niemand darüber gewundert, daß er es nun in seinem dreizehnten Jahre so fertig spräche. Ich muß gestehen, daß ich es nicht mit ihm aufnehmen konnte. Das Slowakische habe er im Slowakenlande selbst gelernt, wohin ihn sein Vater im zehnten Jahre auf die Schule gegeben habe. Jetzt sei er nun von dort nach Pesth zurückgekehrt, um sich wieder im Ungarischen etwas festzusetzen, das er bei den Slowaken ein wenig vernachlässigt habe. Das Lateinische, sagte er mir, sei als wissenschaftliche und gelehrte Sprache durchaus nöthig, das Ungarische müsse ein Jeder können, der sich nicht allerlei Unannehmlichkeiten aussetzen wolle, das Slowakische aber könne ihm als slavischer Dialekt für die Slowaken sowohl, als auch für die Rusnaken, die Kroaten, Slavonier, Serben und überhaupt alle Slaven in Ungarn dienen, mit denen man ja stets bei jedem Geschäfte hier zu thun habe. Das Deutsche aber sei seine Muttersprache und ihm das Liebste vor Allem.

Das Versenden der Kinder aus einem Theile der Monarchie in den anderen, um sich der verschiedenen Sprachen des Landes zu bemeistern, ist in ganz Oesterreich gebräuchlich, — so in Böhmen, wo in den kleinen Provinzialstädten mancher Vater bei Zeiten darauf bedacht ist, seinen Sohn nach Prag zu schicken, damit er sich des Deutschen bemeistere, — so in Tirol, Kärnthen und Krain, wo die deutschen Knaben nach den italienischen Confinien gesandt werden, um italienisch zu lernen, und wo umgekehrt die italienische Jugend in die deutschen Gauen und Städte wandert, um sich das Deutsche anzueignen. Sehr häufig machen zwei unter einander befreundete Aelternpaare einen Contract, durch den sie für eine Zeit lang ihre Kinder gegen einander austauschen. Ein ähnlicher, aber noch viel bunterer Kinderaustausch findet in Ungarn statt. Deutsche aus Pesth schicken ihre Kinder auf die slowakischen Schulen, Slowaken umgekehrt die ihrigen zu ihren Pesther Freunden, Magyaren gehen zu den Slaven, Walachen zu den Magyaren, und viele von ihnen machen schon in ihrer Kindheit der Art die Runde im Lande — theils absichtlich, theils vom Schicksale hinausgeführt — daß sie, so zu sagen, mit vier bis fünf Sprachen aufwachsen, die ihnen dann alle so geläufig sind wie die Sprache ihrer Ammen. Ich bemerkte schon oben einmal, daß nicht nur unter den gebildeten Ständen, sondern hier und da auch selbst unter den Bauern ein solcher Kinderaustausch zum Zwecke der Sprachenerlernung statt-

findet. Man sieht in den ungarischen Tageblättern die Aeltern fortwährend dazu auffordern.

Also mit kühlem welleathmenden Gesichte wanderten wir nach Ofen hinüber. Es begegneten uns unterwegs viele erhitzte, Schwefeldampf athmende Gesichter. Es waren Vulkanisten aus den Türkenbädern. Die Pesther Neptunisten sind große Gegner der Ofener Vulkanisten. Jene haben ihre Häuser auf lauter neptunischen Grund und Boden gebaut (auf Flugsand und andere, das Gepräge des Meeresgrundes tragende Formationen), diese auf lauter vulkanischen, besonders auf Kalkfelsen. Man erkennt daher die Ofener auch gleich, wenn sie nach Pesth herüber kommen, an dem weißen, feinen Kalkstaube, den sie auf ihren Stiefeln mitbringen (ich hatte immer ganz weiße Stiefeln, wenn ich vom Ofener Schloßberge herunterkam). Die Pesther wiederum muß man in Ofen an dem Steppenstaube erkennen, den sie wenigstens in einigen Theilen ihrer Stadt athmen. Sowie ihre Häuser, so haben sie auch ihr ganzes städtisches Wesen, ihren bürgerlichen Gewerbestand, auf neptunische und vulkanische Basis gegründet. Auf dieser fußen die Ofener, deren vornehmsten Besitz Weinberge und Rebenfelsen bilden, und deren erstes Gewerbe Weinbau ist (hinter ihrer Stadt breiten sich ein paar Quadratmeilen ununterbrochene Weingärten aus, wo Rebe an Rebe steht). Auf jener aber bauen die Pesther ihre Lebensexistenz, bei denen Handel Nr. I. und Nr. II. ist.

„Nicht blos an ihrem Kalkstaube auf den Stiefeln, auch an anderen Dingen noch erkennt man die Ofener

Hauer sogleich, wenn sie nach Pesth herüber kommen," so versicherte mir wenigstens ein Pesther, „es ist ganz etwas Eigenes in ihrem Wesen, und obgleich er mir dieß Eigene nicht recht beschreiben konnte, so bin ich doch geneigt, daran zu glauben, denn man sieht, merkt, fühlt und weiß viele Dinge mit Gewißheit, die man doch nicht zu beschreiben vermag.

Wenn man aufmerkt, so wird man bei allen Städten, selbst bei denen, die eine einzige vereinigte Gemeinde bilden, immer eine gewisse Eifersüchtelei zwischen ihren verschiedenen Theilen finden. Die Vorstädte rivalisiren mit dem eigentlichen Kerne der Stadt, die Neustadt mit der Altstadt, was auch ganz natürlich ist, da gewöhnlich auch schon die Berechtigungen verschieden sind. Bei Ofen und Pesth, die einstweilen noch zwei ganz gesonderte Communen bilden, ist dieß nun noch natürlicher. Die Ofener sind große Rivalen und Antagonisten der Pesther, und obgleich sie von den Pesthern außer dem Weine beinahe alles Nöthige empfangen und sogar, wenn sie einmal eine gute, tüchtige Stecknadel kaufen wollen, über die Brücke nach Pesth hinüberlaufen müssen (selbst jene kleine Krämerin oder „Gräßlerin," die ich in der Raizenstadt sprach, versicherte mir, daß sie alle ihre kleinen Waaren, Bindfaden, Stricke, Speck, Getränke, in Pesth kaufe, weil man diese Handelsartikel dort billiger als in Ofen und immer aus erster Hand erhalte), so liegen sie doch immer mit ihnen im Streite.

Die Ofener wohnen diesseits der Donau in Pannonien, welches von jeher der am meisten dem deutschen

Einflusse ausgesetzte Theil von Ungarn war. Die Pesther dagegen wohnen jenseits der Donau, in den Steppen von Dacien, und obgleich auch hier die Mehrzahl der Bürger deutsch ist, — in Ofen ist beinahe Alles deutsch — so haben sie sich doch alle mehr als die Ofener in die neue ungarische Bewegung und in den magyarischen Patriotismus hineingestürzt. In Ofen sind daher auch noch alle Aufschriften an den Häusern deutsch, und nur wenige haben eine ungarische Uebersetzung dabei, während in Pesth immer die ungarische voransteht und die deutsche hinterher.

Nicht nur an dem allgemeinen patriotischen Aufschwunge nehmen die Ofener weniger Theil als die Pesther, sondern auch an der Entwickelung des städtischen Reichthums, der Gewerbe, an den städtischen Neubauten u. s. w. haben die Ofener geringeren Antheil. Pesth hat sich auf dem linken Donauufer mit der Energie einer amerikanischen Stadt emporgeschwungen und arbeitet mit Dampf und Wasserkraft. Ofen, mit uralten, seit Triptolem's und Pomona's Zeiten her geheiligten Künsten beschäftigt, liegt wie eine stille Landstadt daneben und feiert die Mysterien der Ceres und des Bacchus.

Ich glaube, wenn man aufmerksam sein wollte, so würde man in allen Stücken eine Meinungsverschiedenheit der Pesther und Ofener wahrnehmen können. In Bezug auf städtische Geschichte existirt sie gewiß. Ofen, indem es seine Vaterstadt Alt-Ofen sich einverleibt, behauptet die Mutter von Pesth zu sein. Pesth aber umgekehrt beweist genau in alten Urkunden, daß Ofen

vielmehr seine Tochter sei. Da die Entstehung beider Städte so dunkel ist, so wird der Streit wohl nie ausgemacht werden können; doch ist es wohl wahrscheinlicher, daß auf den fruchtbaren und Schutz gegen feindlichen Anfall gewährenden Ofener Bergen Menschen und auch Stadtbürger sich früher ansiedelten als in dem Flugsande der allen Winden und feindlichen Anfällen ausgesetzten Pesther Wüste.

Die Pesther sind die stärkere Partei, und sie werden gewiß, noch besonders jetzt, wo sie mit ihrer Brücke heranrücken, die Ofener einmal verschlingen. Die Ofener, als die schwächere Partei, sind natürlich gegen die Verschmelzung beider Städte zu einem „Buda-Pesth," denn jetzt verfügen sie selbst über ihre kleinen städtischen Angelegenheiten, die Vereinigung würde sie zu Unterthanen der Pesther Bürgermeister machen, und am Ende würde gewiß kein Ofener mehr Bürgermeister werden.

Zu dem alleräußersten Ende von Ofen, zu den Wohnungen von Alt-Ofen *), förderten wir dießmal unsere Schritte. Es waren nicht weniger als 12,000; 12,000 Mal mußten wir in den staubigen und sonneverbrannten, hüttenreichen und menschenleeren Ufergassen Ofens unseren rechten Fuß vor den linken setzen, bis wir endlich des Anblicks von Alt-Ofen theilhaftig wurden. In dieser Stadtgegend vereinigen sich die beiden äußersten Enden der Geschichte von Buda-Pesth; es finden sich hier nämlich die meisten

*) Eigentlich ist in Bezug auf seine Verwaltung Alt-Ofen ein von der Stadt Ofen getrennter Marktflecken.

römischen Alterthümer: römische Bäder, römische Gräber, römische Befestigungen und dann die Schiffswerften, von welchen die neuesten Donau-Pyroskaphe vom Stapel laufen. Uns Kinder des heutigen Tages trieb es zuerst zu den neuesten Wundern, zu den Schiffswerften, die sich auf einer kleinen Insel Alt-Buda gegenüber befinden.

Die hiesigen Schiffswerften sind von einem Pesther Schiffsmeister errichtet worden, und die ganze kleine, mit hohen Bäumen bewachsene Insel ist von Werken aller Art, die dem Schiffsbaue dienlich sind, erfüllt. Es sind bei diesen Werken jetzt nicht weniger als 500 Menschen beschäftigt. Diese Leute sind aus verschiedenen Gegenden verschrieben, in welchen der Schiffsbau schon einige Fortschritte gemacht hat. Es waren darunter, wie man uns sagte, 8 bis 9 Engländer, 50 bis 60 Italiener aus den österreichisch-italienischen Häfen, deren man als Schiffscapitaine, Brücken- und Schiffsbauer überall an der Donau findet, alsdann ungefähr ebenso viel Arbeiter vom Rheine und aus der Schweiz. Diese letzteren wählte man besonders deßwegen, weil sie schon in Erbauung von Binnensee- und Flußdampfschiffen einige Erfahrungen machten. Auch ein paar Holländer fanden wir darunter.

Es sind jetzt im Ganzen elf Dampfschiffe für die Donau aus diesen Werften hervorgegangen, und drei fanden wir noch in Arbeit. Im Ganzen kann man wohl die Zahl der auf der ganzen Donau mit ihren Nebenflüssen fahrenden Dampfschiffe nicht höher als auf zwanzig anschlagen, was also kaum den vierten Theil der auf dem Rheine und seinen Nebenflüssen gehenden

Dampfer sein möchte. Ein Uebelstand ist es einstweilen noch, daß die Schiffswerfte von der Dampfmaschinenfabrik getrennt ist; während jene in Pesth ist, befindet sich diese in Wien. Es muß ohne Zweifel viele Vorzüge haben, wenn man die Maschine auch gleich an Ort und Stelle den Schiffen anpassen und einsetzen kann. Auch müssen alle Schiffe, wenn an der Maschine etwas verdorben ist, zur Reparatur nach Wien geschickt werden. Sie hatte dieß Jahr vier Schiffe zu bedeutenden Reparaturen auf der Werft gehabt. Wahrscheinlich wird man noch viele Erfahrungen machen müssen, bis man genau weiß, welche Schiffe gerade für die Eigenthümlichkeiten des Donaubettes und der Donauströmungen am zweckmäßigsten sind. „Im Ganzen,“ sagte mir ein Holländer, „beladen sie hier die Schiffe zu schwer, machen die Maschinen zu klein und bauen die Fahrzeuge zu plump.“ Ich weiß natürlich nicht zu beurtheilen, ob dieß wahr ist, indeß, wenn es so wäre, wüßte ich es mir leicht aus den Verhältnissen zu erklären.

Es soll auf dieser Insel für nicht weniger als 2,000,000 Gulden Material in Stricken, eisernen Ketten, steirischem Eisen, Holz u. s. w. liegen. Sind diese Sachen erst einmal alle zum Schwimmen gebracht und als wohlgestaltete Pyroskaphe den übrigen Dampfern beigesellt, so wird Ungarn gewiß darin ein Capital haben, welches ihm die Zinsen von zwanzig und mehr Millionen trägt.

Unter den noch auf dem Stapel liegenden Schiffen war auch ein eisernes. Wir wunderten uns über die

geringe Dicke des Eisens; Kunz von Kaufungen und Götz von Berlichingen haben beinahe ebenso dickes Eisen auf ihrer Brust getragen. Man zeigte uns eiserne Ketten aus England und dabei andere, die hier verfertigt waren. Es war ein Unterschied wie Tag und Nacht, und wir wünschten in unserem Leben vor keiner anderen als einer englischen Kette vor Anker zu liegen. Auch ein ganz aus Eisen zusammengesetztes Schweineschiff war hier in Arbeit, sowie noch mehre andere Waarenschiffe, die darauf eingerichtet waren, den Remorqueurs in's Schlepptau gehängt zu werden.

Als wir ankamen, war gerade eine Feierstunde, die eben zu Ende lief, nachdem wir die Werke besichtigt hatten. Es war ein interessantes Schauspiel, wie auf einmal alle die großen Feueressen zu sprühen und die Schmiede (meistens Deutsche) zu arbeiten anfingen, die großen Zangen und Scheeren ihre Mäuler aufsperrten und das harte Metall mit Leichtigkeit beschnitten (nur in den Schneiderwerkstätten sieht man noch Aehnliches) und die mächtigen Hebel und Stempel Löcher in eiserne Platten stießen, als arbeiteten sie in Wachs oder Papier. Die Stricke drehten und verlängerten sich, die Ketten dehnten sich und setzten neue Glieder an, hundert Hämmer lärmten und pickerten, und die Schiffe bedeckten die Blößen ihrer Rippen mit Holzmuskeln und Eisenmänteln. Wir blieben so lange, daß wenigstens zwei Zoll weit das ganze vielgliedrige Werk der Donaudampfschiffbaugesellschaft in unserer Anwesenheit fortschritt, und wir sahen genau, wie die Riesenschritte, welche Ungarn in neuerer Zeit im Han-

del und in der Schifffahrt macht, Nagel für Nagel, Glied für Glied und Schlag für Schlag gefördert werden.

Die römischen Baureste liegen meistens etwas seitwärts von Alt-Ofen und sollen zum Theil im Sumpfe stecken. Wir gelangten leider nicht mehr dahin, weil wir uns zu lange auf der Margaretheninsel aufhielten, um ein altes römisches Bad aufzufinden, das auf der Spitze dieser Insel halb unter dem Wasser versteckt liegen sollte. Man sagte uns, bei hoher Donau sei es ganz unter Wasser, und nur bei niedriger Donau käme es ganz zum Vorscheine. Wenn, wie es nach den Umständen scheint, ein Versinken des Bades anzunehmen unstatthaft ist, so könnte man hier vielleicht einen Maßstab finden, um auszumachen, um wie viele Fuß die Donau seit den Römerzeiten durch Anschlemmung und Aufschüttung ihres Bodens und Bettes ihr Wasserniveau erhöht hat.

Die Margarethen- oder Haseninsel, die über eine halbe Stunde lang und dabei sehr schmal ist, gehört jetzt dem Erzherzog Reichspalatin, der die ganze Oberfläche derselben in einen hübschen Garten verwandelt hat. Sonst war dieser Garten dem großen Publicum geöffnet, jetzt ist er es leider nur einzelnen Besuchern, weil das große Publicum nicht behutsam genug mit den Anlagen und Pflanzen verfahren ist. Eine Tochter des Königs Bela IV. und die Tataren haben diesen Gärten einen romantischen Anstrich gegeben. Denn jene Prinzessin (Namens Margaretha) baute hier ein Kloster, eine Kirche und andere Häuser, und die Tataren legten diese Gebäude in Schutt und Asche, so daß nun

23*

die Mauertrümmer und Bogengänge ihrer Ruinen mit den neuen Gebäuden und den Parkgebüschen sich zu einem malerischen Ganzen einen. In der Mitte der Insel liegt ein länglicher Hügel, wie ein großer Kegel von Menschenhand aufgeworfen. Er wird als Weinberg benutzt.

Alt=Ofen ist zum Theil von Juden bewohnt. Auf ihre neue Synagoge, die sie hier gebaut haben, sind sie nicht wenig stolz. Ich sah hier zum ersten Male einen jüdischen Beschneidungsstuhl, der außerordentlich brillant ausgeschmückt war. Die Juden, sagte man mir, dulden in dieser Synagoge keine Armen und keine Bettler. Die einzelnen Plätze werden wie in anderen jüdischen Synagogen zu hohen Preisen verkauft; auch erlaubt man den Armen nicht einmal, im Innern des Tempels zu stehen, sie haben ihre eigenen kleinen, schmuz=igen Synagogen. Ein Katholik, der mich begleitete, machte mir, nicht ganz ohne einen Anschein des Rechts, den Vor=wurf, daß es in unseren protestantischen Kirchen nicht viel besser sei, und daß es ihn immer sehr beleidigt habe, dort so oft die Kinder Gottes, vor dem doch alle gleich seien, nach Stand, Würden und Reichthum in so viele verschiedene Sitze und Ränge vertheilt zu sehen; es gefalle ihm weit besser in den katholischen Kirchen, wo Alles ohne Unterschied vor Gott stehe oder kniee.

An dem ganzen Donauufer hin liegen lauter kleine Gemüsegärten dicht neben einander, welche diejenigen Gemüse, die man hier besonders viel speist, in großer Menge hervorbringen. Das Hauptgewächs darin sind

die Paradiesäpfel, dann Gurken- und Melonenfrüchte. Sie erinnerten mich an die tatarischen Gemüsegärten (die Baschtans) in Südrußland. In jedem Gärtchen steht ein eigener Brunnen zur Bewässerung der Pflanzen, und so giebt es hier eine endlose Reihe von Hunderten von Brunnen, die man zu gewisser Tageszeit fast in beständiger Thätigkeit sieht. Die Trockenheit ist so groß, daß jedes Gärtchen von einem Achtelmorgen Landes seinen eigenen Brunnen nöthig hat. Auch in den Vorstädten von Pesth giebt es solche Gemüsegärten, manche von außerordentlicher Ausdehnung. Jedoch wie in denen von Alt-Ofen die Paradiesäpfel, so ist hier die Hauptpflanze die Kapústa oder, wie die Magyaren sagen, Káposzta (Kohl). „Dieß ist eine ächt ungarische Pflanze und ein ächt ungarisches Wort," sagte mir ein Ungar, „kein Gemüse ist mehr verbreitet in ganz Ungarn als die Kapusta, und es giebt Gegenden Ungarns, wo die Leute zu Anfang der Woche sich einen Kessel voll Kapusta kochen und dann davon, indem sie das Gericht alle Tage wieder aufwärmen, die ganze Woche speisen. Man nimmt an, daß die Kapusta dadurch immer schmackhafter und besser wird und am allerbeßten schmeckt, wenn sie am letzten Tage der Woche zum siebenten Male aufgewärmt erscheint." Das Letzte mochte wahr sein; was aber das Erste betrifft, so zeigte mir mein Freund, daß er wenig davon wisse, wie unendlich Vieles die Ungarn den Slaven zu verdanken haben, und namentlich in den Gemüsegärten; denn Kapusta ist ein ächt slavisches Wort, und die Sache, welche damit bezeichnet

wird, ist dasjenige Gericht, welches in der ganzen slavischen Welt, von der Donau bis nach Novaja Semlja, das verbreitetste von allen ist, und solche Kohlgärten wie bei Pesth sieht man bei Krakau, Warschau, Moskau und Petersburg überall. Auch die Ausdrücke für Aehre (Kalasz), Heu (Széna) und Stroh (Szalma) sind slavisch. Bei vielen Culturpflanzen finden sich natürlich auch deutsche Ausdrücke, die von den Ungarn recipirt wurden, z. B. Tengely (Dinkel), Lentse (Linsen), Salata (Salat). Ich that mir einmal in einer kleinen ungarischen Stadt etwas zu Gute in Sauerkohl, und einige Magyaren lobten mich sehr deßwegen, daß ich dieses ihr Nationalgericht Kaposta schon so gut zu schätzen wüßte. So sehr haben sie sich an die slavische Kohlesserei gewöhnt.

Durch das Neustift und die Wasserstadt gelangten wir auf den Schloßberg. Das Neustift ist der unleidlichste Theil von Ofen und die Wasserstadt in der That nicht viel angenehmer. Die Stammbevölkerung des Neustiftes bestand aus einem wahren Mischimaschi von Pröbchen aller Völker Europens, von Italienern, Deutschen, Spaniern, Franzosen u. s. w., lauter Ueberresten der österreichischen Armeen, welche unter Carl von Lothringen Ofen belagerten und den Türken entrissen. Nach der Eroberung wurden sie hier beschenkt und angesiedelt, wahrscheinlich größtentheils Invaliden und solche, die nicht nach ihrem Vaterlande zurückkehren, sondern sich lieber in dem neueroberten Lande in Ruhestand versetzen lassen wollten. Mit der Zeit aber sind alle diese Nationen

in dem überwiegenden deutschen Elemente aufgegangen. Jetzt sind sie längst vollkommen verdeutscht und größtentheils Weinbergbesitzer, deren fremdartiger Stamm nur noch zuweilen an einen kriegerischen, aus fernen Landen zum Kampfe gegen die Erbfeinde des Christenthums herbeigeeilten Stammherrn erinnert.

Wie diese Familiennamen, so erinnern auch die meisten Namen der Weinberge, welche man von der schönen Promenade des Ofener Schloßberges aus überblickt, noch an jene krieg- und kampfreichen Zeiten, — so der Schwabenberg, auf dessen Hochebene, zu welcher sich sein Gipfel verflacht, bei der Belagerung von Ofen die Deutschen (die Schwaben) gelagert waren und wo man jetzt kleine Meierhöfe erblickt, welche von den Städtern im Sommer als Vergnügungsorte besucht werden, — dann der Adlerberg, der seinen Namen daher hat, weil hier mehre Tausend Türken von großen Schaaren von Adlern aufgefressen wurden. Sie waren nämlich dort vorher bei einem Ausfalle von den belagernden Armeen erschlagen worden. Sonst hieß dieser Berg der Königsberg („Kiraly hegye“).

Uebrigens haben theils die Türken auf diesem Schloßberge Ofens so wenig Solides gebaut, theils ist durch die verschiedenen Belagerungen und die endliche Eroberung Alles so vom Grunde aus zerstört worden, daß hier auch kaum eine Spur von dem Allen geblieben ist. Es ist hier nichts mehr von den alten Hofburgen der ungarischen Könige übrig, und ebenso wenig von den vielen christlichen und den ebenso zahlreichen mohamedanischen Tem-

peln, welche den Schloßberg früher geziert haben sollen (nur ein Gebäude schien mir noch die Form einer Moschee zu haben und wurde mir, wenn ich nicht irre, auch als eine solche bezeichnet). — Die furchtbaren Verwüstungen, welche Ungarn von zwei Seiten erfahren mußte, erstlich von Osten durch die Tataren (im 13ten Jahrhundert) und dann von Süden durch die Türken (im 16ten und 17ten Jahrhundert), so wie die langen Kämpfe der Türken mit den Deutschen und anderen europäischen Völkern um den Besitz dieses Reiches haben auf seinen Königsburgen Alles so radiciter verwüstet, wie dieß sonst in keiner Residenz irgend eines europäischen Volkes mehr stattgefunden hat. Denn selbst Krakau, Warschau und Moskau haben nach so manchen überstandenen Stürmen noch immer mehr Alterthümliches als Gran, Ofen und Stuhlweißenburg. Gran legten die Tataren in Staub, Ofen und Stuhlweißenburg die Türken.

Die Rüstkammer auf dem Schloßberge, welche ich besah, soll für 80,000 Mann Waffen enthalten. Es befinden sich in dieser Rüstkammer die verschiedenartigsten Gegenstände aufbewahrt, z. B. eine Rüstung, die Attila getragen haben soll (sie mag unecht sein oder nicht, so ist schon das Factum interessant, daß eine Rüstung als Attila's Rüstung noch auf dem Schloßberge zu Ofen aufbewahrt wird, und daß das Publicum daran glaubt). — Dann Ziska's Rüstung, des berühmten Hussitenhelden. Das Eisen dieser Rüstung ist so dick, daß es beinahe unglaublich erscheint, daß sie einer weichen

menschlichen Haut zur Bedeckung gedient habe. Die einzelnen Stücke mußten ihm auf dem Leibe angeschraubt und wieder abgeschraubt werden, so unbequem ist diese Bekleidung eingerichtet. — Alsdann eine krapprothe Freiheitsmütze aus der französischen Revolution, auf einer langen Stange aufgesteckt, gleichwie auf einem Stabe, den die Göttin der Freiheit zu tragen pflegt. Es ist mir nicht bekannt, daß noch irgendwo sonst in Europa auf diese Weise eine solche Mütze aufbewahrt würde. — Nachher eine dickstoffige seidene Kreuzfahrerfahne. Auf der einen Seite steht der österreichische Adler gestickt (oder gemalt?), auf der anderen ein Christusbild. Es sollen mit dieser Fahne österreichische Kreuzfahrer nach Palästina gezogen und damit von dorther zurückgekehrt sein. Hätte sie aber einen solchen Zug mitgemacht, so müßte sie, scheint es mir, in minder guten Umständen sein, als sie es in der That ist. (Sollte es eine Fahne aus dem ungarischen Kuruzenkriege sein?) — Dann noch viele Fahnen der République Française, der Respublica Cisalpina und der Carbonari von Neapel. Auf diesen Carbonarifahnen (man muß dergleichen jetzt außerhalb Neapel in Ungarn suchen) ist eine Freiheitsmütze zwischen zwei Dolchen dargestellt, und daneben stehen das Freimaurerzeichen und die pathetischen und schlecht erfüllten Worte: „Egualianze o morte! Subordinazione alle legge militari!“ — Eine charakteristische Trophäensammlung, welche den Antheil bezeichnet, den Ungarn an diesen oder jenen Ereignissen nahm.

Es befinden sich hier in Ofen auch große Magazine für Salpeter, einen Artikel, den Ungarns Steppen in so großer Quantität und so ausgezeichneter Qualität erzeugen wie die Salpetergebiete Ostindiens. So wie die ungarischen Truppen die vornehmsten in der österreichischen Monarchie sind, so ist es auch der ungarische Salpeter, der das Pulver fast für die ganze österreichische Armee hergiebt. Die Ungarn nennen den Salpeter ebenso wie die Slaven und auch die Russen Salniter oder Saliter (magyarisch eigentlich Salétrom), lauter Worte, die wahrscheinlich Corruptionen des lateinischen sal nitrum sind. (Woher kommt unser Ausdruck Salpeter? Hat unser Volk aus Mißverstand aus dem „Nitrum“ einen Petrum gemacht?) — Man soll allen Salpeter, der aus Ungarn gewöhnlich nach Oesterreich geht, auf ein Quantum von 10,000 Centnern anschlagen können. Auch nach Polen (Galizien) und anderen Ländern wird viel ungarischer Salpeter in kleinen Tafeln ausgeführt, jedoch blos für die Apotheken. In Preßburg wird ein großer Theil des ungarischen Salpeters zu Kanonenpulver verarbeitet.

Das Ofener Schloß, in welchem der Erzherzog Reichspalatin residirt, steht auf der Stelle des alten Schlosses der Könige von Ungarn, das während der Türkenzeit in traurigen Trümmern dalag. Es ist ein großes und schönes Gebäude, obgleich es außer seiner Lage, am Rande des Schloßberges hin, im Inneren eben nichts Ausgezeichnetes hat. Die inneren königlichen Gemächer sind mit Gemälden geschmückt, einige Schlachtstücke aus dem

dreißigjährigen Kriege, Maria Theresia in ihrem ungarischen Krönungsornate und dergleichen darstellend. Wir bekamen vom Schloßaufseher leicht die Erlaubniß, Alles zu besichtigen. Eine Kammerdame oder ein Kammerfräulein gab uns wieder die Erlaubniß, die Zimmer der Gemahlin des Palatins anzusehen. Der Fremde findet immer in ganz Ungarn bis in das Königsschloß hinauf freundliche Zuvorkommenheit gegen seine Wünsche.

Alles, was wir sahen, ließ uns auf den frommen und religiösen Sinn jener erlauchten Dame schließen. Zinzendorf's Portrait und eine Bibel mit Erläuterungen lagen auf ihrem Nachttische, dabei eine Bittschrift, die daselbst niedergelegt war und die sie bei ihrer Rückkunft (sie war mit dem Palatin auf ihrem Landsitze in der Nähe von Ofen) empfangen sollte. In ihrem Wohnzimmer stand ein Spinnrocken, und ein kleiner Harlequin und anderes Spielzeug für ihre Kinder lag daneben herum. An der Wand des Wohnzimmers hingen die Portraits der beiden ältesten Kinder des Palatins, des Erzherzogs Stephan und seiner Schwester Helmine, Zwillingsgeschwister, beide liebenswürdige, allgemein gefeierte Kaiserkinder. Der Erzherzog Stephan, ein junger, thätiger, wohlwollender und kenntnißreicher Mann in der Blüthe seiner Jahre, ist in Ungarn besonders beliebt und wird als der zukünftige Reichspalatin designirt. Seit der letzten Pesther Ueberschwemmung, wo er sich mit mehren anderen jungen Leuten sehr thätig erwies, hat die Liebe zu ihm noch mehr zugenommen, und man sieht sein Portrait im ganzen Reiche vielfach

verbreitet. Er hat ein Gesicht, das gleich auf den ersten Anblick die Herzen gewinnt.

Die Erzherzogin Helmine, seine Schwester, eine schöne junge Prinzessin, die ihm sehr zu gleichen schien, erregte schon damals meine besondere Theilnahme. Ich fragte den alten Schloßwärter, der uns begleitete, ob sie denn wirklich so gut sei, wie man allgemein sage. „Ja," erwiderte er, „schaun's doch nur, wie sie ausschaut. So gut, wie sie ausschaut, so gut ist sie auch. Eine bessere kann's gor nit geb'n. Sie wohnt nit hier in der unteren Schloßetage, sondern oben." — Jetzt wohnt sie bekanntlich wirklich oben. Alle österreichischen Blätter zeigten mit gerechtem Schmerze vor Kurzem ihren frühzeitigen Tod an.

Die Aussicht aus den Fenstern des Schlosses ist schön. Zunächst zeigt sich der große Bogen der breiten Donau, den sie zwischen Pesth und Ofen beschreibt, dann Pesth und der ganze lange prächtige Quai, den es am Ufer des Flusses hin bildet. Ueber Pesth liegt beständig — wenigstens habe ich es im Sommer selbst bei'm Sonnenschein nie anders gesehen — eine dämmerige schwarze Wolke von Staub und Dunst. Schon die äußersten Vorstädte, vom Schlosse aus gesehen, fangen an darin zu verschwinden. Hinter ihnen sieht man das Rakosfeld und den es umgebenden Wald hervordämmern. „Am Rande des Waldes sehen Sie auch den Königshügel. „Kiraly hegye" (sprich: Kiral hetj) nennen ihn die Ungarn. Können's ausnehmen?" — Wir nahmen ihn

ziemlich deutlich aus, d. h. auf Nichtösterreichisch: wir konnten ihn genau erkennen.

In einem Theile dieses Schlosses residirt nun auch die „Corona cum clenodiis suis“ (die ungarische Krone mit ihren Kleinodien). Wenn mir dieß ein Ungar erzählte, so kam es mir immer so vor, als wenn er von einer Prinzessin spräche, die mit ihren kleinen Kindern da wohne. Sie hat ein eigenes Zimmer, in das man aber nicht gelangen kann. Doch ließ ich mich so weit führen, als man nur irgend kommen konnte, nämlich bis in ihre Antichambre, wo Tag und Nacht zwei Soldaten auf- und abgehend Wache halten; denn sie hat sogar ihre eigene Wache, die sogenannte Kronwache, die aus 64 Mann besteht, welche weiter nichts zu thun haben als jene Posten abwechselnd zu besetzen, was ein wenig Unterhaltung bietendes Geschäft sein mag. Die Caserne oder das Wachhaus dieser Kronwache befindet sich vis à vis dem Flügel des Schlosses, in welchem die Krone liegt. Vom ersten sind die beiden Fenster ihres Zimmers vermauert, und nur drei kleine Luftlöcher sind in dieser Vermauerung gelassen, wahrscheinlich damit die Luft drinnen nicht verderbe und stickend werde, und zwar so:

Ebenso befindet sich ein Luftloch in der eisernen Thüre, welche ihr Zimmer verschließt, und vor der die beiden hohen Grenadiere Jahr aus, Jahr ein ununter-

brochen ein Jahrhundert nach dem anderen auf- und niedergehen. Jene eiserne Thüre ist mit drei mächtigen Schlössern verschlossen, zu welchen drei hohe Beamte die Schlüssel haben, ich glaube, der Primas, der Palatin und die Kronhüter. Diese Kronhüter, es sind ihrer zwei, sind die obersten Beamten, so zu sagen, der Krone und gehören auch zu den höchsten Chargen des Reichs. Es werden immer angesehene Magnaten dazu genommen. In jenem Zimmer nun liegt die Krone in ein kostbares Futteral verpackt und in einer eisernen Kiste verschlossen, welche mit den fünf Siegeln des Königs, des Primas, des Palatins und der beiden Kronhüter versiegelt ist. Sie wird, wenn die Krönung eines Königs vorgenommen werden soll, im Beisein jener Herren ausgepackt und dann unter der Bedeckung ihrer Leibwache nach Preßburg geschafft. An der Gränze jedes Comitats wird sie von den Behörden des Comitats empfangen und begleitet. Bei der Krönung wird sie dem Könige auf's Haupt gesetzt, der Königin aber nur auf die rechte Achsel, und dann begiebt sie sich mit eben demselben Pompe wieder in ihre dunkle Clause und Kiste zurück.

Es ist keine Krone in Europa zu finden, die so merkwürdige Schicksale erlebt hat, wie die ungarische. Denn trotz dem, daß sie den Ungarn so heilig schien, ist sie ihnen mehre Male abhanden gekommen. Sie ist in Versatz gewesen bei einem deutschen Kaiser. Einmal hat sie sich lange Zeit auf dem Schlosse eines Herrn

in Siebenbürgen aufgehalten. Sie war in Räuberhänden. Sie machte auch eine unfreiwillige Reise nach Böhmen. Zuletzt nahm sie Joseph II. nach Wien. Aber so groß — wohl gewiß mit Recht — die Unzufriedenheit der Ungarn über diese letzte Versetzung war, so groß war ihre Freude, als sie wieder nach Ofen kam. Ihre Reise daher unter Leopold II. glich einem Triumphzuge.

Das Merkwürdigste, was ich an dieser Krone finde, ist das, daß sie halb aus dem Osten (aus Konstantinopel) und halb aus dem Westen (aus dem römisch-deutschen Reiche, genau aus Rom) stammt. Der goldene Reif nämlich oder das Stirnband des halbkugelförmigen Diadems wurde vom Kaiser Ducas dem ungarischen Könige Geysa I. im Jahre 1076 geschenkt. Die obere Hälfte dagegen, die zwei quer übereinander liegenden goldenen Bogen, sind Bruchstücke jener Krone, welche Papst Sylvester im Jahre 1000 dem heiligen Stephan verehrte. Kunst und Arbeit, Sprache, Schrift und Bilder sind auffallend auf beiden Theilen verschieden. Auf dem einen ist Alles byzantinisch und auf dem anderen römisch.

Und so spiegelt sich denn die geographische Lage Ungarns, vermöge deren es im Norden beider Halbinseln, der italienischen und der griechischen, mitten zwischen dem europäischen Oriente und Occidente liegt, und die sich in allen seinen Verhältnissen, in den religiösen, wie in den politischen, kund giebt und in seiner ganzen Geschichte als vornehmster und wichtigster

Moment aufzufassen ist, auch sogar in seiner Krone wieder ab. Byzanz und Rom (das wir zugleich als Repräsentanten und Genossen des katholischen occidentalischen Oesterreichs nehmen) schrieben selbst bis auf den obersten Knopf des ganzen ungarischen Staatsbaues ihre Denkschriften.

Oeffentliche Sammlungen.

Gesammelt hat sich bis jetzt im Ganzen noch wenig in Pesth. Es ist daran auf der einen Seite nach Osten die Zerstreuungslust der Türken und auf der anderen Seite nach Westen (man kann über keine Sache in Ungarn in's Klare kommen, ohne nicht jedes Mal diesen zwiefachen Blick nach Osten und nach Westen hin zu thun) der Sammeleifer der Wiener schuld.

Die Türken haben unzählige Klosterbibliotheken auf ihrem Gewissen und ebenso auch die einst so berühmte und ausgezeichnete Corvinische Büchersammlung, welche in Ofen aufgestellt war, und die zum Theil verbrannt, zum Theil in ganz Europa verstreut wurde. Der Sammeleifer der Wiener hat wieder in neuester Zeit den Ungarn Vieles entzogen. Denn so wie etwas Interessantes in Ungarn entdeckt ward, was sich für ein Museum eignet, so nahm man es für Wien in Anspruch. Denn theils bezahlte man dort für solche Dinge am meisten, theils wußte man bessere Mittel und Wege, zu den Gegen-

ständen zu gelangen, theils hatte man mehr Eifer als in Pesth. Immerhin indeß giebt es nun auch hier in Pesth schon Gegenstände genug, welche ohne Zweifel der Aufmerksamkeit und Betrachtung des Reisenden sehr werth sind.

Ich eilte vor allen Dingen zu dem ungarischen Nationalmuseum, welches auf Veranlassung und zum Theil auch mittels eines bedeutenden Vorschusses des Grafen Szechenyi gestiftet wurde. Es enthält viele Dinge, dergleichen man bei uns nicht sieht. Leider war mir so wie allen Fremden, die in diesen Jahren nach Pesth gekommen sind, es nicht vergönnt, die ganze Sammlung zu besichtigen. Denn des Baues eines neuen großen Musentempels auf dem Platze des abgerissenen alten wegen hat man die ganze Sammlung in ein anderes Haus gebracht, in welchem sie zum Theil verpackt ist.

Es ist schade, daß man nicht Vorsorge traf, die Sache so einzurichten, daß das im Museum aufgehäufte Capital an wissenschaftlichem Material nicht eine ganze Reihe von Jahren ohne Nutzen bleibe. Denn auch selbst das hat man nicht berücksichtigt, die Sammlung, so weit sie sichtbar gemacht werden konnte, doch wenigstens in der Mitte der Stadt aufzustellen. Man hat sie nämlich ganz zu der unendlich weitläufigen Stadt hinaus verlegt, so daß es selbst zu Wagen eine kleine Reise ist, dahin zu gelangen.

Es ist gar keine Frage, daß das Museum, so wie es jetzt dort aufgestellt ist, viel an Ordnung verloren haben wird, und daß es sehr schwer sein muß, es später

wieder ganz in Ordnung zu bringen. Es ist übrigens noch keinesweges als ein einigermaßen vollständiges ungarisches Museum zu betrachten, welches schon Pröbchen von Allem enthielte, was Ungarns Natur, Kunstfleiß und Historie an Naturalien, Alterthümern und Manufacten liefern könnte.

Ganz ausgezeichnet ist die Sammlung von Brauneisenstein, der nirgends in der Welt so zierliche, so wunderbare und unglaublich zarte Formen gebildet hat als wie in einem Theile Ungarns, im Gömörer Comitate bei dem Orte Sirk. So geschickt und fein man das Eisen jetzt in Berlin und anderen Orten auch gießt, so dürfte es doch schwer fallen, diese wunderhübschen Naturproducte künstlich nachzuahmen.

Obgleich ich mit einem sehr berühmten Mineralogen und Geologen diese Sachen bewunderte, so habe ich doch in keiner Weise eine richtige Vorstellung davon erhalten, wie diese Dinge entstanden sein mögen, und wie man sich die Eisenmasse zu denken habe, die diese hübschen, zierlichen Formen bildete. Zuweilen sieht es aus, als wäre diese Masse dickflüssig gewesen und in großen und kleinen Tropfen herabgefallen, die sofort erstarrten und sich über einander lagerten. Die Tropfen liegen zuweilen mit einander verschmolzen nierenförmig zusammen. Zuweilen aber auch scheinen sie wie kleine feine Perlen auf Fäden oder Stäbchen an einander gereiht. Manchmal muß die Masse ganz zähflüssig gewesen sein wie Leim oder wie geschmolzenes Siegellack, denn es haben sich viele eiserne Fädchen bei'm Herabtröpfeln gebildet, die oft so zart

sind wie Haare und wie Spinngewebe kreuz und quer durch einander hinlaufen. Mitunter sieht man, wunderbar genug, in einer Eisendruse oder einem Neste sich dieselbe Bildung hundert Mal hinter einander wiederholen; so z. B. haben sich die Tröpfchen oder Perlen, regelmäßig nach oben hin sich verkleinernd, wie kleine feine Thürmchen abgespitzt, und viele solcher Thürmchen stehen neben einander. Zuweilen gehen die eisernen Perlenfäden kreuzweise durch einander wie die Fäden in einem Gewebe, und hier und da glaubt man, die zierlichsten eisernen Muster zu Brabanter Spitzen zu sehen. Anderes wiederum hat sich in dem durchbrochenen gothischen Geschmack aufgestapelt. Es sind in die Wiener Sammlungen und auch in andere europäische Museen Stücke von diesen ungarischen Brauneisensteinbildungen übergegangen; aber das Beste davon sieht man hier an Ort und Stelle.

Ebenso zahlreich sind auch die Ferrificate aus der Marmaros (sprich: Marmarosch). In dieser östlichen Gegend von Ungarn sind ganze Wälder in Eisen verwandelt. Man sieht hier alle möglichen Theile der Bäume in Eisen umgewandelt, Fichtenzapfen, Holz, Reiser, Rinde, Blätter, Alles zu Eisen geworden, ja sogar Haselnüsse, in deren Schale noch die ferrificirten Nüsse sich bewegen.

Unter den Vögeln der zoologischen Sammlung ist das Bein eines Schlangenadlers, in welchem ein Baschkirenpfeil steckt, besonders interessant. Derselbe wurde 1825 bei P o t a r a s z t geschossen. Der Pfeil steckt ihm gerade recht mitten in dem dicken Muskel der oberen Lende;

das andere lange Ende des Rohrs hat sich der Adler wahrscheinlich abgebissen, das Eisen der Spitze aber verwuchs im Fleische. Es befindet sich ein von mehren Personen unterschriebenes Papier dabei, welches die Sache bezeugt.

Hier sieht man auch das ächte ungarische Schaf, welches die Magyaren noch mit über die Karpathen brachten, und welches nun immer seltener zu werden anfängt. Es hat sehr große Hörner (sie haben mehr als 2 Schuh Länge), die weit auseinander stehen und in kurzen Windungen sich um eine gerade Linie drehen. Die Ungarn nennen dieses Schaf „Magyar kos“ (sprich: Mojar kosch), „das magyarische Schaf.“

Die sämmtlichen ungarischen Fische der Donau, der Theiß und des Balaton, die man so oft mit Paprika wohl gewürzt auf dem Teller hatte, sieht man nun hier in Spiritus wohl conservirt oder ausgestopft und an die Wand genagelt, — den „Schill“ oder „Schiel,“ den sogenannten Sandbarsch, eine Art Sander, „Perca Lucioperca,“ ungarisch: „Süllo,“ — den „Dick,“ den gewöhnlichen Hausen, Accipenser Huso, ungarisch: „Tok,“ — den „Stierl,“ Accipenser Sturio, ungarisch: „Ketsege,“ — dann den köstlichsten von allen, den Fogas (sprich: Fogasch), auch eine Art Sander, Perca Lucioperca, — den „Scharren“ oder „Wels,“ Silurus Glanus, ungarisch: „Hartsa,“ bei dem mir mein ungarischer Begleiter bemerkte, es wäre an der Theiß sprüchwörtlich, von Jemandem, der den

Mund ein wenig voll nähme, zu sagen: „Er hat ein so großes Maul wie eine Hartsa,“ — die „Gareisel,“ Cyprinus Carassus, ungarisch: „Karasz,“ — dann den „Zigeunerfisch,“ wie man in Ungarn den Schlei nennt. Ich fragte meinen Begleiter, warum man ihn so nenne. „Weil,“ sagte er, „dieser Fisch in allen Laken sich findet, wie der Zigeuner in allen Gebüschen und Schmuzwinkeln.“

Dann zeigen sich hier die Reiherarten, von denen die ungarischen Magnaten-Söhne die Federn für ihre Kalpaks (Mützen) nehmen. Es sind besonders der Kocsay Gém (sprich: Kotschai Gehm) und dann der Bibor Gém (Purpurreiher). Der erste hat 3 bis 4 schnurartige, lange Federn am Kopfe, die man von seinem Schädel auf jene Kalpaks versetzt. Der Purpurreiher aber hat nur 2 bis 3 Federn von schwarzer Farbe auf dem Kopfe. Diese letzteren sind die allertheuersten und nur für die allerhöchsten und reichsten Häupter bestimmt.

Eine wilde Katze wurde in der Milchkammer eines Wirthshauses in Ofen („zum goldenen Einhorn“) gefangen und erschlagen. „Die Jungen, die sie erschlugen, zogen ihr das Fell ab und brieten und aßen das Fleisch,“ sagte mir mein Begleiter. In dem Ofener Gebirge kommt die wilde Katze nicht eben selten vor.

Im südlichen Ungarn giebt es schon viele Scorpione und auch Schildkröten. Es sind mehre Exemplare dieser Thiere auf dem Pesther Museum.

In der Sammlung der ungarischen Kunstproducte, unter denen viele waren, die ebenso auch bei uns gemacht werden, fielen mir die Arbeiten eines müssigen

Hirten auf. Derselbe hatte seine fetten Käse zu feinen Fäden gesponnen und aus diesen Fäden dann allerlei Dinge gemacht, z. B. Quasten, Fransen ꝛc., und dieselben später getrocknet, so daß sie conservirt werden konnten. Mein Begleiter sagte mir, die Hirten auf den Pusten seien recht oft große Künstler in der Formirung des Käsestoffes.

Ebenso wunderlich wie diese vergängliche Käse-Filigran-Arbeit ist die Mühe, welche sich eine arme hiesige Künstlerin gab, das Bildniß des ungarischen Königs mit braunem Menschenhaar auf weiße Seide zu sticken. Das Stück weiße Seide besaß sie, zu brauner Seide fehlte es ihr aber an Geld, daher stickte sie mit ihrem Haar.

Manche Geräthschaften wachsen den Ungarn schon auf den Bäumen, so z. B. die Weinheber. Es giebt nämlich eine Art von Kürbis, welche die Ungarn „Lopotök“ (den Heberkürbis), die Deutschen „Langhals“ oder auch „Keilkürbis“ nennen. Dieser Kürbis hat sehr lange Früchte von geringem Durchmesser. Die ungarischen Bauern benutzen die ausgehöhlten Röhren statt künstlicher Wein- und Bierheber. Auf dem Museum befand sich einer von 6 Fuß Länge.

In einem anderen Saale war eine Menge von Dingen aufgehäuft, die den historischen Erinnerungen der Ungarn theuer sein mußten, z. B.: Rüstungen von Stephan Bathory, von den beiden Hundy's, dem Janos und seinem Sohne Matthias; jene ist ein silberner Kettenpanzer. Die Ungarn, die hier auf's Museum

kommen, blicken diesem Kettenpanzer sogleich auf die linke Schulter und erkennen ihn an einem Loche, durch welches sein Besitzer von dem Streithammer eines Türken eine Wunde empfing, für ächt. Viele eiserne und silberne, oft sehr künstlich gearbeitete „Buzgány“ (so heißen im Ungarischen die sonst gebräuchlich gewesenen Streitkolben oder Fausthammer), eine große Sammlung berühmter Säbelklingen und Lanzen, die in der Hand jener und anderer ungarischer Helden an der Erhaltung des Vaterlandes arbeiteten, sind hier ebenfalls zu schauen. Das Merkwürdigste unter diesen Waffen aber waren mir wieder die Bogen, Pfeile und das Schwert Attila's, dieses großen Mannes, den viele Ungarn gern den ungarischen Napoleon nennen möchten, endlich noch eine Fahne des berühmten Aufrührers Rakozy mit der Inschrift: „Deus non derelinquet justam causam“ (Gott wird die gerechte Sache nicht verlassen).

Nach einigen Jahren, wie gesagt, wird die ganze interessante Sammlung sich ganz anders präsentiren. Auch wird sie noch um Vieles vergrößert werden; denn man hat die Sammlungen mehrer Privatleute dazu gekauft, und das Pesther Museum wird sich dann würdig den übrigen europäischen Museen anreihen und den Gelehrten manche bisher noch wenig gekannte Schätze darbieten.

Das neue Gebäude ist in seinem ganzen Gerippe bereits fertig; es fehlt blos die Bekleidung. An brillanter Ausstattung dieses Gebäudes wird nichts gespart, nur

könnte man seine Lage tadeln; denn es liegt ziemlich entfernt von dem Mittelpuncte der Stadt und ist von lauter kleinen und unbedeutenden Häusern umgeben; doch werden vielleicht mit der Zeit eben des Museums wegen sich diese Häuser auch in einem schönen Style umbauen. Die Säulen, welche das Frontispice tragen, sind mit großen Capitälern (nach der korinthischen Ordnung) gekrönt. Diese Capitäler sind in Wien aus Zink gegossen.

Der erste Saal in der Nähe des Einganges wird eine Art von Pantheon für ungarische Helden und Genies werden, deren Statuen man darin aufstellen will. Hätte der Baumeister uns unbefangenen Laien diesen Saal im Plane, ehe er ihn baute, gezeigt, so hätten wir ihm gesagt, uns schiene er im Verhältniß zu seinem Breiten- und Längendurchmesser wenigstens um die Hälfte zu hoch. Er hat nämlich, wie wir genau ausmaßen, nur 40 Fuß im Durchmesser und dabei, wie wir ungefähr taxirten, eine Höhe von 10 bis 12 Klaftern. Das Gewölbe steigt auf diese Weise thurmartig auf, und zwei über einander stehende Reihen dünner, langer Säulen tragen das Ganze. Von dem Pantheon aus laufen rechts und links in zwei Etagen und einem Souterrain lange Reihen von Zimmern und Sälen rund in den vier Flügeln herum. Es ist eine so außerordentliche Menge von Räumen da, daß gewiß der Sammeleifer der Ungarn sich sehr angeregt fühlen wird, um sie alle zu füllen.

Von Büchersammlungen ist in Pesth die bedeutendste,

die der Universität. Sie hat jetzt 90,000 Bände, welche, wie das meiste Gute in Oesterreich, besonders durch Joseph's II. Bemühungen zusammengekommen sind. Im Vorhause der Bibliothek befinden sich noch einige Andenken an den anderen großen Bibliothekar und Büchersammler Ungarns, den König Matthias Corvinus, sein Wappen nämlich, in demselben rothen Neszmelyer Marmor ausgearbeitet, der noch jetzt in Pesth so häufig zu architektonischem Schmucke angewendet wird. Es ist dieses Wappen das Einzige, so sagte man mir, was man von dem gepriesenen Königspalaste in Ofen nach der Türkenzeit gefunden hat. Das Wappen stellt einen Raben vor, der einen Ring im Schnabel hält. In seiner Jugend soll dem Könige ein goldener Ring von einem Raben gestohlen worden sein; man prophezeite ihm deßwegen großes Glück, und als die Prophezeiung in Erfüllung ging, nahm er den Raben und Ring in sein Schild.

Matthias und Joseph haben manches Aehnliche mit einander, und es wäre der Mühe werth, eine Parallele zwischen beiden zu ziehen. Joseph zog bekanntlich einmal in Mähren mit dem Pfluge ein paar Furchen, um selber zu sehen, wie leicht oder schwer denn diese Arbeit sei. Matthias Corvinus that etwas Aehnliches: „Er schlug einmal, als er im Gömörer Comitate Hof hielt, seinen vornehmen Gästen vor, nach Tische einen Weingarten zu bearbeiten. Er selbst, der König, ein frischer, schlanker und munterer Mann, verrichtete die Weingartenarbeit singend und gleichsam im Spiele, aber

seine adeligen Mitarbeiter klagten bald über Anstrengung und Ermüdung; da enthob sie der König der Arbeit, erinnerte sie aber zugleich, nie zu vergessen, welche Mühe es dem Bauer koste, das zu erzeugen und zu erwerben, was sie öfters leichtsinnig vergeudeten und verpraßten. Beide, Joseph und Matthias, starben in der Kraft ihrer Jahre, und bei dem Tode beider triumphirten die Oligarchen und Prälaten; es weinten aber die Bürger und Bauern. Nach Joseph's Tode sagten die Bauern, „sie hätten ihren Vater verloren,“ und nach des Corvinus Tode sprachen sie, „mit ihm sei die Gerechtigkeit für sie in Ungarn ausgestorben.“

In dem großen Saale der Bibliothek fand ich erstlich zwei alte, große Weltkugeln, die unter dem Dogen Morosini in Venedig angefertigt worden waren, (es gab eine Zeit in Ungarn, wo sehr viel Kunst und Wissenschaft vom adriatischen Meere her bezogen wurde) und dann zwei neue in Ungarn verfertigte Weltkugeln, auf denen ich erkannte, wie weit die ungarische Sprache bereits fortgeschritten ist; denn selbst der Aequator, die Ekliptik und sogar die meisten Sternbilder hatten ihre eigenen ungarischen Namen empfangen. Die Bücher, welche mir hier in die Hände fielen, waren eine Rede des Grafen Bathyany bei Gelegenheit der Aufstellung des Monuments für Kaiser Joseph II. und ein Gebetbuch eines frommen Peter Bornemissa. Ich vermuthete natürlich, in ersterer eine Lobrede auf den Verblichenen zu finden; es war aber eine auf den lebenden Franz. Den Peter Bornemissa kannte ich nicht und fragte, wer er wäre.

Das Buch selbst antwortete mir darauf: „Fuit hereticus Lutheranorum ministellus“ (er war ein ketzerisches Predigerlein der Lutheraner).

Von Privat=Bibliotheken in Pesth ist die bedeutendste die des bekannten Historikers Herrn von Horváth. Es ist wohl eine der für Geschichte reichsten Sammlungen, die es überhaupt giebt. Ich fand darin unter anderen selbst von einigen deutschen Reichsstädten eine ziemlich vollständige Literatur beisammen.

Am allerärmsten ist Pesth an Gemälde=Galericen. Die ungarischen Magnaten, welche sich für Kunst interessirten, haben ihre Schätze alle in Wien aufgehäuft, und Pesth ist auch in dieser Hinsicht als Provinzialstadt vernachlässigt. Nur ein Kaufmann, der für die Kunst begeistert und Mitglied von sechs auswärtigen Kunstvereinen ist, Herr Iszer, hat mehre hübsche Gemälde gesammelt. Ich glaube beinahe, daß es in Europa keine zweite Hauptstadt irgend eines Königreiches giebt, die bisher so wenig für die bildende Kunst gethan hat, wie Pesth. Die materiellen und dampfenden Braten, die lebendigen, athmenden Frauen, die flüssigen, feurigen Weine sind hier noch immer mehr in Ansehen als die gemalten, die wie eine neckende Fata Morgana nur das Bild aller dieser Gegenstände hinzaubern, während doch nichts dahinter ist.

Besuch bei den Pesther Israeliten.

Das ganze Königreich Ungarn hatte

im Jahre	1785	—	75,000 Juden	nach Schwartner.
„ „	1805	—	130,000 „	
„ „	1834	—	246,000 „	nach Steller.
„ „	1837	—	254,000 „	

Jetzt, im Jahre 1842, wird also wahrscheinlich, wenn wir nach diesen feststehenden Daten auch nur einen jährlichen, durchschnittlichen Zuwachs von 3000 Seelen annehmen, ihre Anzahl auf 270,000 gestiegen sein. In circa 50 Jahren haben sich daher die Juden in Ungarn um mehr als das Dreifache vermehrt, während in eben diesem Zeitraum die ganze Bevölkerung dieses Landes (ohne die Militärgränze) nach der Josephinischen Zählung

1785 — 7,000,000 und
1839 — 11,973,000,

1842 aber wahrscheinlich nur wenig mehr als 12,000,000 Seelen betrug und sich also noch lange nicht verdoppelte.

Die jüdische Bevölkerung Ungarns schritt also beinahe in einem doppelt größeren Verhältnisse vor als die ganze Bevölkerung des Reichs.

Es ist dieß in der That ein merkwürdiges Factum. Ungarn ist nach Galizien dasjenige österreichische Reich, welches die meisten Juden besitzt. Hinter Galizien steht es freilich noch immer sehr zurück; denn das kleine Galizien mit seinen 4,000,000 Einwohnern hat gerade ebenso viele Juden als das große Ungarn mit seinen 12,000,000 Seelen. Verhältnißmäßig hat also Galizien gerade dreimal so viele Juden als Ungarn; denn hier kommt auf 48 Menschen ein Jude, dort aber auf 16.

Obgleich es große Theile des Landes gab, wo sie durch das Gesetz von der Ansiedlung ausgeschlossen waren, z. B. die ganze Militärgränze, Kroatien und Slavonien, so haben doch von jeher die Juden eine große Rolle in Ungarn gespielt, und es gab Zeiten im Lande, wo, so zu sagen, alle Geld- und Handels-Angelegenheiten in ihren Händen waren. In neuerer Zeit hat Joseph II. vergebens an ihrer bürgerlichen Verbesserung gearbeitet, und jetzt bemühen sich die Reichstage in Nachahmung dessen, was in anderen Ländern Europa's für sie geschehen ist, durch Ausdehnung ihrer Gerechtsame ihr Loos und dadurch ihren Charakter zu verbessern und ihre Verschmelzung mit den übrigen Bürgern zu befördern.

Vieles geschieht in dieser Hinsicht auch im Schooß der Juden selber, und die Reformen des jüdischen Kirchen- und Schulwesens in Berlin, Wien, Prag und

anderen Orten haben auch hier in Ungarn den Impuls zu ähnlichen Versuchen gegeben. Die Pesther Judengemeinde, die aus 1400 Familien besteht*), folgt in dieser Beziehung dem ihr von der Wiener israelitischen Gemeinde gegebenen Beispiele. Wir sprachen schon bei Prag von diesen Reformen; sie wurden 1826 in Wien eingeführt, und in Pesth 1828, — ein Zeichen, wie schnell das Beispiel von Wien auf Pesth rückwirkt.

Ganz wie in Prag und Wien haben sich nun auch hier die Juden in Anhänger des Alten und für das Neue Begeisterte getheilt, ohne jedoch zwei verschiedene Parteien zu bilden. Der gelehrte Rabbiner, den ich besuchte, Herr Schwab, spielt hier ganz die versöhnende Rolle, wie Herr Rappoport in Prag, indem er zu beiden Parteien, der alten und der neuen, geht und sie auszugleichen sucht.

Die Juden sind hier in Charakter, Wesen, Sitten und Beschäftigung denen in Polen und Böhmen gleich; denn von diesen Ländern her bekamen sie von jeher den größten Zulauf. Die spanischen oder orientalischen Juden, deren es auch hier wie in Wien eine kleine Colonie giebt, sollen, wie mir die anderen Juden versicherten, in Abnahme begriffen sein. (In statistischen Werken erhält man hierüber keine Auskunft.) Diese spanischen Juden sind, wie die Serbler, Zigeuner

*) So sagten mir die Pesther Rabbiner. In statistischen Werken fand ich die Anzahl der Seelen auf 5000, 6000, einmal sogar auf 14,000 angegeben. Jene 1400 Familien lassen wenigstens auf eine Anzahl von 8500 Seelen schließen.

und andere Völker von Konstantinopel her die Donau heraufgewandert. Jene entgegengesetzte Juden-Einwanderung von Norden her aus Polen und Böhmen findet noch immerfort bis auf unsere Tage statt, und sollten einmal die liberalen Vorschläge des letzten Landtages, die ihnen sogar die Möglichkeit, Grundeigenthum zu erwerben, zugestanden wissen wollten, durchgehen, so wird jene Einwanderung sich noch vermehren, und die Juden werden nach Ungarn, wie nach dem gelobten Lande, pilgern.

Alle Jahre 4 Mal, zu den Pesther Messen, kommt ein großer Strom von Juden aus Mähren, Schlesien, Krakau und Lemberg nach Pesth, und viele von ihnen knüpfen dann natürlich hier dauernde Verbindungen an und bleiben im Orte. Die aufgeklärtesten und industriösesten Juden erhält Ungarn aus Mähren und Böhmen (aus Wien deßwegen weniger, weil dort die Judengemeinde überhaupt kleiner ist). Böhmens Einfluß auf Ungarn ist indeß ein fortdauernd wohlthätiger und aufklärender. (Wir erwähnten schon oben einmal der häufigen Einwanderung böhmischer Fabrikanten). Unter den sechs Lehrern, die an der neuen jüdischen Schule in Pesth angestellt sind, stammen allein vier aus Böhmen nnd nur zwei aus Ungarn selbst. Diese Art von Einwanderung, ich meine die von gebildeten und kenntnißreichen böhmischen Juden, möchte wohl in Zukunft eher geschwächt und ganz behindert werden, da von nun an alle Lehrer und Angestellte ungarisch sprechen und vortragen sollen. Uebrigens, sagte mir einer der Lehrer, hätten die eingeborenen Pesther Juden die Idee des Magyarismus

zum Theil mit außerordentlichem Eifer aufgegriffen, und es gäbe bereits viele, auch jüdische Damen unter ihnen, die nichts mehr als ungarisch sprechen wollten, an der ungarischen Journal-Lectüre eifrigen Antheil nähmen und das Deutsche zu verachten anfingen.

Die vornehmste Knabenschule der Pesther Juden besuchte ich, und wohnte daselbst dem Zeichnen-, Schreib- und Geschichtsunterrichte bei. Sie hat 300 Schüler, unter denen ich kleine in Lumpen gehüllte Bettelknaben neben Kindern von reichen Kaufleuten fand. Bis jetzt ist es noch so, daß die Kinder in ihrem achten, neunten, zehnten Jahre noch ganz deutsch, und in der Regel ohne auch nur etwas Ungarisch zu verstehen, hier aufgenommen werden. Sie erlernen das Ungarische in den unteren Classen grammatikalisch, und dann werden ihnen in den höheren Classen gewisse Gegenstände in dieser Sprache vorgetragen. Es wird, wie gesagt, schwer werden, die tüchtigen Lehrer dazu zu finden, denn für und von Juden ist bisher in ungarischer Sprache noch nichts geschrieben worden. Die Juden in ganz Ungarn und Polen haben außer ihrer hebräischen Literatur nur noch eine deutsche Literatur, und ihre Bildung ist mit tausend Fäden an Deutschland und die deutsche Sprache geknüpft.

Die Methode des Geschichtsunterrichts bei den Pesther Juden gefiel mir sehr wohl. Der Lehrer dictirte den Kindern die Geschichte in einem kurzen Gerippe, welches die Hauptfacta, Namen und Jahreszahlen enthielt, und dann erzählte er ihnen das Ganze in einem freien Vortrage. Das Gerippe aber, welches er in ihrem Kopfe un-

verwüstlich feststellen wollte, ließ er sie dann zu Hause buchstäblich auswendig lernen. Es ist dieß die einzige Methode, wie Geschichte vorgetragen werden sollte, wie sie aber leider noch keinesweges überall vorgetragen wird.

Ich bemerkte, daß die Schüler einige ungarische Worte an die Tafel geschrieben hatten. Sie enthielten eine Fürbitte für einen ihrer Mitschüler. Der Lehrer mußte lange daran studiren, bis er ihren Sinn herausbekam.

Die Rabbiner leben hier noch eingezogener als bei uns, sind gewöhnlich zu Hause, dürfen auf keine Weise in's Theater gehen und müssen sich überhaupt an öffentlichen Vergnügungs- und Versammlungsplätzen so wenig als möglich zeigen, um bei den Ihrigen keinen Anstoß zu geben. Mein Bekannter, Herr Schwab, sagte mir, es würden jetzt viele gelehrte jüdische Schriften zu Zolkiew in Galizien gedruckt. In Wien oder Prag aber müsse der Talmud und das Gesetz gedruckt werden. Sonst waren Sulzbach und Dürrenfurt Hauptdruckorte für die jüdische Literatur. Wahrscheinlich beruht jenes Muß des Druckes des Talmuds in Wien oder Prag nicht sowohl auf einer gesetzlichen Vorschrift, als auf den eigenthümlichen Schwierigkeiten, die dieser Druck hat und die wohl nur in den größeren Druckanstalten jener beiden Städte überwunden werden können. Ich sah z. B. in der Bibliothek meines Freudes einen in Wien in zwölf Bänden gedruckten Talmud, der folgendermaßen eingerichtet war. Es war ein Babylonischer Talmud (der Jerusalem'sche steht hier, wie ja wohl überall in der

jüdischen Welt, in geringerem Ansehen). Der Text der Mischna und Gemara war in der Mitte jedes Blattes als Kern mit großen Lettern gedruckt. Die berühmten, von einem französischen Juden, Salomon Jarschi, dazu geschiebenen Anmerkungen (die bei den Juden sehr angesehen sind, und welche sie hier „Raschi" nennen; denn man hört sie oft fragen: „Was sagt der Raschi?" womit sie sowohl den Verfasser als seine Annotationen bezeichnen) sind in einer breiten Einkantung mit kleinen Lettern um den Kerntext rund herum gedruckt, und um diese herum steht dann wieder am Rande des Blattes der Tossephit, welcher Anmerkungen mehrer französischer Rabbiner aus Orleans und Avignon enthält.

Wie dieser Druck, so nimmt sich das ganze jüdische Religionssystem aus, ein unter Auslegungen und Wortkram verschwindender kleiner Text des geistreichen Gesetzes.

Das Hospital St. Rochus.

Man muß erschrecken über all das ungelinderte Elend, über all den unberücksichtigten Jammer, über alle die unverpflegten Kranken und Siechen, die es in Ungarn geben mag, wenn man in des ausgezeichnet glaubwürdigen Herrn von Schwartner, eines patriotischen Ungarn, eines geistreichen und gelehrten Mannes, Statistik liest, daß die Capitalien sämmtlicher Waisenhäuser in Ungarn und Kroatien nur 610,852 Gulden betrugen, und daß alle Einkünfte sämmtlicher in Ungarn bestehender Armen- und Krankenhäuser am Ende des vorigen Jahrhunderts sich nicht so hoch beliefen als allein die Einnahmen eines einzigen Krankenhauses in Deutschland, nämlich des Julius-Hospitals in Würzburg. Jene stiegen nämlich auf die Summe von 101,000 Gulden, diese auf 120,000.

Es ist seitdem freilich wieder beinahe ein halbes Jahrhundert verstrichen, allein im Ganzen genommen ist es noch in dieser, für das Wohl der Menschen und Bürger so wichtigen Branche der Staatsverwaltung ganz und gar bei'm Alten verblieben. Die Ungarn, so eifrig mit den Ideeen ihrer politischen Freiheit und deren un-

verjährter Erhaltung beschäftigt, haben es vergessen, für die innere materielle Wohlfahrt ihrer Staatsbürger einige Sorge zu tragen, und während wir für die prächtige Donaubrücke, für das Nationalmuseum, das National-Theater so bedeutende Summen zusammenfließen sahen und diese Angelegenheiten auf dem letzten Reichstage lebhaft besprechen hörten, fragt man vergebens nach den Summen, welche dem Departement der öffentlichen Wohlfahrts- und Gesundheitspolizei übergeben wurden.

Es giebt noch bis auf diesen Augenblick in ganz Ungarn kein einziges königliches, auf Staatskosten gebautes und unterhaltenes Kranken-, Siechen- oder Armenhaus. Die ganze Krankenpflege liegt theils noch in den Händen der Mönche, der barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen, theils ist die Stiftung von Hospitälern von jeher Sache von mildthätigen Privatleuten und der Stadtgemeinden gewesen. Von Seiten des Staats ist nie etwas dafür geschehen. Dieß ist nicht die Schuld Oesterreichs, sondern die der ungarischen Aristokratie; Oesterreich hat da, wo es einschreiten konnte, Manches gethan, z. B. für die Militärhospitäler. Das Meiste für Wohlthätigkeitsanstalten ging indeß von den deutschen Stadtgemeinden aus.

Es ist beinahe unglaublich, und doch ist es wahr, daß erst im Jahre 1793 der Dr. Haffner es mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen konnte, mit einer kleinen Schrift: „Vorschlag an das Pesther Publicum zu Errichtung eines Krankenhospitals,“ hervorzutreten, und ebenso unglaublich klingt es, wenn man hört, daß

auf diese Weise die meisten, einigermaßen wichtigen Wohlthätigkeitsanstalten von Ofen und Pesth erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammen, und doch ist es so.

Durch jenes wohlwollenden Arztes Vorschlag kam dann wirklich ein städtisches Spital, das zum heiligen Rochus, zu Stande, welches jetzt unter der Leitung eines allgemein geachteten und würdigen Greises, des Herrn von Windisch, steht. Er ist der Nachfolger des Dr. Haffner, und auf seinen Betrieb wurde jetzt eben die Stiftung seines Vorgängers auf eine sehr zweckmäßige Weise erweitert. Das Hospital hatte nämlich bisher noch immer zwei kleine Filialhospitäler in der Stadt zu besorgen, und diese wurden nun mit dem eigentlichen Hospitale, dem man einen neuen, zweckmäßigen Anbau hinzufügte, vereinigt. Dieß Hospital kann ungefähr 300 Kranke verpflegen und ist das größte in ganz Ungarn. In Petersburg, in Wien und in Paris giebt es Hospitäler, die ebenso viele Tausend Kranke aufzunehmen im Stande sind.

Ich habe hier natürlich nicht die Absicht, eine genaue Schilderung des besagten Hospitals zu liefern, zu welcher ich ohnedieß nicht befähigt wäre, sondern ich will nur, wie ich dieß ja überall nur wollte, diejenigen kleinen Bemerkungen, welche allgemeines Interesse haben und überhaupt zur Charakteristik von Ungarn beitragen könnten, beibringen.

Ich sah hier mehre Leute, von denen man mir sagte, daß sie am Tschömör (ich erwähnte ihn schon oben) krank lägen. Man erzählte mir, daß sonst gewöhnlich nur die

Bauern ihn kennen, daß im „unteren Lande" aber auch die Edelleute oft daran litten. Mit dem „unteren Lande" hörte ich hier oft die Gegend an den Mündungen der Theiß, Sau und Drau bezeichnen.

Es waren auch einige Zimmer für Wahnsinnige vorhanden, in deren einem ich einen rasenden Fuhrmann aus Steiermark erblickte, welcher hier um seinen Verstand gekommen war. Ein Irrenhaus giebt es in ganz Ungarn bis jetzt noch nicht. Es ist dieß das dringendste Bedürfniß; bis jetzt hat man die Irren gewöhnlich in den Gefängnissen mit den Verbrechern zusammen aufgehoben. Bei uns fand ich hier und da wohl das Umgekehrte, daß man Verbrecher aus Milde als arme Verrückte in die Irrenanstalten brachte. Die Ungarn, so sagte man mir, sollen im Wahnsinne meistentheils furiös sein, und ich will dieß nach ihrem, wie es mir scheint, mehr cholerischen und melancholischen als sanguinischen und phlegmatischen Temperamente, wohl glauben.

Auch die kranken Arrestaten kommen noch in dieses St.-Rochusspital. Es ist dieß gewiß ein großer Uebelstand, denn die Spitäler haben schon überhaupt nirgends das Vertrauen und die Vorliebe des Publicums für sich; wenn man aber hört, daß man mit Verbrechern ein Local darin theilen soll, so mögen sich die Vorurtheile des Publicums sicherlich noch mehren. Das Zuchthaus müßte doch vor allen Dingen sein eigenes Spital haben. Welche Wohlthat würde dieß auch namentlich für die würdigen Aerzte und Directoren der Anstalt sein!

Der Hirlap, jenes schon öfter von mir erwähnte

Journal, hatte vor einiger Zeit publicirt, daß einer ihm zugekommenen Nachricht zufolge in Pesth jährlich nicht weniger als 250 Leichname auf den Straßen gefunden würden, von denen man nicht wüßte, wer sie wären, wohin sie gehörten, und wie sie um's Leben gekommen seien. In dem Hospitale sagte man mir, daß die vom Hirlap angegebene Anzahl gerade zehn Mal zu groß sei, denn man könne die Anzahl der in Pesth jährlich gefundenen Todten, mit denen man nicht wüßte wohin, etwa auf 20 bis 25 festsetzen. Aber auch diese Anzahl schien mir noch immer groß genug.

Bekanntlich sind die Donaugegenden, und besonders das sogenannte „untere Land," das Banat, die Batschka u. s. w., der Sitz beständiger Gallen- und Wechselfieber. In Temeswar, einem der Hauptsitze der Fieber, verkaufte man, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, täglich 17 bis 18 Pfund China an Fieberpatienten. Sowie man aus diesen Gegenden nach Pesth herauf reist, wird es besser mit den Fiebern. Dieser Sommer (1841) war einer der gesundesten in Pesth. Es war sehr constante heiße Witterung; dieß muß dem Gesundheitszustande wohlthun, denn im Hospitale zu St. Rochus, wo man sonst, wie gesagt, in der Regel durchschnittlich 300 Patienten zählt, hatte man während ganzer zwei Monate in diesem Sommer nur 200 Betten besetzt. So tief, sagte man mir, sei man noch nie herabgekommen. Ich werde nachher zeigen, welchen trübseligen Gesundheitszustand ich dagegen später im südlichen Ungarn traf.

An jenem berühmten 18. Juli, so gab man mir an, habe man hier in Pesth 42 Grad Réaumur im Schatten gehabt.

Bei der furchtbaren Ueberschwemmung im März 1838 wurden in diesem Hospitale, welches rund umher das solideste und größte Gebäude war, nicht weniger als 4000 Menschen zusammengeführt. Die Fluth kam außerordentlich rasch, aber die behutsame und vorsichtige Direction hatte dennoch bei Zeiten die Kranken in die zweite Etage bringen lassen. Alle jene Menschen, die sich in das Rochusspital wie in eine Burg gerettet hatten, wurden hier drei Tage lang von den Vorräthen des Spitals in kleinen und stündlich knapper zugemessenen Portionen gespeist, und zwar unter der Leitung einer ausgezeichnet aufopfernden, energischen und wohlthätigen Dame, die ich hier kennen zu lernen das Glück hatte.

Der Zustand des Spitals in jenen Tagen, und aller der geängstigten, verzweifelnden, hungernden, kränkelnden und sterbenden Menschheit in diesen engen Räumen war unbeschreiblich schrecklich. Nach der Ueberschwemmung wurden allein in dem Vorhofe des Rochushospitals 450 Leichen, meistens von Kindern, die, von den Wellen herangeschwemmt, auf der Straße gefunden oder von fremden Menschen herbeigetragen worden waren, ausgestellt, damit die Ihrigen sie erkennen und abholen möchten.

Ich kam oft mit den Einwohnern von Pesth auf jene Sündfluth zu sprechen und fand sie noch alle davon, wie von einem ganz neuen Schrecken, erfüllt. Keine Phantasie stelle sich vor, sagen sie, wie furchtbar

dieses Ereigniß gewesen. „Ja," sagte mir ein alter Ofener Apotheker, „das ist wahr, kein Dichter, kein Poet, kein Schriftsteller kann es arg und wahr genug schildern, dieß ungeheuere, grauenhafte Ereigniß. Nur a facie loci konnte man wahrnehmen, was eine solche Ueberschwemmung heißt. Und wollte selbst Einer nur purum putum das Wahre sagen, die Nachwelt würde es nicht glauben."

Das Wasser nahm schon den 12. und 13. März zu. Doch wäre es ruhig wie andere Jahre seinen Weg weiter gegangen, wenn sich das Eis nicht unterhalb Pesth bei der Insel Csepel gestauet hätte. Darauf stieg es bedeutend, und man fing an abermals eine solche Ueberschwemmung zu fürchten, wie sie Pesth schon oft gehabt hatte, ohne jedoch daran zu denken, daß es dieses Mal eine werden sollte, wie sie Pesth noch nie gesehen. Man bot eine Menge von Arbeitern auf und schickte auch das Militär ab, um einige Vorkehrungen zu treffen und unterhalb der Stadt — denn wider den Lauf der Natur kam das Wasser von unten herauf — Dämme anzulegen.

Tausende von Menschen, zum Theil aus Neugierde, zum Theil aus gespannter Erwartung über die Dinge, die da kommen würden, gingen hinaus, um sich die Dammarbeiten anzusehen. Es war ein langer Erdwall, an dem unzählige Leute thätig waren, und vor dem die wilden, wachsenden Wogen tobend Einlaß forderten. Eine junge Dame, die auch hinausgelaufen war, sagte: „O Gott, wie gräßlich sieht das aus!" — Bald sollte

es nicht nur so gräßlich aussehen, sondern noch viel gräßlicher in der That und Wirklichkeit sein.

Das Wasser stieg und stieg. Es wurden mehr und mehr Arbeiter aufgeboten, alle Regimenter abgeschickt. Aber umsonst! Das schwache Menschenwerk mußte der wilden Naturgewalt weichen. Indem die Leute nach vorne hin aufschütteten, bemerkten sie plötzlich zu ihrem Schrecken auch schon hinter sich das wogende Element verbreitet. Die Dämme waren unterspült, — untergraben, — sie brachen, und nur der schleunigste Rückzug rettete die Mannschaft. — Alles flüchtete in die Stadt, in die Häuser. Die Donau folgte ihnen auf dem Fuße. Der Schrecken verbreitete sich in allen Straßen.

Einen Theil der Stadt, den niedrigsten, den es bei jeder Ueberschwemmung zu besetzen gewohnt war, nahmen die Wellen sofort in Besitz. — Jeder fing nun an, sich in seiner eigenen Behausung zu befestigen und wo nur möglich sie mit Dämmen von Erde, Mist und Bretern zu umziehen. Besonders thaten dieß die Leute auf der schönen „Waizner Straße," dem Kohlmarkte und dem Graben von Pesth. Hierher waren die Ueberschwemmungen sonst noch nie gekommen, und da es hieß, es zeige sich auch in dieser Straße die Donau, so glaubten doch die Bewohner ganz sicher zu sitzen hinter ihren Bretern und Mistdämmen, die sie aufgeworfen hatten.

Auch durchbrach das Wasser diese Dämme wirklich nicht. Aber wie bei großen Volksbewegungen oft die aufgeregten geistigen Elemente auch der Dämme und Gränzen, die man ihnen setzte, spotten und sie, oft je-

doch ohne sie einmal eines Angriffes zu würdigen, umgehen und irgendwo erscheinen, wo die Kurzsichtigkeit der Politiker sie zu sehen gar nicht vermuthete, so auch die Donau. Es fing auf einmal in den Häusern selbst an lebendig zu werden. Es kamen kleine Bläschen aus den Fugen der Haus- und Zimmerböden hervor, und es war ein Geräusch in den Gebäuden, als wenn unten überall Wasserkessel siedeten. Aus den Mäusehöhlen und den Bohrlöchern der Zimmerleute sprudelten kleine Fontänen heraus, und siehe da, auch die schönen Zimmer, Läden und Waarenmagazine der Waizner Gasse standen mitten in dem Strome und unter dem Niveau seines Spiegels.

Man verlor indessen noch keinesweges den Kopf. Man sprang in's Wasser und schaffte alle Waaren eilig um einige Fuß höher in die oberen Etageren und Fächer. — Es wäre unerhört, es wäre unglaublich, daß je das Wasser so hoch kommen sollte. Unmöglich könnte es noch höher steigen, und augenblicklich müsse es nun wieder fallen. — Aber die gierigen Donaunixen folgten dem Menschenwerke nach und schwammen 5 bis 6 Fuß hoch in die Häuser hinauf. Man schaffte die Waaren zu allergrößter Vorsicht noch einmal zwei Fächer höher. Aber die Donaunixen schwammen 7 bis 9 Fuß hoch. Viele Leute hatten, um nur Einiges von ihrer Habe zu retten, bis an die Arme im Wasser gearbeitet. Aber bald konnte es Niemand mehr aushalten. Denn das Wasser war furchtbar kalt, lauter eben erst geschmolzenes Eis. Selbst der Aermste gab nun seine Habe

preis und fing an, sich der Besorgniß für sein und der Seinigen Leben zu überlassen.

Der Boden, auf welchem Pesth steht, ist lauter loses, aufgeschwemmtes Erdreich, oben Flugsand und darunter anderweitige Alluvionen, Kies-, Mergel- und Thonschichten, die sich bei artesischen Bohrversuchen als bis zu 10 Klaftern tief liegend erwiesen haben.

Die Donau übte, indem sie in diesen Alluvionen wüthete, ein uraltes Recht. Sie höhlte darin Gruben und Canäle aus. Daß dieß so war, sah man deutlich; denn in einem Hause, das tiefe Grundmauern hatte, hoben sich plötzlich die Dielen, und ein großes dickes Faß kam darin zum Vorschein, welches nicht dem Hauswirthe selber, sondern einem seiner Nachbarn gehörte. Es war unter den tiefgehenden Mauern des Hauses in einem jener Canäle von den Fluthen hindurchgerissen und an's Licht gespült worden. Da half es den Häusern nicht, daß sie fest gebaut waren. Viele von den solidesten wankten und bekamen Risse von oben bis unten, mehre stürzten auch zusammen. Von soliden und unsoliden zusammen genommen sollen nicht weniger als 3000 Häuser damals in Pesth zerstört worden sein. Jener Apotheker erzählte mir, er habe einen Schrank, den er in dem unteren Stockwerke gehabt, später zu seiner Verwunderung in einem der Zimmer seines ersten Stockwerks aufgestellt gefunden. Die Fluth habe ihn nach eingerissener Thüre dorthin geschleppt.

Am zweiten Tage stieg die Noth am höchsten. Die allgemeine Frage war, ob die Häuser halten oder zusam-

menbrechen würden. Und die festesten Gebäude, das Neugebäude, das Spital, und die höchsten Plätze, der Neumarkt und der Schloßberg von Ofen, waren von unzähligen Menschen besetzt. Auf dem Neumarkte hatte eine unzählige Menge von Menschen Zelte aufgeschlagen, unter denen sie mehre Tage in rauher Witterung zubrachten, selbst Magnaten, die ihren Häusern nicht recht trauten. Wer nur konnte und in Pesth nicht viel zu verlieren hatte, floh nach Ofen hinüber. Die Ofener Schloßbürger schickten einige Hülfe in kleinen Böten, die der Erzherzog Stephan, der Graf Szechenyi, der Deputirte Deák, der berühmte Wesselenyi und andere edle Magnaten, Beamten oder Studenten commandirten. Sie fuhren in den Straßen von Pesth herum, retteten, wo sie konnten, und ließen die Leute, welche ihre Häuser verlassen wollten, einsteigen, um sie an irgend einen trockenen und festen Platz zu bringen.

Da das Wasser über zwei Tage stand und immer in derselben erschrecklichen Höhe blieb, ohne sich zu rühren, so fingen die Leute endlich an, an den jüngsten Tag für Pesth zu glauben. Es verbreitete sich die Vermuthung, es möchte die Donau sich vielleicht ein neues Bett gegraben haben und die Stadt Pesth auf ewige Zeiten im Wasser verbleiben müssen und dem Verschwinden vom Erdboden gewidmet sein. Manche meinten, die Umgegend von Pesth wäre zu einem großen See umgewandelt, der nie wieder austrocknen würde.

Endlich am dritten Tage brach sich der Eigensinn des Wassers. Wahrscheinlich war der Eisdamm bei

Csepel losgegangen. Die Fluth verlief sich. Pesth tauchte aus dem Wasserspiegel, der es umgab, hervor und zeigte sich in seinem Schutt und Ruin.

Manche Straßen waren der Art mit Dächern, Mauern, Balken und darunter verschütteten Leichnamen von Menschen und Thieren verbarricadirt, daß man mehre Tage arbeiten mußte, bis sie wieder gangbar wurden. Gegen 3000 Häuser, meistens freilich Lehmbaraken, waren zusammengerissen, zum Theil aber ganz leise im Wasser auseinander gegangen und, so zu sagen, hingeschmolzen. Die leise, allmählige Gewalt des Wassers hatte in drei Tagen mehr geschadet, als es ein hunderttägiges Bombardement gethan haben würde.

Der Anblick, den Pesth jetzt darbot, läßt sich noch weniger schildern als die Fluth selber. Denn wenn schon nach einer Ballnacht das Erwachen am anderen Morgen widerlich ist, und der nüchterne Ballsaal dann einen unangenehmen Anblick darbietet, so mag denn nach einem solchen Tanze der sonst von Dichtern so viel gepriesenen Nixen, Nymphen und Flußgötter das Erwachen gar traurig gewesen sein. Ich weiß nicht, welchen Anblick die anderen Kaufläden dargeboten haben mögen, aber in einigen Buchhandlungen, die nicht schnell genug hatten ausräumen können, war ein Papiermus, eine Büchersuppe und ein literarisches Quodlibet entstanden, wie man es seitdem noch nicht wieder gesehen hat. Alle Bücher waren aufgeweicht und aufgelöst, und Göthe, Schiller, Shakespeare, Voltaire und Jean Paul, französische, deutsche und ungarische Literatur zu

einer Masse verarbeitet. Da schwammen ungarische Sprachlehren, Pesther Journale und englische Prachtwerke neben französischen Romanen, deutschen Lexikons und italienischen Arien herum und gingen gemeinsam unter, und die Donau fraß sich hier wohl hundertmal im Bilde selber auf. Denn wie viele Donauansichten, Donau-Reisebeschreibungen, Donaupanoramen, Donaufluß-karten mögen da wohl mit verwässert worden sein! — Ein industriöser Papiermacher hätte sich einige Maß von dieser Suppe kaufen und daraus einige neue Bogen Druck- und auch gleich bedrucktes Papier herausschöpfen sollen. Er hätte so vielleicht eine Brochure des interessantesten Quodlibets gewonnen.

Der ganze Boden von Pesth war noch auf lange Monate hinaus mit Donauwasser imprägnirt, und in den Kellern blieb dasselbe vier, ja sechs Monate lang stehen. Daß man es auspumpte, half nicht, denn es floß von den Seiten her immer wieder von Neuem zu.

Der Hülferuf der armen ruinirten Pesther Bürger erscholl durch ganz Deutschland, und von allen Seiten flossen helfende Beiträge heran. Man kann sagen, halb Europa half Pesth wieder aufbauen. Obgleich natürlich das Baumaterial sehr theuer wurde, — man zahlte das Zwei- und Dreifache für die Steine, — so erstand Pesth doch wieder, die alten Wunden verharrschten, und die Stadt steht nun wieder schöner und prächtiger da als zuvor, wie wir dieß im Obigen zu zeigen versucht haben.

Die Donau in den Centralebenen Ungarns.

Die ganze Nacht vom letzten August auf den ersten September träumten wir von jener Donauüberschwemmung, von der uns die Pesther so Vieles erzählt. Und als am anderen Morgen um vier Uhr ein laut donnernder Kanonenschuß uns weckte, war unser erster Gedanke wiederum Ueberschwemmung. Wir stürzten aus der Königin von England auf die Straße und fanden auch richtig das ganze Land mit einem breiten Strome überfluthet. Mit Hunderten von Menschen flüchteten wir an den Bord des Dampfschiffs, das nicht weit von unserem Wirthshause vor Anker lag, und beschlossen, diesen unsicheren Pesther Alluvial-Boden zu verlassen und in die Türkei zu entfliehen.

Um fünf Uhr gingen wir dahin ab. Es war noch ziemlich Nacht, und der Mond schien sich noch nicht entschließen zu können, der nahenden Sonne das Regiment des schönen Himmels abzutreten. Von einem festen Sitze aus, den ich auf einem der Bänke des Verdecks gewonnen hatte, betrachtete ich die Breite der Donaufluth. Sie

war und ist dieß auch seit Jahrhunderten — (denn das ganze Land, welches sie an unserem ersten September überfluthete, ist Flußbett seit ewigen Zeiten her) — zwischen Pesth und Ofen am schmalsten (etwa 250 Klaftern breit). Gleich unterhalb Pesth's, wo sie aus dem Thore des Blocksbergs tritt, wird sie fast dreimal so breit, und gleich oberhalb der Stadt ist sie auch um fast ebenso viel breiter. Dieser Umstand ist nicht unwichtig; denn ohne Zweifel war die Pesth-Ofener Donauverengung von dem größten Einflusse auf die gerade hier so häufig stattfindenden Völkerübergänge, — auf die Ueberbrückung des Flusses — und demnach auf die Ansiedelung der beiden Städte.

Gleich unterhalb Pesth's tritt die Donau in jene zweite große ungarische Ebene, die sich von den Mittelgebirgen des Landes bis an die slavonischen und serbischen Gebirge erstreckt. Der Ofener Blocksberg ist der letzte Berg, welcher nahe zu ihr herantritt. Zwischen ihm und einigen Hügeln auf der Pesther Seite scheinen die Städte wie in einem mächtigen Thore zu liegen. Der Anblick ist schön zu nennen. Und gerade in der Mitte durch den Thorweg hin sieht man sich den Schloßberg mit seinen stattlichen Gebäuden erheben. Er bildet noch lange gewissermaßen den point de vue der Perspective. Je näher die Sonne kam, desto deutlicher wurde uns Alles, und als sie endlich auf den Kreis des Horizontes hell hervortrat, beleuchtete sie uns die Zinnen des schon ziemlich entfernten Blocks- und Schloßbergs, als wollte sie uns das entschwindende Tableau noch einmal in seiner Pracht zeigen und unvergeßlich in die Seele prägen. Endlich gingen die

90,000 Pesther und die 30,000 Ofener in den Fluthen der Donau unter. Die Seligen! Es geschah ihnen im süßesten Morgenschlaf, und sie merkten nichts davon.

Ebenso wie die Donau, aus dem Thore von Preßburg in die kleine ungarische Ebene hervortretend, sich ihrer größeren Freiheit zu freuen scheint und das ebene Land, das sie zuweilen in Zeiten des hohen Wassers weit und breit beherrscht, mit mehren Canälen wie ein neues, ihr unterthäniges Gebiet umarmt, ebenso macht sie es auch unmittelbar hinter Pesth und geht in zwei großen Armen auseinander. Hier entsteht daraus die große Insel Csepel wie dort die Insel Schütt. Sieben Meilen weit fuhren wir an der Küste dieser Insel hin, die ihren Namen von dem ungarischen Worte „Csep“ hat. Dieses bedeutet so viel als Dreschflegel und „Csepel“ also etwa die Dreschflegelinsel, was vielleicht von den fruchtbaren Aeckern, welche sie in ihrem Busen birgt, hergenommen sein mag. Wiesen, Wälder, Aecker und Dörfer wechseln auf der Insel ab Es gehört aber die Schnelligkeit einer Dampfschiffreise dazu, um die Tempos, in welchen diese Abwechselung geschieht, nicht allzulang gedehnt zu finden. Arpad, der erste ungarische Fürst der mittleren Donaugebiete, schlug auf dieser Insel seinen vornehmsten Sitz auf und liegt auch hier seit dem Jahre 907 im Centrum seiner Eroberungen, mitten in der Donau, von zwei großen Armen des Stromes umflossen, begraben.

Das ganze Stück der Donau von den ungarischen Mittelgebirgen bis an die Gränze Ungarns, bis nach Syrmien, Belgrad und den serbischen Gebirgen gehört

entschieden zu den unerheblichsten Theilen des ganzen Stromlaufs. Während von Belgrad an die walachische Donau oder der Isther wieder mit berühmten Städtenamen geschmückt ist und in der Geschichte eine glänzende Rolle spielte, während das Stück zwischen Belgrad und Widdin außer seiner historischen Bedeutsamkeit auch für die Naturgeschichte eine große Wichtigkeit hat, — ist das ganze bezeichnete Donaustück, das die pannonisch-dacischen Steppen durchirrt, in jeder Beziehung arm zu nennen. Keine glänzenden Namen zeigen sich an seinen Ufern, — nur kleine oder große Marktflecken erscheinen hier und da in den Lehmwänden des Flusses versteckt, — keine pittoresken Gebirge erheben sich irgendwo, — in langen unabsehbaren Flächen dehnt sich die Landschaft hin, — in unendlichen Weidengebüschen, — in einförmigen lehmigen Uferlinien, — in öden Ebenen verliert sich und verschwimmt ihr Bild. Die rechte Seite des Flusses, die pannonische (die Provinz der Prinzessin Valeria), ist durchweg höher als die linke, und die meisten der Dörfer und Marktflecken zeigen sich daher auf dieser Seite (Földwar, Tolna, Bata, Mohacs), sie liegen hier alle nahe an der Donau, — während die andere Seite sich meistens vollkommen wüste, mit Sumpf, — Gebüsch, — Steppe bedeckt, erweis't. (Kalotsa, Baja, Zombor und Bacs, alle diese Städte liegen hier mehr landeinwärts.) Daher geht denn auch die große Donau-Poststraße von Pesth nach Slavonien an dieser hohen rechten Seite hin.

Wie die Menschen, so haben auch die meisten Vögel auf der rechten Seite der Donau Posto gefaßt. Man

sieht die lehmigen Ufergewände überall von tausend Löchern durchbohrt. Es sind die Eingänge zu den Nestern vieler Arten von Vögeln, meistens indeß nur solcher, die sich mehr und mehr dem Menschen angeschlossen haben, z. B. verschiedener Species von Schwalben, — insbesondere der Uferschwalbe, von den Ungarn „parti fetske,“ d. h. der Uferplauderer, genannt (von dem ununterbrochenen Zwitschern und Schwatzen, auf Ungarisch: fetsegni, haben die Ungarn überhaupt alle Schwalben fetske, d. h. Schwätzer, Plauderer, geheißen). Dann ist es der Storch, der, wie der Mensch seine Marktflecken, ebenso seine vornehmsten Stationen am rechten Donauufer hat, besonders auf den großen Wiesen, die sich hier und da in den tiefen Einschnitten des hohen Flußufers *) befinden und zuweilen zu kleinen Ebenen ausdehnen. Eine solche Storchstation, ein in Ungarn berühmter Sammelplatz dieser Vögel, soll z. B. die große Wiesenebene bei Tolna sein, wo sie sich im Herbste bevor sie, wie die Kreuzfahrer, nach Aegypten ziehen, an der Donau in Schaaren von vielen Tausenden versammeln. Wir kamen leider zu spät bei Tolna an, um unsere Augen als Deputirte zu jenem pannonischen Vögellandtage schicken zu können; denn bereits am 20. August hatten, wie mir ein Mann aus der Umgegend versicherte, die Störche das Land verlassen. Das Datum schien mir ein wenig zu früh gesetzt. Aber da der Mann, der ein guter Kenner seiner Heimath zu sein schien, steif und fest dabei

*) Auch die römischen Namen: „Intercisa“ (für Földwar) und „Alta Ripa“ (für Tolna) erinnern an diese Beschaffenheit des Ufers.

blieb, so mußte ich es glauben. Er sagte: „vom 20. August an ist kein Storch, und vom 8. September an keine Hausschwalbe mehr in Pannonien!" — Zahme Gänseheerden, Entenschaaren, Truthühnerarmeen sieht man die Dörfer umweiden, während auf der ungastlichen linken Seite das wilde Geflügel nistet und brütet. Hier zeigen sich zuweilen kleine Züge von dicken fetten Trappen, ihren niedrigen Flug über die Steppen ausbreitend, — zwanzigerlei Arten von Schnepfen soll es in den Morästen geben, — die Rohrdommel soll hier zu Zeiten in den Sümpfen brüllen, — und hier und da fliegt ein Reiher über die Rohrspitzen hin. Aber auch selbst wenn es still und ruhig in diesen Schilfwäldern ist, traut man ihnen doch nicht; denn sie sollen ein gewöhnlicher Aufenthaltsort des Rohrwolfes sein. Man unterscheidet den Bergwolf (in den Karpathen) und den Rohrwolf (an den Flußgestaden).

Wie an dem Faden der Ariadne fanden wir uns an der Leitung des untrüglichen Fadens des Flusses durch dieß Labyrinth von Gebüschen und Steppen hindurch. Auf einem großen Strome kann man auch mitten in der Wüste nicht verzweifeln; denn er ist das schönste Sinnbild der zuversichtlichen Hoffnung. Man hat die Gewißheit, den Weg nicht zu verfehlen; — man ist überzeugt, die Bahn kann nicht aufhören, — und nun zumal auf einem Dampfschiffe, wo es immer weiter geht, wo kein Umspannen, kein Ausruhen nöthig ist, wo der in die Ferne strebende Reisende das beruhigende Gefühl hat, er habe das Seinige gethan, er mag dinirt, geruht, geschlafen, Kaffee

getrunken oder spaziert haben, und wo er immer sagen kann: „Gott sei Dank, diese Nacht sind wir fleißig gewesen, wir haben fünfzehn Meilen gemacht," oder: „über Tisch haben wir uns zwei Meilen aus der Stelle gebracht."

Am allerwenigsten Langeweile konnten wir bei dieser Fahrt empfinden; denn wir hatten, wie Einige behaupteten, über 400 Passagiere (der Capitain gab die Anzahl auf 350 an) am Bord und außerdem eine solche Menge von Equipagen und Waarenballen, die selbst auf dem Verdecke hoch aufgestapelt waren, daß an den Seiten und zwischendurch nur enge Passagen und kleine freie Plätze blieben. Es waren größtentheils Marktleute, Kaufleute, Beamte, ungarischer Landadel, Serbier, Illyrier, aus allen Theilen der mittleren und unteren Donau, welche von der großen Pesther Messe nach Hause zurückkehrten. Wir vertheilten sie unterwegs an den verschiedenen Stationsplätzen zur Rechten und Linken der Donau, wo sie entweder bleiben oder von wo aus sie ihre nahen Wohnorte erreichen wollten. Außerdem aber hatten wir auch mehre walachische Bojaren an Bord, die von einem europäischen Ausfluge in ihr Vaterland zurückkehrten, spanische Juden, die nach Thessalonich eilten, bosnische Franziskaner, einige Einwohner von Konstantinopel, Franzosen, Deutsche, die ihr Glück in fernen türkischen Provinzen suchen wollten, mit einem Worte also Specimina von den Bevölkerungen fast aller derjenigen europäischen Provinzen oder Landschaften, die von Pesth aus nach Südwesten liegen, bis an das „weiße Meer" hin, und wir brauchten nur einen Blick auf die Population unseres Dampfschiffes zu thun,

um sofort die ganze Verzweigung derjenigen Verbindungen vor Augen zu haben, welche die in südöstlicher Richtung vorschreitende Donau zwischen allen an sie gränzenden Ländern anknüpft. Ich fand diesen Blick so ausgezeichnet lehrreich und interessant, daß ich durchaus darüber noch etwas umständlicher sein muß und in Ermangelung von hübschen Bildern, die ich von den Ufern der Donau entwerfen könnte, hier das Bild unserer nächsten Umgebung auf dem Dampfschiffe hersetze.

Wie in der Zusammensetzungsweise der Bevölkerung der ungarischen Donaustädte des unteren Landes sich natürlich alle die Beziehungen dieser Gegenden zu der Nähe und Ferne abspiegeln, so reflectirte sich auch in der Population unseres Dampfschiffes dasselbe, und ich verglich das Deck im Stillen mit der Bauart und Bevölkerungsweise einer solchen Donaustadt.

Da, wo wir saßen, auf dem Hintertheile (dem Quarterdecke) des Schiffs, in der Nähe des Eingangs zur ersten Kajüte, war der Haupt-, Hof- und Schloßplatz dieser schwimmenden Colonie. Es saßen daselbst zu Rathe (außer den Steuerleuten, die das Ganze leiteten) erstlich einige ungarische Magnaten, darunter der berühmte Deputirte und Redner B....., der sich auf dem letzten Landtage hervorthat, ein kleiner Mann von anspruchslosem Wesen. In unserer Deputirtenkammer sprach er wenig, schien aber beständig mit seinen Gedanken beschäftigt, oder in die Lecture der neuesten Pesther Journale vertieft. Er war sehr einfach gekleidet, etwas mager, schien mir ein Kernmann zu sein und aß ebenso

wenig, als er sprach. Er kam von einer Geschäftsreise aus Pesth und wollte auf seine Güter zum Genusse des Restes von ländlicher Muße, den der Sommer noch gewähren konnte. „Hobn's den B..... schon g'sehn? Er isch an Bord?" fragten mich Mehre, und ich schloß daraus auf die Popularität, die dieser Mann in Ungarn genießen möge.

Alsdann jene walachischen Bojaren, die ihre rabenschwarzen Haare und ihre abgerundeten Gesichter als solche verriethen. Sie kamen von London und Paris und hatten viele schöne Sachen, Pistolen, Bijoux, Wiener Kleider, Uhren und dergleichen eingekauft, mit denen sie in ihr Vaterland zurückkehrten. Sie sprachen Alle soviel Deutsch, als für den Kellner nöthig war (einige auch recht geläufig). Sonst war ihnen zu Liebe in einem kleinen engen Kreise unseres Quarterdecks die Conversation französisch, und zu diesem Kreise gehörte denn auch ein Franzose, der nach Jassy reis'te, um im Auftrage eines Pariser Hauses daselbst, ich weiß nicht, welches Handelsetablissement zu begründen.

Pesther Bürger und Bürgerinnen, die Verwandte in der Provinz besuchen wollten, lauter liebe gute deutsche Leute, — alsdann einige ungarische Provinzdamen, die zu ihren Männern zurückkehrten. Eine von ihnen war besonders hübsch, freundlich, klug und schwarz gekleidet, — und der Franzose machte ihr auf eine so unglaublich zudringliche Weise die Cour, daß ich mich ihrer energisch annahm, wozu ich um so größeres Recht hatte, da es schon eine alte Bekannte von mir war, obgleich ich sie vorher

niemals gesehen hatte. In Pesth in der Königin von England nämlich hatte ich lange Zeit mit ihr Zimmer an Zimmer gewohnt. Ich kannte ihren Gang, ihre Stimme, — ich hatte gehört, wie sie ihre Freundinnen bewillkommte, — ich wußte, wie sie sich räusperte, — ich hatte ihre kleine Gewohnheit, mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln, beobachtet, — ich hatte in ihren Selbstgesprächen ihre intimsten Gefühle und verborgensten Gedanken belauscht, — mit einem Worte, ich kannte sie ganz, — nur einzig und allein ihre äußere Hülle nicht. Diese lernte ich erst auf dem Dampfschiffe kennen. Sie saß auf einer Bank und trommelte auf der Barriere des Schiffs ganz in dem Tacte, den ich in der Königin von England gehört hatte. Ich redete sie an, — richtig: ihr Räuspern! ihre Stimme! — sie war es. Ich muß sagen, daß ich in jedes unbekannte Frauenzimmer, welches ich in einem Zimmer neben mir mit leisen Tritten gehen höre, schon von vorn herein etwas verliebt bin, und ich wurde dießmal auf keine Weise enttäuscht, da ich ein stilles, edles und liebenswürdiges Wesen fand. „Sie wohnten auf Nr. 30 der Königin von England?" redete ich sie an. „Ja," sagte sie, „da wohnte ich." — „O, dann erlauben Sie mir, Ihnen auszusprechen, daß ich Ihnen schon seit lange viele Theilnahme widme." Ich erklärte ihr das. Sie blieb der Mittelpunct unserer Beschäftigungen den ganzen Tag über, bis sie gegen Abend bei Baja schied, um dort mit ihrem Gemahle zusammenzutreffen und mit ihm nach Theresiopol, ihrem Wohnorte, zu fahren. Unser Franzose nun betüpfelte im Laufe des Gesprächs, indem er ihr ein Compliment machte, mit den äußersten

Fingerspitzen ihren entblößten Nacken und bekam darüber von mir und noch einem Herrn, die wir unseren Augen nicht trauen wollten, etwas zu hören, worauf er meinte: „Comme vous êtes vous Allemands! Ihr seid idealistische Narren, geht um den Brei herum, Ihr versteht nichts davon, was die Frauen gern haben, und nennt Dinge unschicklich und anstößig, die ganz in der Ordnung sind."

Neben unserem Residenzplatze an den Seiten waren zwei elegante Equipagen aufgefahren. In der einen haus'te ein walachischer Bojar, der sich den ganzen Tag über einschloß und nur am Abende zum Vorschein kam, wo er dann durch seine wunderlichen Ideeen und einfältigen Einfälle (denn sein Verstand war hinter seinen Jahren zurückgeblieben) seinen Landsleuten und uns viel Gelegenheit zum Lachen gab. Die andere aber zeigte das lieblichste Tableau häuslicher Niederlassung. Es wohnte darin eine Mutter, eine hochgebildete Dame aus Deutschland, mit ihren reizenden kleinen Kindern, die im Wagen spielten, aus- und einstiegen und unendlich erfinderisch waren, in dem engen Raume sich zu vergnügen.

Weiterhin auf dem ersten Platze bis zum Schornsteine war Alles gedrängt voll mit wohlhabenden Kaufleuten aus Neusatz, Semlin und Essek, Deutschen, Serbiern und einigen spanisch-türkischen Juden. Unter einer Partie von ihnen bildete den Mittelpunct eine junge hübsche Serbierin, welche, in einem reizenden türkischen Negligé hingegossen, dasaß und die ihr von den serbischen Herren dargebrachten Huldigungen mit Freundlichkeit und nicht ohne geistreiche Erwiderung annahm. Einer von ihnen flüsterte mir

zu, sie sei an einen Sdrawkowitsch verheirathet. Ihr Vater heiße Peter Miloikowitsch und sei ein „Velopoliez“ (ein Belgrader). Sie wohne zwei Tagereisen von Belgrad in Serbien hinein und sei die reichste junge Kaufmannsfrau im ganzen Lande. Sie war ein äußerst zierlich gebildetes Püppchen, das ein Maler sofort hätte portraitiren und für eine persische Prinzessin ausgeben können. Ihre knappen, engen und seidenen Untergewänder und darüber die mit Pelz verbrämten Ueberwürfe kleideten sie vortrefflich. In zwei dicken schönen Flechten hatte sie ihr schwarzes Haar wie einen Turban rund um den Kopf herum gelegt, und zwar etwas schief, wie einen etwas nachlässig aufgelegten Kranz. In den Haaren steckten, an Nadeln befestigt, Ducaten und verschiedene türkische Goldmünzen, die vom Kopfe dieser Nadeln an kleinen goldenen Händchen herabhingen. Den Scheitel hatte sie mit einer rothen, reich mit Gold gestickten Mütze (einem Feß) bedeckt, von dem ein voller Quast goldener Litzen buschig in den Nacken herabfiel. Eine lange goldene Kette hing über ihren Hals, und ein mit silbernen Zierathen bedeckter Gürtel umspann ihren schlanken Leib. Sie kam mir so ungemein schlank vor, daß ich mir einbildete, sie könnte kein anderes Rückgrat haben als das einer Schlange. Wenigstens müssen diese serbischen Weiber äußerst feine Knochen besitzen.

Ich wunderte mich über den Glanz dieses Negligés. „O Sie sollten sie erst einmal in ihrem Festkleide sehen, mit Perlen und Gold bedeckt! Da würden Sie staunen!“ sagten ihre Begleiter. Gewöhnlich hatte sie die beiden zierlichen Händchen in den beiden Seiten-

taschen stecken und schien sich über ein paar unserer deutschen Frauen zu moquiren, welche mitten in dem Getümmel saßen und strickten. Sie war über die Blüthe der Jahre hinaus; denn sie zählte schon 22 Sommer, was in Serbien für ein Frauenzimmer nicht mehr jung ist. Nichtsdestoweniger war sie bereits seit 14 Jahren verheirathet. „Bei uns verheirathet man die Kinder schon in der Wiege," sagte mir ein Serbier!

Die spanischen Juden waren vollkommen orientalisch gekleidet und hatten auch überhaupt mehr Maurisches und Türkisches als Jüdisches in ihrem Wesen. Sie sagten mir, daß es in Wien einige orientalisch-jüdische Häuser gäbe, die daselbst schon seit langen Zeiten etablirt seien. Sein Haus, bemerkte der eine, heiße Buenvinista und existire schon seit 200 Jahren in Wien. Sie haben in Semlin und in Neusatz Factoreien, in Wien aber das Haupthaus. In Thessalonich und Stambul seien die meisten ihrer Brüder, und zwischen diesen Puncten: Stambul, Thessalonich, Semlin und Wien, bewege sich ihre Correspondenz und ihr Verkehr. Sie sprachen nicht ungarisch, wohl aber das Deutsche, als eine bis zur türkischen Gränze in Handelsverhältnissen unentbehrliche Sprache. Sie correspondiren unter einander aber spanisch, das sie als ihre Muttersprache ansehen. Doch ist dieses Spanisch mit manchen italienischen und dann auch mit vielen türkischen Worten untermischt, so z. B. „tüten" (auf Türkisch Taback), „tschibuk" (Pfeife). Wir hatten drei solcher Juden an Bord. Sie waren alle drei wohlbeleibt, im Gegensatze zu unseren europäischen mageren Juden.

Von diesen letzteren trafen wir viele auf dem Vordertheile des Schiffs, wo unsere Vorstädte lagen, das Judenquartier, die Razenstadt, die Vorstadt der deutschen Gärtner, Schenkwirthe und geringeren Handwerker, nebst einer Beimischung von Illyriern, Kroaten und Slowaken, wie man dieß in allen ungarischen Städten wiederfindet. Alle Waarenballen, die eisernen Arme der Schiffsanker, die Schiffskanonen und die Knäuel der Taue und Stricke, die Luken, Strickleitern und Treppen, Alles war mit diesen Leuten dicht besetzt, und in den engen Gassen zwischen allen jenen Geräthschaften war das Gedränge ärger als auf den Marktplätzen von Pesth. Da lebte und webte es von ethnographisch-interessantem Stoffe, und wer da gewußt hätte, sich Alles zu deuten und in jeder Rücksicht klar zu machen, was ihm hier als solcher Stoff, ohne um Verzeihung zu bitten, auf die Füße trat, was ihm auf Schritt und Tritt begegnete und anrennte, was dort im Sonnenscheine sich sonnte, was hier im Schatten lag und schnarchte, was in den unteren Schiffshöhlen speis'te und pokulirte, was in jenem Loche kreischte und fluchte, was dort, in schwarzer Hülle vermummt, melancholisch und simulirend dasaß und nichts von sich sehen ließ als Nasenspitze und Fußzehen, — wer dieß Alles, sage ich, hätte deutlich aufdecken, erkennen, zeichnen und nach Wesen, Zweck und Absicht, Alter und Geschlecht, nach Sprache, Nationalität und Lebensschicksal darstellen mögen, der hätte damit sich und der Wissenschaft einen lehrreichen Dienst erweisen können.

Ich fand unter all' diesem Volke auch zwei Fran-

ziskaner aus der Türkei und zwar aus Bosnien. Sie trugen breitkrämpige Hüte und Schnurrbärte und sprachen kein Wort Deutsch, wohl aber Lateinisch. Sie kamen von der Erlauer Schule in Ungarn, um nun nach beendigten Studien von Eszek aus nach Bosnien zurückzukehren. Sie sagten mir, daß sie in Bosnien zwar auch Schulen hätten, daß sie daselbst aber nur grammaticam, rhetoricam und allenfalls auch poësiam absolviren könnten, „sed philosophiam et theologiam absolvere in nostris scholis impossibile est, et earum gratia in Hungariam venimus.“ Alle Jahre kommen einige heraus, die in Ungarn, dem Lande des Lichts für die Katholiken der nördlichen türkischen Provinzen, ihren Studien durch die Philosophie und Theologie die Krone aufsetzen und dann so geschmückt in ihr Vaterland zurückkehren.

Sie sagten mir, es gäbe drei katholische Franziskanerklöster und unter ihrer Leitung und Pflege eine kleine Heerde von einigen tausend Katholiken in Bosnien. In Türkisch-Kroatien soll ihre Anzahl noch größer sein. Es ist bekannt, daß sonst die Grundbevölkerung Bosniens der griechischen Kirche anhängt, während die größere Hälfte der Vornehmeren zum Mahomedanismus bekehrt ist. Bosnien (lateinisch-ungarisch „Rama“ genannt) war zu verschiedenen Zeiten dem ungarischen Königreiche unterworfen, und es ist ein Land, welches die Ungarn noch ebenso aus der türkischen Herrschaft wieder zurückverlangen, wie die Franzosen das linke Rheinufer aus der deutschen (obgleich letztere allerdings mit geringerer Aussicht auf Erfolg). Vielleicht sind jene Katholiken noch

aus der ungarischen Zeit her in Bosnien und ihr und ihrer Klöster Zusammenhang mit Ungarn daher sehr alt. Die Franziskaner sagten mir, sie würden auch von Italien aus vom Papste zuweilen beschenkt, und von diesem wie vom Kaiser von Oesterreich („a rege," sagten sie) bekämen sie auch jährlich ein kleines Geschenk, vom Papste „300 thaleros" und „a rege 400 thaleros," was der großen und äußersten Armuth, in der sie unter den Türken lebten, sehr wohlthäte. Ich traf später in einem ungarischen Kloster auch noch Franziskaner aus dem türkischen Kroatien, und es giebt ihrer ebenfalls in Bulgarien.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß von allen den katholischen Orden, welche sonst vor der türkischen Zeit in dem südlichen Theile von Ungarn bestanden und zum Theil (z. B. im Banate) reich begütert waren, sich überall fast allein nur der arme, bettelnde, ungelehrte Orden der „kleinen Väter" („patres minores," so nennen sich die Franziskaner) erhalten und mit den Türken über seine Existenz verglichen hat. Es liegt dieß natürlich in dem Charakter und Wesen dieses Ordens begründet; denn theils reizten die Franziskaner der Türken Habsucht nicht durch ihre Reichthümer, theils mochten die Mahomedaner bei den Franziskanern die frappanteste Aehnlichkeit mit ihren Derwischen (Derwisch heißt „ein Armer," und die Derwische sind daher buchstäblich die mahomedanischen Bettelmönche) entdecken, theils endlich nahmen auch die Franziskaner, als die am wenigsten gebildeten und gelehrten Mönche, an dem rohen türkischen Wesen am wenigsten Aergerniß und fanden sich am leichtesten mit ihnen ab. Sie

waren aus diesen — und noch aus anderen Gründen vor allen geschickt, die schwachen kleinen Flämmchen des katholischen Christenthums, welche unter der türkischen Herrschaft im südlichen Ungarn und in den daran gränzenden Ländern lebendig blieben, zu nähren und zu pflegen. Es gilt dieß übrigens noch von manchen anderen türkischen Provinzen, und auch in Jerusalem sind ja Franziskaner die Hüter des heiligen Grabes.

Ich sagte oben, daß in einem kleinen Zirkel unserer Gesellschaft gewissen Walachen zu Liebe etwas französisch gesprochen wurde, — daß die schöne Serbierin sich mit ihren Anbetern serbisch unterhielt, — daß die orientalischen Juden spanisch mit einander conversirten, — daß die bosnischen Franziskaner nur lateinisch redeten, — daß noch andere Leute sich mit einander auf Illyrisch, auf Griechisch, auf Walachisch und auf Ungarisch verständigten. Ich muß noch hinzusetzen, daß zwar auch ein Theil der Equipage, so wie der Capitain selbst, Italiener waren und sich italienisch mit einander unterhielten, und daß ich mehre andere Leute sah, die, wenn sie auch nichts sagten, doch gewiß in ihrer Sprache dachten, — zugleich muß ich aber auch sagen, und das war eigentlich die Hauptbemerkung, die ich machen wollte, daß bei aller dieser babylonischen Verwirrung doch die deutsche Sprache diejenige war, welche am allerallgemeinsten vernommen wurde, und die alle diese Donaufahrer wie ein gemeinsames Band und ein durchgreifendes Verständigungsmittel zu umschlingen schien. Deutsch war erstlich einmal auf dem Quarterdecke die Hauptsprache. Deutsch war die ganze Bewirthung auf dem Dampfschiffe

und Alles, was mit ihr zusammenhing. Deutsch radebrechten selbst die walachischen Bojaren, wie ich sagte, und deutsch sprachen die Serbier ziemlich geläufig. Deutsch commandirte sogar der italienische Capitain („Los! Seppel!“ — „Anziehen! Seppel!“ und andere deutsche Commandoworte erklangen zuweilen dröhnend durch sein Sprachrohr). Deutsch sprachen natürlich alle Juden, alle Gebildeten unter den zahlreichen Magyaren und alle noch zahlreicheren Deutschen selbst unter den 350 Passagieren. Ich kann hierbei eine kleine Betrachtung nicht unterdrücken. Ich weiß nämlich, daß Manche der Ansicht sind, daß durch die Dampfschifffahrt und die durch sie herbeigeführte Eröffnung der Donau in Ungarn ein Riese geweckt werden möchte, der für Oesterreich gefährlich werden könnte. Ja, es giebt sogar viele patriotische Ungarn, die nicht blos aus allgemeinem Eifer für das Gute und Bessere, sondern auch ganz vorzüglich aus der besonderen Hoffnung auf Vermehrung der Macht ihrer Nationalität in Bezug auf Oesterreich für die Dampfschifffahrt außerordentlich eingenommen sind und mit Stolz und großen Erwartungen auf diese rauchenden und dampfenden „Zrinys,“ „Errös“ rc. hinsehen, als könnten sie dazu dienen, dereinst wieder ein unabhängiges Magyarenreich begründen zu helfen. Ich glaube, daß man in Wien durchaus nicht dieser Ansicht ist, daß man dort vielmehr weit größeren Vortheil für das Deutschthum als für das Magyarenthum aus der eröffneten Dampfschifffahrt erwartet, und mir scheint es, daß man dort richtiger sehe. Die Dampfschiffe tragen ohne Zweifel den Samen zu vielen kaufmännischen und industriösen Unter-

nehmungen mit sich und verschleppen ihn an der ganzen Donau hin. Die Träger und Pfleger dieses Samens sind aber die Deutschen und andere westeuropäische Nationen weit mehr als die Magyaren selbst. Es werden also in Zukunft von Oesterreich aus deutsche Elemente noch weit mehr als früher nach Ungarn einströmen. Die Städte des Landes und die städtischen Gewerbe werden zunehmen und steigen, das Gewicht der Städte und der Bürger wird mithin bedeutender werden, und diese jetzt also im Steigen begriffenen Stadt=Communen sind alle mehr auf der österreichischen als auf der magyarischen Seite. Pesth lag sonst von Wien drei bis vier Tagereisen entfernt, jetzt ist es ihm bis auf eine Tagereise nahe gerückt. Wenn ehemals ein Deutscher sagte, er habe auch Ungarn betreten, so war es meistens nur die Gränzstadt Preßburg, die er gesehen hatte. Jetzt ist das Geringste, daß man auch bis nach Pesth vorschreitet, und ich glaube, daß die Wiener Polizei in den letzten Jahren mindestens dreimal soviel Pässe dahin ertheilt hat als früher. Es scheint also, daß man die Dampfschifffahrt eher als ein Gegenmittel denn als ein Beförderungsmittel des in seinen Ansprüchen steigenden Magyarismus betrachten könne. In den Weiden und Steppen Ungarns liegen die Herzwurzeln des Magyarenthums. Je mehr man die ungarischen Weiden in Ackerland zu verwandeln, je mehr man die Marktflecken in Städte umzubauen, je mehr man das ganze Land in die Netze der Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschifffahrtslinien einzuspinnen im Stande ist, wird sich nicht Alles desto mehr mit Deutschland verassimiliren?

Mit dieser ganzen bunten Ladung von Menschen —

wäre die Welt in diesem Augenblicke, was Gott gnädig verhütete, von einer zweiten Sündfluth zerstört worden, wir hätten später aus dem Bauche unseres Schiffes zur neuen Bevölkerung der Länder alle Nationen, alle Religionen und Religionsspaltungen wieder hervorgehen lassen können — mit dieser Arche Noah voll Nationen, sage ich, landeten wir gegen Abend bei unserer vierten Station, bei Baja. Dieser Ort liegt auf der linken Seite der Donau. Mir kommt es aber, wenn ich an ihn zurückdenke, immer so vor, als müsse er auf der rechten liegen; denn weil das Dampfschiff, um an den Stationsplatz zu gelangen, einen großen Bogen im Strome beschrieb und dann, gegen denselben anfahrend, sich an dem Landungsplatze anlegte, so habe ich Baja nur zur Rechten des Schiffs gesehen. Die Dampfschiffe thun dieß bekanntlich immer auf allen Flüssen, und es entsteht dadurch in den Köpfen der Dampfschifffahrtspassagiere eine große geographische Verwirrung, wenn sie nicht sorgfältig die Bewegungen des Dampfschiffs beobachtet und dabei die Karten verglichen haben. In dem Gedächtnisse jener Passagiere liegen die Stationen der linken Flußseite auf dem rechten Ufer, und umgekehrt die Stationen des rechten Ufers auf dem linken.

Bei Baja verließ uns leider die liebenswürdige Nr. 30 aus der Königin von England. Wir stiegen mit ihr an das Ufer des Landes der metanastischen Jazygen und überlieferten sie hier den Händen ihres Gemahls, der freilich gut gekleidet war, aber in seinem sehr schlichten magyarischen Aeußeren uns nicht ganz zu dem zarten Wesen zu passen schien. Ich redete ihn deutsch und der Franzose franzö-

fisch an. „Mein Mann versteht leider wenig Deutsch und Französisch,“ sagte sie, und der Franzose konnte daher, ohne Eifersucht zu erregen, noch ein Bonmot machen, das nicht übel war. „Sehen Sie, Madame, den bescheidenen Deutschen,“ sagte er, indem ich ihr einige Dornen und Disteln von den Kleidern ablas, die sich am Ufer angehäkelt hatten, „sehen Sie, die Dornen nimmt er für sich und die schönen Rosen läßt er Ihnen auf den Lippen.“ Etwas lächelnd und leise erröthend verschwand sie uns in dem Getümmel, und wir sprangen, als man eben das Bret wegziehen wollte, an das Dampfschiff zurück.

Baja liegt etwa ein halbes Stündchen von den Donausümpfen abseits. Es führt ein schmaler Canal zur Stadt — ich weiß nicht, ob es ein künstlicher oder ein natürlicher ist. Die abgehenden Passagiere gelangten alle auf kleinen Ruderschiffen dahin. Wir sahen die neuen Gebäude des Orts durch die Weidengebüsche mit frischen Kalkfarben herüberwinken; denn diese Stadt Baja hatte bekanntlich vor anderthalb Jahren das Unglück, durch Feuer, wie Pesth durch Wasser, zu einer vollkommen neuen Auflage aller ihrer Gebäude veranlaßt zu werden. Es trafen damals gleichzeitig mit dem Brande von Baja viele andere Feuersbrünste in Ungarn zusammen, wie denn in trockenen Jahreszeiten die Feuersbrünste zuweilen in ganz Ungarn gleich einer Epidemie die Runde machen, wie in den französischen Städten die Emeuten.

Sieben Meilen von Baja direct nach Osten liegt

Theresiopol und sieben Meilen direct nach Westen Fünfkirchen, beide in diesen Gegenden ein Paar bedeutende Städte. Als unser Dampfer wieder seinen Zirkel im Strome zurückbeschrieb und mit den Fluthen weiter schoß, recapitulirte ich im Stillen, was mir die Nr. 30 von diesen Städten erzählt hatte, die sie beide genau kannte, von den Casinos, den Bällen und dem Theater, das sie dort zuweilen hätten, aber nur selten; denn obgleich die Stadt über 30,000 Einwohner hätte, so sei doch Pesth in geselliger Beziehung für sie die einzige Ressource. Theresiopol hat ein Stadtgebiet von 36 Quadratmeilen und darauf 3 Dörfer und 10 Prädien, dagegen aber unzähliges Hornvieh. Es wurde der Kaiserin Maria Theresia zu Ehren benannt, ebenso wie die Jekatherinopols, Jelisawethpols und andere Steppenstädte im südlichen Rußland anderen Kaiserinnen zu Ehren.

Fünfkirchen (auf Ungarisch: Pecs, sprich: Petsch) auf der anderen Seite der Donau bildet einen großen Gegensatz zu Theresiopol. Es ist eine uralte Stadt (das römische Sopianae). Der türkische Kaiser Soliman, der sich hier eine Zeit lang aufhielt, nannte es in Betracht seiner schönen Lage in einem reizenden Thale ein irdisches Paradies, und die Ungarn haben es mit Wien (auf Ungarisch: Becs, sprich: Betsch) verglichen, indem sie das allgemein bekannte ungarische Sprüchwort machten: „Dem Deutschen gefällt nur Betsch, der Ungar lobt sich Petsch" (Nemet nek Becs, Magyar nak Pecs), womit sie sagen wollen, daß Jeder sich in seiner Heimath am beßten gefalle. Besonders viel erzählte man mir von dem jetzigen Fünf-

kirchener Bischofe Seppesy, welcher würdige Mann zu dem alten Glanze von Fünfkirchen ungemein viel Neues hinzugefügt habe. Auf seine Veranlassung sei die ganze Stadt, so zu sagen, umgebaut worden, und er verwende den größten Theil seines großen Einkommens für die Stadt und zu Gunsten des Publicums, so daß Petsch jetzt entschieden die schönste und anmuthigste Stadt weit und breit sei, obgleich sie nur 12,000 Einwohner zähle.

Von Baja ging's weiter auf Mohacs (sprich: Mohatsch) zu. Das Bild, das wir vor Augen und zu den Seiten hatten, war immer unveränderlich dasselbe, — Weiden, Linden, Pappelgebüsche zur Linken, hohe, kahle Ufer zur Rechten und vor uns der breite, schöne, wundervolle Strom. Wir saßen in zahlreicher Gesellschaft auf unserem bewußten Schloß- und Rathhausplatze beisammen; da kam aus dem entferntesten Theile der Vorstadt ein bettelnder Soldat auf Krücken herangehinkt und erzählte uns die Leidensgeschichte seiner verlorenen Beine. Wir lernten daraus in einem ersten Beispiele die große Noth und die Gefahren kennen, denen die armen Wachen in der Militärgränze ausgesetzt sind; denn daher war der Soldat. Am 31. Januar 1838, sagte er, habe er zu einem einsamen Posten an der türkischen Gränze eine Botschaft bringen müssen. Der Abend und ein Schneewetter hätten ihn überfallen, und er wäre nur langsam aus der Stelle gekommen, als er, mit dem Wetter kämpfend und gegen den Sturm ringend, plötzlich das Geheul von Wölfen vernommen habe. Er sei anfangs seines Weges weiter gegangen, habe

es aber bald für gerathen gefunden, auf einen Baum zu klettern; denn die Wölfe hätten ihn näher und näher umkreis't. Hier auf dem Baume sei er nun freilich vor ihnen sicher gewesen, aber auch ein Gefangener für die ganze Nacht; denn die wilden Bestien hätten ihn dort in großer Schaar umlagert. Unter beständigem gierigen Geheul hätten sie den Baum umkreis't, wären hin und wieder gelaufen und zuweilen auch an den Stamm desselben hinangesprungen. Er habe anfangs auf sie gefeuert, aber der Wölfe sei eine Unzahl gewesen, seiner Patronen aber nur sechs. Da er immer gefürchtet, es möchte doch einer von ihnen den Baum erklettern, so habe er sich bemüht, Feuer anzumachen. Er habe die trockenen Flechten und Moose auf den Zweigen zusammengekratzt, einige dürre Zweiglein abgebrochen und daraus mit seinem Zunder zu wiederholten Malen ein kleines Feuer angeblasen, das ihn etwas warm erhalten und die Wölfe in Schrecken gesetzt; zuletzt aber sei die Kälte immer ärger geworden, und er habe bemerkt, wie der Frost ihm in die Füße getreten sei und seine Kräfte abgenommen hätten. Da habe er sich den Leib mit einem Tuche an einen festen Ast gebunden und mit aller Gewalt denselben umklammert, um den gierigen Bestien nicht in den Rachen zu fallen. In dieser Lage müsse er wohl an dem Baume erstarrt und eingeschlafen sein; denn bald habe er das Bewußtsein verloren, und am anderen Morgen habe er sich bei'm Erwachen in den Händen seiner Kameraden befunden, die ihm nachgeschickt worden wären und die ihm versichert,

sie hätten ihn für todt vom Baume genommen. Todt war er nun nicht, aber ein Krüppel; denn beide Beine waren ihm erfroren und mußten ihm amputirt werden. Nun wäre er bei'm Kaiser in Wien gewesen, um sich eine Gnade auszubitten. Ich fragte, ob er etwas erlangt habe. Ja, sagte er, eine kleine Unterstützung. Wir sammelten ihm noch eine kleine zusammen und gaben ihm 2 „Pistolen Türkenblut" zu trinken, bei welcher Gelegenheit ich lernte, was ich noch nicht wußte, daß Pistolen eine Art kleiner, in Ungarn üblicher Gläser sind, und daß mit dem Namen „Türkenblut" die Ungarn und Gränzer, die seit langen Zeiten so viel Türkenblut vergossen, einen gewissen rothen Wein beehrt haben, bei dem sie sich gewiß gern einbilden, es sei Türkenblut, was sie trinken.

Wir hatten auch einen Maler auf unserem Dampfer, der mir mehre Male klagte, er könne leider gar keine Gegenstände auf dem Dampfboote entdecken, die sich malen ließen, obgleich er expreß eben nur, um pittoreske Sujets zu finden, mitgefahren sei. Ich gab ihm den Rath, er solle einmal jenen Soldaten auf dem beschneiten Baume malen, indem er sich eben im Moose und dürren Gezweige mit ängstlicher Hast ein Feuer anbliese, unten im Schnee die leuchtenden Augen der gierigen Wölfe, deren dunkle Gestalten, wie die Umrisse der Bäume des Waldes, in dem trüben Lichte des angeblasenen Feuers etwas heraustreten müßten, so jedoch, daß der arme geängstigte Mensch der am meisten Beleuchtete, die Hauptsache bliebe. Ich sagte ihm, dieß müsse ein gutes

Nachtstück geben. Er wollte aber nicht recht darauf eingehen, und meinte, das wäre etwas ganz Neues, daß aus der so unbeholfenen Erzählung eines gemeinen Soldaten ein Maler ein gutes Gemälde machen sollte. Ich erwiderte ihm, auf diese Weise würde er nie etwas Großes finden; denn die schönsten Genrebilder und Situationen wären wie die Diamanten oft unter der unscheinbarsten Hülle verborgen, und nirgends säßen die Edelsteine geschliffen, weitleuchtend und à jour gefaßt in den Gebirgen.

In Mohacs kamen wir schon bei Nacht an. Der arme König Ludwig von Ungarn kam hier bei Tage an, doch war ihm der Tag trauriger als uns die Nacht; denn ihm war keine Rückkehr von hier vergönnt. Von den Seinen (von Zapolya) verrathen, von den Türken geschlagen, auf ermattetem Perde ging er hier durch einen Sumpf, in welchem er versank, zum Tartarus ein. Die Schlacht von Mohacs (im Jahre 1526 den 29. August) entschied auf lange, trübe Jahre Ungarn's Schicksal; denn die Eroberung des Landes durch die Türken, d. h. die mehr als hundertjährige Bedrückung und Entvölkerung der Hälfte Ungarns, war eine Folge dieser verlorenen Schlacht. Der junge König Ludwig war nach Abhaltung eines Reichstages, dessen Sitzungen einer Reihe von jubilirenden Bacchanalien glichen, mit 20,000 Mann dem Sultan Soliman, der 200,000 Soldaten heranführte, entgegengerückt. Ludwig's Feldherren selbst sahen wohl das Unsinnige ihres Unternehmens ein und sagten scherzend, wer von ihnen übrig bliebe, würde bestimmt eine Reise nach Rom zu machen

haben, um alle übrigen canonisiren zu lassen; denn so viele Leute sie führten, so viele Märtyrer und Opfer für die christliche Religion wären auch da. Aber wie von einem unabwendbaren Schicksale getrieben, gingen sie alle mit Enthusiasmus in ihr Verderben, weßhalb die ungarischen Schriftsteller auch sagen, nie sei ein Reich mit solchem Jubel und unter solchem Leichtsinn seiner Führer untergegangen wie damals Ungarn. Als den Untergang des souverainen, großen, mächtigen und mittelalterlichen Ungarns kann man in der That diesen Verlust auch bezeichnen; denn später ging Ungarn aus der Herrschaft der Türken als ein vielfach anderes wieder hervor. In der Schlacht kamen nicht weniger als 6 heldenmüthig kämpfende Bischöfe und Erzbischöfe um's Leben (vielleicht in keiner anderen Schlacht, die die Geschichte nennt, sind so viele hohe Geistliche erschlagen worden). Es ist merkwürdig, daß gerade auf eben diesem Schlachtfelde etwa 200 Jahre später die Türken zur Vergeltung ihrerseits von dem berühmten Prinzen von Savoyen auf's Haupt geschlagen wurden.

Das Andenken jener ersten Schlacht wird noch jetzt an jedem 29. August gefeiert. Die Bevölkerung der Stadt Mohacs und der ganzen Umgegend rückt in's Feld, und es werden daselbst in deutscher, illyrischer und ungarischer Sprache Reden gehalten. Auf der Stelle, wo der König Ludwig versank, — eigentlich drückte ihn sein Pferd in den Schlamm hinein, indem es den König bei einem letzten Versuche, durch einen energischen Satz festes Ufer zu gewinnen, abwarf und

zurückfallend auf ihn stürzte — soll jetzt eine kleine Kapelle errichtet werden. In dem Palaste des Bischofs befinden sich mehre Bilder, welche die Schlacht und den Plan derselben darstellen. Für den Ungläubigen, der nun doch noch nicht an die Schlacht von Mohacs glauben wollte, giebt es übrigens auch noch 5 andere handgreifliche Zeugen derselben, die einmal hier sehr lautes Zeugniß für die Schlacht abgelegt haben und jetzt noch wenigstens deutlich und sichtbar im Sande — wenn es regnet, im Moraste — einer Straße von Mohacs stecken. Ich meine nämlich 5 Kanonen, welche die Türken hier ließen, wahrscheinlich, weil sie in der Schlacht unbrauchbar geworden waren. Ich habe sie alle 5 selber im Mondscheine gesehen. Drei kleine stehen neben einem Heiligenbilde des Johannes eingepflanzt und zwei größere vor dem Mohacser Salzamte, an beiden Ecken des Hauses.

Uebrigens sind der König Ludwig, der am Ufer der Donau im Sumpfe stecken blieb, Arpad, der mitten in der Donau begraben liegt, und der Kaiser Valentinian, der in Komorn am Fieber starb, nicht die einzigen hohen Herren, welche durch ihren Tod den wilden ungarischen Strom illustrirten. Die Menge der Fürsten, Könige und Kaiser, welche von uralten Zeiten her hier an der Donau von Barbaren erschlagen, oder von den Donaufiebern getödtet, oder von seinen reißenden Fluthen fortgeschwemmt wurden und darin umkamen, läßt sich kaum zählen. Und solche berühmte Fluß-Uebergänge von Armeen und Feldherren, wie der des

Cäsar über den Rhein, giebt es hier von des Darius Uebergang und Brücke, die Miltiades bewachen sollte, und von des Lysimachus Uebergängen über die Donau in's Land der Daken bis auf den neuesten Uebergang des Kaisers von Rußland in einem kleinen Nachen eine unzählige Menge. Es schweben mir aus der ungarischen und byzantinischen Geschichte viele solcher Uebergänge von Königen und Kaisern in kleinen Nachen vor, ganz sowie uns der des Kaisers von Rußland durch die Zeitungen beschrieben wurde. Es fehlte immer an Brücken auf der Donau, und natürlich zogen die Anführer und Könige lieber kleine, schnelle Boote vor, die sie für sich allein zur Inspicirung hatten. Kein Fluß in Europa hat so große, in historischer Hinsicht interessante Flotten getragen wie die Donau. Kaiser Conrad und Kaiser Friedrich fuhren die ganze Donau bis Serbien hinab, wie dieß auch schon zu den Römerzeiten mehre Feldherren gethan hatten, und die Türken, die Oesterreicher und Ungarn lieferten viele Wasserschlachten auf diesem Flusse.

Da unser Dampfer in Mohacs Kohlen einnahm, so blieb uns Zeit genug, zu Ehren aller jener Kaiser, Todesfälle und Schlachten, die uns diesen letzten Moment verherrlichten, ein Gläschen zu leeren; denn in der That ist jeder letzte Augenblick, den man lebt, die Krone und Blüthe aller der vergangenen Augenblicke, auf deren Nacken er steht und die ihm zu seiner Verherrlichung dienen. Diese allerneuesten Momente der Welt sind nun daher auch die allerinteressantesten und romantischsten; denn sie haben mehr Ver-

gangenheit, mehr Glanz der Erinnerung, mehr Masse der Ereignisse hinter sich und mehr Geheimnisse der Zukunft vor sich. Hinten Alles helles Licht, vorn die tiefsten Abgründe der Dunkelheit. Der jüngste Augenblick, in dem ich lebe, ist immer der unerreichte Gipfelpunct des reizendsten Interesses.

Wie ungenießbar, wie öde und wie unromantisch mußte nicht den Römern die geschichtlose Donau erscheinen; sie hatten das sauere Geschäft, diesen wilden Gewässern den Anfang zu einer Geschichte zu bereiten. Wie reich erscheint uns Kindern des 19. Jahrhunderts nicht schon der hier aufgehäufte historische Apparat, die übereinander polternden Trümmer, die sich drängenden Schlachtgefilde und die Kämpfe auf- und abwärts, hinüber- und herüberwärts, und nach 1000 oder 2000 Jahren wie wird da einem Donaureisenden nicht der Rückblick sein, und zu welchem Enthusiasmus wird ihn dieser Rückblick nicht befähigen! Ich bedauere es immer, daß ich nicht einige tausend Jahre später zur Welt gekommen bin; am liebsten aber möchte ich kurz vor dem Untergange dieses Sternes geboren sein, um das ganze volle Maß der Geschichte zu übersehen und um Quelle wie Mündung, Geburt wie Ende der Donaugeschichte zu schreiben.

Da es mit dem Steinkohlen-Fassen („Heu fassen," „Brot fassen," „Pferde fassen" sind österreichische Militärgränzer-Ausdrücke, die hier an ihrer Stelle sind) lange dauerte, so badeten wir uns noch in der schönen, weichen Fluth des Flusses, und ich fühlte diese mächtige Pulsader

der Geschichte des südöstlichen Europa an meine Brust schlagen; ich sah es, wie sie thätig und nimmer rastend ihre Arbeit verrichtete und ihre bedeutungsvollen Wirbel weiter und weiter wälzte. Es war dieß Bad für uns ein historischer Genuß, eine psychische wie eine somatische Erquickung, und die Weiber, welche zusammengelaufen waren, uns Trauben anzubieten, machten gute Geschäfte; denn wir mußten dabei wieder des Kaisers Probus gedenken, der die Stammväter dieser Trauben in diesen Gegenden pflanzte und dann ebenfalls an diesen Donau-Ufern um's Leben kam.

Endlich ging es gegen Mitternacht wieder weiter. Nun fing man an, sich zur Ruhe zu begeben. In der Vorstadt lagen die Leute in ihre Schafpelze gehüllt in allen Ecken und Winkeln herum. Die kleinen Cabinets waren alle von unseren Damen besetzt und die große Damen-Cajüte zum Ersticken mit Frauen angefüllt. Auf dem Schloßplatze legten sich einige von unseren Herren im Freien schlafen; andere, unter denen ich war, zogen es vor, in der Herren-Cajüte zu liegen. Diese bot einen eigenthümlichen Anblick. Aus dem Divan, der die Cajüte rings umgab, hatte man nämlich, wie dieß zu geschehen pflegt, viele Auszüge hervorgezogen, welche die Bettgestelle vorstellten, und jedes dieser Bettgestelle hatte einer der Passagiere mit seinen Mänteln, Kissen, Decken und seiner eigenen Person besetzt. Es waren alle die Obengenannten, die Deutschen, Serbier, türkischen Juden, Illyrier und Ungarn, zwischen denen, wie ich oben sagte, die deutsche Sprache ein gemeinsames

Band des gegenseitigen Verkehrs bildete. Ich hatte mich in eine große Elenshaut eingewickelt, die ich mir auf dem Pesther Jahrmarkte gekauft. Nichtsdestoweniger fand ich sehr bald, daß jetzt, wo Alle so sprachlos da lagen, nicht die deutsche Sprache, sondern ganz andere uns unsichtbare Wesen, die von Gestell zu Gestell hüpfen mochten, jenes gemeinsame Band des gegenseitigen Verkehrs zwischen uns Allen bilden mochten. Wenn man einmal eine Karte der geographischen Verbreitung gewisser Thierchen entwerfen wollte und die italienischen Länder etwas stark schattiren müßte, so könnte man über die türkische Halbinsel und die ihr angränzenden Länder nur den ganzen Rest der im Tintenfasse befindlichen Schwärze ausschütten; es würde dieß dem Auge ungefähr ein richtiges Bild der quantitativen Verhältnisse ihrer Verbreitung geben. Die Ungarn behaupten, daß sie die Wanzen aus Deutschland empfangen haben, und ebenso behaupten sie, daß sie von den Flöhen immer von der Türkei her (von der Türkei oder von Deutschland haben die Ungarn immer Eins oder das Andere) außerordentliche Zufuhren erhalten.

Ich begriff nicht eine Sylbe davon, wie die meisten der übrigen Passagiere so ruhig schlafen konnten, denn ich kam mir selber vor, als würde ich bei lebendigem Leibe aufgefressen. Da es ohnedieß bald wieder Tag zu werden versprach, so zog ich es vor, noch ein wenig in der Cajüte und oben auf dem Verdecke umherzuwandeln und bei'm Schimmer der Lampen und des Mondes die schlafenden Physiognomieen zu betrachten. Die Physiognomie

ist eine Quelle unerschöpflicher Studien und Genüsse. Das menschliche Angesicht ist eine Form und Gestaltung, die sich nun schon seit 6000 Jahren beständig wiederholt und immer wieder in den Grundlinien auf dieselbe Weise wiederholt. Das Schönste, das Erhabenste, das Lieblichste und Schrecklichste, es liegt dieß Alles nicht im Kelche der Blumen, nicht im Blau des Himmels, nicht in der Physiognomie der Erdrinde, sondern in dem engen Eirund des kleinen menschlichen Angesichts. Von allen sichtbaren Dingen, die es auf Erden giebt, ist dieses Angesicht das Höchste, und es umschließt das Göttlichste, welches in die Welt der Sinne wahrnehmbar eintritt. Wir können uns die Götter selbst nicht anders denken als mit menschlichem Angesichte begabt. Diese Brauen, sie tragen des Jupiter's Zorn, — diese Mundwinkel, sie umschwebt der Venus Anmuth, — diese Augen, sie glühen von Dianens mildem Feuer, — dieses Kinn, es ist ein Abbild von des Mavors Kraft, — und diese Harmonie im Ganzen, gerade diese Stellung der Linien und eben ein solches Verhältniß der Theile, ein Apollo kann ihrer nicht entrathen!

Ebenso wie wir überhaupt die menschliche Gesichtsmaske die ehrwürdigste materielle Form, welche es hienieden giebt, nennen können, ebenso ist auch diejenige Nuancirung dieser Maske, die einer Nation und jedem Individuum dieser Nation gegeben ist, wiederum ein höchst würdiger Gegenstand tiefer Betrachtungen. Denn eben dieß blaue Auge, das du als Deutscher besitzest,

mit demselben Glanze, mit derselben Färbung trat es schon den dunklen Augensternen der Römer in den Cimbern und Teutonen entgegen. Und diese Römernase, die der — und der — und der — noch heutiges Tages trägt, sie war einst der Schrecken der Welt, und dieselbe römische Physiognomie, in Millionen und aber Millionen Abdrücken vervielfältigt, stand fast ein Jahrtausend hindurch triumphirend und glorreich auf dem Erdballe da. — Dieser Schiffer von der liburnischen Küste, der vor mir schlafend ruht, ist er nicht noch in Wesen, Geschick und Ausdruck ganz so, wie die Römer seine Vorfahren schilderten, und ist er nicht nur eine Metempsychose aller der Liburnier, die für Venedig auf allen Meeren in den Tod gingen? — Jener alte Jude mit weißem Barte, gleicht er nicht auf ein Haar dem Abraham, und sprechen seine Augenhöhlen, seine Stirn, seine Mundwinkel nicht von allen den zahllosen Leiden, welche über diese Gesichtsbildung herabkamen, so lange sie auf dem Erdboden steht und geht? — Bis zu Tigranes kann ich hinaufsteigen bei'm Anblicke der Züge dieses armenischen Krämers, und nun mit ihnen, wie mit einer Zauberfackel, Vieles erhellen und beleben; denn so unbedeutend er selber ist, so trägt er doch eine Maske, die schon unzählige Rollen spielte. — Die spitze, etwas gekrümmte Nase, die etwas breiten Backenknochen, dieß kurze Kinn, die abstehenden Ohren (ich glaube, jedem Volke stehen die Ohren unter einem verschiedenen Winkel vom Kopfe ab), die Breite und Länge der Stirn, die Entfernung der Augenwinkel von einan-

der, die Schmalheit der Lippen, mit einem Worte die Proportionen aller Winkel und Linien des ungarischen Angesichts, seit unvordenklichen Zeiten stehen sie so fest, wie ich sie handgreiflich hier vor mir habe. So wie ich sie sehe, erschienen sie vor jenen Jahren auf den Schlachtfeldern von Merseburg und Augsburg, — sie ritten einst, 60,000 Mal vervielfältigt, 3 Jahre lang in Frankreich, der Schweiz und Italien herum und verwüsteten wie eine unvertilgbare Hagelwolke die Städte und Fluren, — in vielfachen Variationen und Verhüllungen, im Wesen aber stets dieselben, erschienen sie unter der Krone einer Reihe von Königen, wie unter der zerrissenen Mütze unzählbarer Bettler, — so sieht man sie noch jetzt in der Hofburg zu Wien inmitten der Pracht des kaiserlichen Hofes erscheinen, so findet man sie in den einsamen Hütten der magyarischen Steppen. Mit solchen Lippen geboten und donnerten alle die Anführer und Gewaltigen, mit ihnen segneten alle die Geistlichen und Frommen, mit solchen Augen, mit solchem Munde, nur weiblich gemodelt, entzückten einst alle die schönen ungarischen Weiber, die jetzt des Grabes Speise sind, und mit ihnen entzücken noch heutiges Tages die ungarischen Frauen und Fräulein, die sich nun des warmen Lebens freuen.

Es ist, als habe die Gottheit von Anbeginn gewisse Masken unter die Nationen ausgetheilt, die sie bis in alle Ewigkeit hinaus tragen sollten. Wahrscheinlich ist es freilich, daß auch diese Masken nicht starr und ohne Leben sind. Auch sie mögen sich, wie Alles in der Welt, entwickeln, ausbilden, im Laufe von Ae-

onen allmählig sich umgestalten, zuletzt verlieren und untergehen. Doch entschwindet der Verlauf dieser Entwickelung dem matten Auge des Geschichtsforschers, dem in der Gesichtsbildung der Nationen Alles so fest und unverändert erscheint, wie in den Gestaltungen der Gebirge.

Wunderbar aber ist es, wie bei aller dieser Unabänderlichkeit in den Grundlinien, die so außerordentlich markirt, so bestimmt ausgeprägt und gesondert sind, daß sie sich nie verläugnen und daß ein Kennerauge nie das Individuum eines Stammes mit dem eines anderen verwechseln wird, doch die individuellen Modulationen dieser Grundlinien wieder so außerordentlich verschieden und manchfaltig sind. Wunderbar, sage ich, und unbegreiflich ist es, wie bei dem Feststehen der wenigen Grundtöne des Themas eine solche überschwängliche Fülle von Variationen erzeugt werden konnte, daß z. B. nicht nur, so lange die Welt existirt, noch nie zwei Magyarengesichter geboren wurden, die nicht auf der einen Seite deutlich erkennen ließen, welchem Stamme Israel's sie entsprossen, und doch auch auf der anderen Seite so individualisirt waren, daß Niemand das eine mit dem anderen hätte verwechseln mögen. Denn wie die Natur in keinem einzigen Stücke der Schöpfung so göttlich und erhaben ist als innerhalb des Ovales des menschlichen Angesichts, so ist sie auch in keinem einzigen so manchfaltig, so reich, so unerschöpflich vielseitig. Die Blumengestalten, die Thierformen, sie erscheinen alle nicht nur den Geschlechtern, sondern auch den Individuen nach aus einem Modelle hervorgegangen. Und

während an den Aepfel-, Kirsch- und Pflaumenbäumen alle Blüthen seit Anbeginn der Welt in Farbe und Gestalt sich gleichen, sind alle Blüthen am Baume des Menschengeschlechts von jeher verschieden gefärbt und verschieden geformt.

Das Wunderbarste und Unbegreiflichste ist dabei der Blick in die Zukunft. Denn liegen in der Vergangenheit schon unzählige Massen abgestorbener Früchte und Formen, so liegen im Schooße der Zukunft noch unvergleichlich größere Massen von Keimen für erst noch zu erwachende Gebilde. Die Schönheiten, die man nach Jahrhunderten preisen und lieben wird, sie werden keiner einzigen der gewesenen gleich sein, und doch werden sie wieder in ihrer eigenthümlichen Art nicht weniger entzücken. Die unabsehbare Reihe großer Männer, die noch aus dem Staube erstehen soll, und zu der die jetzigen Geschlechter den Samen in sich tragen, sie werden alle ihre eigenen, nie so verrichteten Thaten ausführen, alle ihre originellen, nie so gedachten Gedanken denken, und alle wieder ihre auf besondere Art große und erhabene Physiognomie besitzen. Wird nicht auch noch eine Menge von Völkern sich von dem großen Hauptstamme der Menschheit abzweigen? — Werden dann nicht auch noch viele zuvor nie gekannter, völlig unerhörter Nationalphysiognomieen erstehen — und sich für einige Aeonen festsetzen, bis sie wieder ganz anderen ebenso unerhörten Gesichtern Platz machen?

Wie sich alle unsere Gedanken am Ende in Träumereien auflösen, so schweiften endlich auch die meinigen

zu dem Gebiete des Traumgottes näher und näher heran, und meine blauäugige, milchfarbige, langnasige, länglich-ovale, wenig abgerundete, unverwüstliche, 2000 Jahre alte, aber individualisirte und in dieser Individualisirung 30 Jahre junge deutsche Physiognomie sank endlich schlummernd auf einen Waarenballen neben der bereits längst entschlafenen rundnasigen, bräunlichen, schwarzhaarigen, wohlgestalteten Maske, die ein walachisches Bojarenindividuum sein Eigenthum nannte, nieder.

Die Batschka und ihre deutschen Colonisten.

Am anderen Morgen, den 2. September, sprach ich bei'm Sonnenaufgange zu einer jungen Deutschen, die sich gleich von Pesth an ein wenig mir angeschlossen und die ich gewissermaßen unter meinen Schutz genommen hatte: „Wissen Sie, Mademoiselle, daß eben der jüngste Tag angebrochen ist?" — „Ja, mein Gott, ich bitt' Ihnen, wie so denn das? Die Propheten haben doch nicht das Ende der Welt auf heute festgesetzt?" — „Nein, das glaube ich nicht! ob dieser heutige Tag auch der letzte der Welt sein soll, das werden wir erst heute Abend in Belgrad wissen können! Aber ich meinte nur, daß, wenn ich sonst eben bei Sonnenaufgang nichts Dringenderes zu denken habe, es mir eine große Unterhaltung gewährt, mir vorzustellen, daß dieser Tag, den ich da am Himmel heraufkommen sehe, der allerjüngste ist von allen Tagen, die je waren. Diese Vorstellung schließt eine Menge interessanter Ideeen und Anspielungen in sich. Der gestrige Tag ist wie

ein erloschenes Licht, wie eine Zeitung von ehegestern, wie ein Stück altbacken Brot. Er ist hinabgesunken in die Masse der verronnenen Sandkörner und nur noch in dieser Masse etwas werth. Der heutige aber, der jüngste Tag geht groß, frisch und erwartungsvoll vor uns auf. Das Morgen ist wiederum nicht so interessant; denn wir wissen nicht, ob wir es je erleben werden. Es liegt noch wie ein ungeborenes Kind in dem dunkelen Schooße der Mutter Nacht. Der heutige Tag dagegen, den wir sehen und greifen, ist wie eine Braut, die wir umarmen; vom Gestern sind wir blos die nachgebliebenen Wittwer und Wittwen. Sehen Sie doch, wie die Sonnenstrahlen über den schönen Strom daher fahren, wie sie über ihn hin schießen, alle Schläfer mit dem Gruße erweckend: „es bricht der jüngste Tag an!" — wie sie sich gleich Posaunenstößen in das unermeßliche Weltall hinaus verbreiten und unzähligen uns bekannten und unbekannten Wesen ihre Wohlthaten spenden. Jetzt noch in so früher Morgenzeit hat Niemand einen bösen Vorsatz gefaßt, jetzt noch beten wir alle, o möchten wir den Tag uns so unbefleckt erhalten, wie er da erscheint! — Alles, was er bringen soll, dieser neue Tag, er hat es schon in Händen, es ist fertig, reif und zum Erscheinen bereit, und so nahe wir es haben, so wissen wir es doch noch nicht, was es sei, ob Glück — ob Unglück. Der gestrige Tag ist wie eine entschiedene Lotterie, der heutige aber wie ein Glücksrad, in das wir eben mit pochendem Herzen die Hand stecken, um ein Loos zu

ziehen. Dieser merkwürdig helle, schöne jüngste Tag, der vor uns liegt, wie glücklich sind wir, daß wir ihn noch leben können! Bis zum Abend wird er verblichen sein! Was wird man einst, wenn er erst wie eine Mumie in der Reihe der übrigen verblichenen dasteht, von ihm sprechen! Wie wird man sich dereinst bemühen, zu enträthseln, was und wie er gewesen sei, während wir Glücklichen deutlich wahrnehmen, was und wie er ist."

„Etwas kalt ist er, wie es mir scheint; Sie sehen mir selbst etwas nüchtern und verfroren aus. Nehmen Sie dieß Täßchen warmen Kaffee's, mein Herr!" sagte meine neue Gesellschafterin, und da ohnedieß jetzt auch eine Menge anderer Kaffeetrinker sich zu uns gesellte, so waren wir mit den allgemeinen Betrachtungen zu Ende, und es fing wieder die besondere Beobachtung derjenigen nahen Erscheinungen an, die uns der jüngste Tag zunächst beleuchtete.

Es waren dieß die Inseln und Donauarme, welche unterhalb Mohacs gebildet werden. Die Arme des Flusses gehen hier zuweilen in dicken Aesten auseinander und wieder zusammen, und zuweilen eröffnen sich Aussichten in eine Menge verschieden gerichteter Arme zu gleicher Zeit. Gewöhnlich kommt es einem vor, als fahre man in einem ungeheuer großen, weitläufigen und verwilderten Parke, in welchem es statt kleiner Canäle und Bäche — Ströme, und statt der Blumenbeete — Schilfdickichte, und statt der Gehölzchen — Waldungen gäbe. Gegen die Vereinigung der Donau mit der Drau hin hört diese großartige Inselbildung und die manchfaltige

Flußspaltung auf, und es bleiben eine Zeit lang alle Gewässer mehr beisammen.

Nicht weit von der Mündung der Drau, wo Kaiser Hadrian die große Stadt Mursia baute, Kaiser Constantius den Maxentius überwand und die Türken und Ungarn mehr als einmal kämpften und wieder kämpften, legten wir bei dem Ueberfahrtsorte Dallya an und dann wiederum bei dem Städtchen Bukovar. Man kann diese Mündungsgegend der Drau als den ersten bedeutenden Abschnitt in der Beschaffenheit des Landes und seiner Bevölkerung bezeichnen, den man unterhalb Pesth wahrnehmen kann. Bis hierher bleibt sich Alles so ziemlich gleich. Sowie aber die Mündung der Drau passirt ist, und sowie die slavonischen Gebirge emportauchen, treten auch andere Menschen, andere Kleider und andere Naturbeschaffenheiten auf — und zwar sowohl auf der nördlichen als auf der südlichen Seite der Donau.

Auf der nördlichen Seite überblickt man nur einen Theil der interessanten Gegend, welche in der ungarischen Geographie (nach der Stadt Bacs, sprich: Batsch) das Batscher Comitat genannt wird, die ich aber im gemeinen Leben in Ungarn gewöhnlich nur „die Batschka" habe nennen hören, und die auch wir daher so nennen wollen, weil durch diesen besonderen Namen, den das Volk erfand, sogleich auch angedeutet wird, daß man diese Gegend durchaus als ein besonderes geographisches Individuum erkannt hat. Es verhält sich hiermit nämlich so: Das ganze Parallelogramm zwischen

der Donau und Theiß, jenes wüste Mesopotamien, das Land der umherschweifenden Jazygen, dieses Hauptland der ungarischen Gulyassen und Tschikosen (Pferdehirten) erhebt sich im Süden zu einem niedrigen, ziemlich unfruchtbaren Plateau, welches den ganzen Raum zwischen der Theiß und Donau ausfüllt. Dieses Hirtenplateau setzt nun aber ungefähr in einer Bogenlinie, die man von Zombor aus mit einem gegen Südosten ausgreifenden Bogen bis an die Theiß in der Gegend von Bacs ziehen kann, gegen die Donau zu ab und läßt so zwischen der Mündung der Donau und der Mündung der Theiß ein schmales, ganz niedriges und ganz ebenes Flußanland, das den fruchtbaren und ackerbauenden Theil jenes Mesopotamiens ausmacht. Dieser fruchtbare fette Weizenboden nun, der wahrscheinlich, wie das Nildelta, als eine Aufschwemmung oder ein zarter Niederschlag der hier zusammenströmenden Flußgewässer anzusehen ist, ist das Ländchen, welches dem Fremden in Ungarn so oft unter dem Namen „der Batschka" angepriesen wird.

Es ist hier fast aller Boden Ackerland und daher vornehmlich auch im Besitze deutscher Colonisten. Unter 128 Ortschaften des ganzen Bacser Comitats sind nur 29 von Ungarn bewohnt, und diese sind hauptsächlich und fast ausschließlich nur im Norden des Comitats zu finden, in welchen ein Theil jenes minder fruchtbaren Hirtenlandes unter dem Namen der Teletskaner Hügel hineinragt. Neben den Deutschen ist die zahlreichste Nation in der Batschka die der Serbier, die 35

Ortschaften bewohnen, während jene 41 inne haben. Doch werden die Serbier von den Deutschen an Reichthum, Industrie, Bildung und überhaupt an national-ökonomischem Gewichte bei Weitem übertroffen. Ein sehr gebildeter und äußerst liebenswürdiger ungarischer Edelmann, der uns leider in dieser Gegend verließ, weil er in der Batschka zu Hause war, erzählte mir Vieles von den dortigen Deutschen. Er sagte, daß die Deutschen daselbst ein Stück Land, welches die Ungarn um 100 Gulden Schein losschlagen müßten, nachdem sie es bebaut und cultivirt, oft zu mehren hundert Gulden Münze an den Mann brächten. Die deutschen Dörfer seien alle sehr reich, nicht blos an Ländereien und Wirthschaftsbetrieb, sondern auch an baarem Gelde, das sie aus ihren Producten zu gewinnen verständen. Ihre Rechnung sei immer in gutem Stande und ihre Kassen seien wohlgefüllt. Es wäre ihm einmal vorgekommen, daß ein deutsches Dorf zur Nachzahlung eines Steuerquantums von 40,000 Gulden Münze verurtheilt worden. Man wäre allgemein neugierig gewesen, zu erfahren, wie die Bauern die Summe zahlen würden. Aber den anderen Tag nach der Rechtskräftigkeit des Urthels hätten die Aeltesten der Gemeinde, ohne viel Betrübniß zu verrathen, die Summe in baaren Münzen auf den Tisch gelegt.

Ein ander Mal, sagte er, hätte ein großer Herr aus der Batschka mit einem anderen, der bei ihm zu Gaste gewesen und an dem gepriesenen Reichthume der Batschker Bauern gezweifelt habe, gewettet, er wolle binnen 24 Stunden von seinen deutschen Pächtern 100,000

Gulden zusammengeliehen haben. Die Wette wurde eingezogen, und der Herr hatte noch vor dem Abende allein von fünf Bauern die Summe vollzählig aufgenommen. Ja, am anderen Morgen, als er sie zu sich beschieden und ihnen sagte, es sei nur sein Scherz gewesen, sie möchten ihr Geld zurücknehmen, erklärten sie: nein, sie hätten das Geld nicht nöthig, der Contract sei einmal abgeschlossen, und — foppen ließen sie sich nicht; er möchte nun das Geld nur behalten; sie wollten es nicht zurücknehmen, so daß durch diesen embarras de richesse dann der Edelmann in die größte Verlegenheit gerieth.

Uebrigens ist es mir auch noch merkwürdig, daß höchst wahrscheinlich schon die Römer die Trefflichkeit des Bodens der Batschka erkannt und benutzt haben. Denn obgleich mir nicht bekannt ist, daß ihr Ackerbau hier groß war, so vermuthe ich es doch daraus, daß sie hier die Donau als Vertheidigungslinie verließen und durch einen großen mächtigen Wall, der ungefähr mit dem angegebenen Hochebeneabsatz und mit dem Bacser Canale parallel läuft, dieses fette Land mit in ihre eingeschanzten und gegen die Hirtenvölker vertheidigten Gebiete hineinzogen.

Auch die Ungarn wußten zur Zeit der Blüthe ihres Königreichs, wie es scheint, die Batschka zu schätzen. Schon Stephan I. stiftete hier ein Bisthum, und in der Hauptstadt Bacs selbst baute er ein königliches Schloß, und mehre ungarische Reichsversammlungen wurden hier gehalten. Die Batschka, sowie das benach-

barte-Banat gehörten zu den blühendsten Provinzen von Ungarn. Nur die Türken, die auf gleiche Weise fruchtbares wie unfruchtbares Land mit Verwüstung überzogen, ließen auch diesen schönen Strich verkommen und versumpfen. Die nachher von den Ungarn zu Hülfe gerufenen Deutschen haben ihn aber aus dieser Versumpfung wieder herausgearbeitet *).

Jener liebenswürdige und kenntnißreiche Edelmann aus der Batschka erzählte mir auch, wie es merkwürdig sei, daß fast alle Familien- und Gerichtsarchive aus dieser südlichen Gegend von Ungarn gerettet worden seien. Man habe sie nach dem Norden hin geflüchtet. Von da sei nun ein Theil nach Pesth gekommen. Die Papiere in diesen Archiven hätten aber zum Theil nach der Vertreibung der Türken wieder große Wichtigkeit erhalten, und mancher Edelmann hätte später zu sehr hohen Preisen solche alte Papiere, die sich auf seine Güter bezogen, wieder an sich gebracht. Es sei kürzlich noch ein Streit zwischen einem Grafen Bathyany und dem Bacser Bisthume entstanden, in welchem man noch diese antitürkischen Archive nachgeschlagen habe. Ueberhaupt müsse man in Ungarn noch auf die ältesten Papiere zurückgehen. Er habe ein solches Archiv mit Papieren vom Jahre 1001 gesehen, die man immer wie ein Heiligthum bewahre, weil man mit ihrem Verluste noch Rechte zu vergeben sich fürchte(!).

*) Ich gedachte hierbei der Danziger, Tilsiter und anderer Niederungen in Ost- und Westpreußen, welche ebenfalls durch deutsche, von den Ordensmeistern herbeigerufene Colonisten aus Sümpfen zu schönen Ackerländern umgeschaffen wurden.

Das Land Syrmien, Peterwardein und die Tschaikisten.

So ist es also auf der linken Seite der Donau. Auf der rechten treten nun mit der Mündung der Sau noch verschiedenartigere Verhältnisse auf. Wenn in der Batschka ein neues kleines Colonieenländchen erscheint, so zeigt sich auf der rechten Seite in Slavonien ein altes, von jeher nicht von Magyaren bewohntes Königreich. Dieses Königreich ist ein schönes, langes und schmales Land, zwischen den Flüssen Drau und Sau, die, beide von Westen heranströmend, in einem ganz parallelen Laufe der Donau zufließen. Es ist eins von den vier großen Mesopotamien, die in diesen südlichen Gegenden Ungarns mit ihren Spitzen zusammenstoßen und der Reihe nach folgende sind.

1) Slavonien zwischen der Drau, Sau und Donau eingekeilt.

2) Pannonien oder das westliche Ungarn zwischen der Drau und Donau, und mit seiner äußersten Spitze bis an die Mündung der Drau vorschreitend.

3) Das Land der Jazygen oder Mittelungarn zwischen der Theiß und Donau, mit seiner südlichsten Spitze, der von uns beschriebenen Batschka, vorlaufend.

4) Das Banat von der Maros, Theiß und Donau herausgeschnitten und bei der Mündung der Theiß am meisten den Spitzen der eben genannten Länder näher tretend.

Slavonien zerfällt sowohl seiner Länge als seiner Breite nach in mehre Theile, der Breite nach nämlich in das der Sau anliegende und in das an der Drau sich hinstreckende Slavonien. Jenes gehört zur Militärgränze und wird Slavonia militaris genannt, dieses aber heißt Slavonia provincialis, oder auch im gemeinen Leben das „Provincial“ und das „Militare.“

Der Länge nach zerfällt das Militare in mehre Regimenter und das Provincial in drei Comitate, von denen das äußerste, in die östlichste Spitze von Slavonien zur Donau und zum Mündungsgebiete der Sau und Drau herablaufende das syrmische Comitat oder, wie man sich im gemeinen Leben kürzer ausdrückt, „das Land Syrmien“ ist.

Dieses „Land Syrmien,“ mit dem wir es nun zunächst und allein zu thun haben, ist ein kleines Paradies, das sich mit einer Länge von circa 18 Meilen und einer Breite von drei bis vier Meilen an der Donau gerade vis à vis der eben beschriebenen Batschka hinerstreckt.

Der Ursprung des Namens und die Entstehung des Ländchens als eines politischen Ganzen reicht noch

in die uralten Zeiten der Sordisker und Daken hinauf. Denn schon Strabo spricht von dem Orte Sirmium, und zu der Römer Zeiten wurde es der wichtigste Platz in ganz Pannonien und der Aufenthalt der römisch-kaiserlichen Majestäten, wenn sie in diesen Gegenden Krieg führten. Jetzt liegt die große Stadt in Ruinen. Aber ihr Name ist der ganzen, einst mit Städten besäeten Provinz geblieben. Dieselbe wurde später nach dem Untergange der Römer ostgothisch, — dann eroberten sie die Byzantiner, mit denen wiederum die Ungarn lange darum kämpften. Darauf nahmen sie die Türken mit Allem, was daran gränzte, und gewöhnlich gingen die großen Heere, mit denen die türkischen Sultane zu Zeiten über den Hämus stiegen, zunächst durch die fruchtbaren Fluren dieser schönen Provinz. Im siebenzehnten Jahrhunderte wurde sie zurückerobert, und zu den ursprünglichen slavischen Einwohnern (Slavoniern) gesellten sich dann viele Serbier, die zu verschiedenen Zeiten — einmal über 30,000 ihren Patriarchen an der Spitze — einwanderten und sich dort unter österreichischem Schutze niederließen. Der größte Theil der Bewohner des Landes Syrmien gehört der griechischen Kirche an.

In der Mitte durch Syrmien zieht sich ein zwölf Meilen langer, mit anmuthigen Wäldern und vielen in ganz Ungarn hochgerühmten Weinbergen bedeckter Gebirgszug, die sogenannte „Fruschka Gora“ (die Fruschkaberge). Dieses Gebirge ist eine Fortsetzung des großen, über 60 Meilen langen kroatisch-slavonischen Ge-

birgszugs, der als das mittlere Rückgrat Kroatiens und Slavoniens beide Länder der Länge nach unter verschiedenen Namen durchzieht, indem er mit den nördlichen und südlichen Gebirgszügen Pannoniens und Bosniens parallel läuft und dadurch auch den Parallelismus der Sau- und Drauthäler und dieser Flüsse selbst bedingt.

Ich glaube, daß es unter den größeren Flüssen Europa's nicht noch zwei andere giebt, die so in ihrem ganzen Wesen wie in ihrem Namen sich auf einander reimen und in solcher Nähe mit einander parallel laufen, wie die Save und Drave. Beide Flüsse sind etwa 70 Meilen lang. Beide haben ihre Quellen und ihre Mündungen nahe bei einander, bleiben auch in ihrem Laufe ziemlich nahe beisammen (sie sind durchschnittlich 10 Meilen von einander entfernt) und strömen beide aus Westnordwest nach Ostsüdost, ohne viel von der geraden Linie abzuweichen und ohne irgend einen bedeutenden Winkel zu bilden. Beide haben auch kein sehr verzweigtes, sondern vielmehr ein mageres Flußgebiet, denn sie nehmen keine Nebenflüsse auf, deren Länge mit ihrer eigenen Bedeutsamkeit in Vergleich zu stellen wäre.

Von jenem langen Gebirge also, welches diesen seltenen Fluß-Parallelismus bedingt, ist die syrmische Fruschka-Gora das äußerste Ende und auch in jeder Beziehung die Krone, nämlich

1) in geologischer Beziehung, denn schroff setzt die Fruschka-Gora gegen die Batschka, gegen das Banat, gegen die Militärgränze, also gegen Süden, Osten und Norden ab, steht rund umher in einer weiten Ebene

ganz isolirt da und läßt den Donaustrom wahrscheinlich in einer bei ihrer Hebung entstandenen Senkung oder einem Einschnitt hart an ihrem ganzen Fuße hinlaufen,

2) in national-ökonomischer Beziehung, denn sie ist mit schönem Anbau bedeckt, reich an Producten und schmückt sich mit dem Donaustrome, dem sie leicht und schnell ihre Producte zum Verhandeln überliefern kann, und endlich

3) in politischer und historischer Beziehung, denn sie war ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers Probus und anderer Kaiser, wird von den Ungarn ein Paradies genannt und ist für die griechischen Serben und Slavonier ein zweiter Berg Athos. Von allen den 16 griechischen Klöstern, die sich in ganz Slavonien befinden, haben sich allein 13 in den Thälern und auf den Höhen dieses kleinen Gebirges aufgebaut. Es wird daher die Fruschka-Gora bei den Serbiern auch geradezu das „heilige Gebirge" genannt und genießt eines weiten Rufes in ganz Ungarn und den angränzenden türkischen Provinzen. Ein Serbier, den wir an Bord hatten, nannte mir alle 13 Namen der Klöster W e r d n i k, K r u s c h a d o l, B e s c h e n o w o, G e r g e t e k u. s. w. so geläufig her, daß ich sah, er habe sie oft genug bedacht und genannt. „Diese Klöster", sagte er mir, „liegen alle an den schönsten und fruchtbarsten Plätzen des Gebirgs. Sie sind sämmtlich reich, und nicht nur aus ganz Ungarn, sondern auch tief aus Serbien heraus kommen die Leute zu ihnen gepilgert. Letzteres war besonders in diesem

Sommer der Fall, wo die Contumaz eine kurze Zeit aufgehoben und der Eintritt in's Oesterreichische frei war. Es giebt zwischen diesem Theile der Donau und dem ägeischen Meere bei'm heiligen Berge kein zweites Gebirge Athos, das durch solche und so zahlreiche Klöster ausgezeichnet wäre."

Das Ländchen Syrmien ist nun auch wieder eines der hauptsächlichen Schweinemagazine, aus denen der große Schweinehandel in Ungarn seine Waare bezieht, und es sind daher auch in seinen Ortschaften, sowie in Neusatz und anderen ungarischen Städten, große Schweinehändler-Compagnieen. Aus Syrmien allein sollen jährlich 70,000 Schweine auf die ungarischen Märkte geliefert werden. Sie sind meistens von der in Ungarn sogenannten Race der Monguliza, welche kurzbeinig ist, krause wollige Haare hat, weniger frißt als die Schweine mit langen struppigen Haaren und besser die Strapazen erträgt. Sehr merkwürdig war es mir, später von den Schweinehändlern in Berlin zu erfahren, daß diese syrmischen, dann überhaupt die türkischen (unter welchem Namen auch schon die von Syrmien mit inbegriffen werden) und ungarischen Schweine sogar auf den Markt von Berlin kommen. Den Namen Monguliza kannten sie dort nicht, wohl aber unterschieden sie die kraushaarigen türkischen und die langhaarigen ungarischen Schweine. Sie nannten sie „Bachoner" (Bakonier). Sie bekämen oft in einem Jahre wohl 1000 Stück, und zwar durch Vermittelung einiger großer Wiener Viehhändler, welche sie durch Böhmen

und Sachsen herbeitreiben ließen. In den letzten Jahren habe es ihnen aber geschienen, daß dieser Handelszweig etwas abnähme. Sie vermutheten, daß sich dort in jenen entfernten Gegenden die Population mehren und daß sich daher der Preis der Schweine erhöhen möge. Sie sagten, der Speck dieser Schweine sei angenehm, aber wegen der Mästung mit türkischem Weizen (Kukuruz) nicht fest und werde leicht rinnend. Diese Schweine seien außerordentlich dauerhaft und zäh, unsere deutschen dagegen würden einen so weiten Marsch in keiner Weise ertragen können. Dabei seien sie so bissig und übermüthig, daß sie oft schon über die hohen Barrieren, die man auf dem Berliner Schweinemarkte hat, wie Hirsche hinübergesetzt und in's Freie gesprungen seien. Zuweilen seien auch schon Eingeborene aus jenen Gegenden (sie nannten sie Walachen) mitgekommen.

Alle diese Angaben stimmen ganz mit den Nachrichten, die man an Ort und Stelle über diese Dinge einziehen kann, überein, und ich muß mich nicht wenig wundern, daß selbst ein so roher Handelsartikel, wie es die syrmischen und dann die walachischen Schweine sind, geeignet ist, so entfernte Länder, wie es Preußen und die Türkei sind, mit einander in friedliche Verbindung und Berührung zu setzen.

So also ungefähr sind die beiden kleinen Ländchen (die Batschka und Syrmien) beschaffen, die wir bei der Mündung der Drau erreichten. Unser Dampfschiff wie unsere Blicke ankerten fast immer auf der rechten Do-

nauseite, als der entschieden interessanteren und wichtigeren.

Das Erste, was wir in Syrmien erblickten, waren die Ruinen eines Schlosses Erdödy, von dem ein berühmtes ungarisches Grafengeschlecht den Namen hat. Sonst giebt es fast gar keine Ungarn in Syrmien, nur einzig und allein zwei magyarische Dörfer.

Dann sahen wir Dallya. Hier, wie überall an unseren syrmischen Landungsplätzen war viel illyrisches Volk zusammengelaufen, besonders viele illyrische Weiber, die staunend und gaffend in zahlreichen Gruppen am hohen Ufer standen. Ich sage: illyrisches Volk; denn es wird jetzt mehr und mehr Mode, alle südlichen Donauslaven, die Kroaten, die Slavonier, die Serbier, wo möglich auch die Bulgaren, die Herzogowiner, die Montenegriner und auch die Krainer — „Illyrier" zu nennen. Alle diese, zwischen dem schwarzen und dem adriatischen Meere wohnenden Slaven sind durchweg nur ein einziges Volk, dem Stamme, der Sprache und den Sitten nach kaum so sehr verschieden als die Baiern und die Sachsen, oder die Oesterreicher und die Steiermärker. Sie wissen auch in der Regel nichts von den Namen, welche wir ihnen geben. Vielmehr nennen sie sich fast alle durchweg ganz einfach „Slowenze" (so die Slavonier, die Krainer, die Bulgaren). Nur die Serbier nannten und nennen sich „Serben." Jetzt aber, wie gesagt, sollen sie alle „Illyrier" genannt werden. Napoleon hat auch dazu beigetragen, diesen alten berühmten Namen wieder aus dem Grabe erstehen zu

lassen — und weil diese Slaven im Gegensatze zu den meisten unserer Gelehrten, welche glauben, daß sie erst im fünften und sechsten Jahrhunderte hier eingewandert seien, sich für uralte Einwohner dieser Gegenden halten (ich glaube, mit Recht) und auch meinen, daß mit dem römischen Namen „Illyrier“ sie bezeichnet worden seien, gefallen sie sich sehr darin, diesen Namen auf alle Donauslaven zu übertragen. Der Hauptsitz dieser Idee ist in Kroatien und Slavonien, wo die dortigen Patrioten, welche zugleich die größten Antagonisten des Magyarismus sind und diesem drohenden Magyarismus einen ebenso mächtigen Illyrismus entgegenzustellen versuchen wollen.

Ferner zeigte sich Vukovár, d. h. „die Stadt der Vuka.“ Die Vuka ist ein kleines Gewässer der Fruschka-Gora. Wir sahen hier viele Holzgeräthschaften, Faßdauben, Planken, Blöcke, Balken u. s. w. Es war fast lauter syrmisches und slavonisches Eichenholz, und wir entdeckten auch eine Menge schöner, herrlicher Eichen, die übrigens in ganz Slavonien und Kroatien das vornehmste Holz der Wälder sind.

Ich konnte diese slavonischen Eichen nicht wegleugnen, da ich sie selber sah. Aber doch kann ich ebenso wenig verleugnen, daß ich hier immer, wie auch in anderen nichtdeutschen Ländern, an jeder schönen Eiche einigen Anstoß nahm und sie etwas ungläubig durch mein Perspectiv betrachtete, weil ich in meiner Jugend stets gelernt hatte, daß Deutschland das Land der Eichen sei. „Du Land der Eichen! du Land der Treue!“

Wie kann nur ein Illyrier, oder ein Lette, oder ein Esthe, Pole, Russe ꝛc. es sich herausnehmen, unter Eichen zu wohnen! So ungefähr dachte ich. Ich muß bekennen, ich habe es auch nie über mich vermocht, so recht an die kernige, solide Tüchtigkeit des slavonischen Eichenholzes zu glauben, soviel Loblieder ich auch in Ungarn darauf gehört habe.

In Vukovár kamen ein paar syrmische Damen, junge, hübsche, allerliebste Wesen, an unser Schiff. Sie waren in ein Costum gekleidet, welches frappant dem Reitcostume unserer vornehmen Reiterinnen glich, nur war es von hellgrüner Farbe und mit vielen Reihen blanker Knöpfe besetzt. Sie sagten, dieß Costum wäre hier jetzt Mode. Wir stellten sie unserem Capitaine vor und zeigten ihnen alle Winkel, Zimmer und übrigen Räume unseres großen Schiffs. Sie bemerkten, sie hätten noch nie ein Dampfschiff gesehen. Sie sprachen „sehr an gutes österreichisches Deutsch,“ und als ich mich darüber wunderte, sagten sie, dieß wäre allgemein in Syrmien. Jeder Gebildete vom Stande spräche und verstände dort deutsch, auch wären genug Deutsche in allen Ortschaften und Städten.

Es hat nur zweimal in der Weltgeschichte europäische Cultur in diesen Gegenden festen Fuß gefaßt, das erste Mal, als Kaiser Probus und seine Römer hier waren, und dann das zweite Mal jetzt, wo das Deutsche hier, trotz des Illyrismus und trotz des Magyarismus, in den gebildeten Kreisen vorwaltet. Alles Andere, was zwischen der deutschen und der römischen Zeit liegt,

fällt, es mag Namen haben, welchen es will, aus dem Kreise der westeuropäischen Cultur hinaus.

Wir begleiteten unsere Damen an's Ufer zurück und baten sie nun, sie möchten uns etwas von Bukovár zeigen, und da uns die zerstreuten Hütten, welche in der Nähe lagen, ziemlich unbedeutend vorkamen, so versicherten sie uns, es lägen noch sehr viele schöne, stattliche Gebäude, Gärten und Kirchen dahinter, und je weiter wir heran kämen, desto schöner und anziehender würde es. Die Artigkeit verbot uns, ihnen nicht vollen Glauben zu schenken. Die Dampfschiffglocke aber ermahnte uns, uns mit dem Anblicke der vorderen Hütten zu begnügen und den Abschied von Bukovár und seinen Damen zu beschleunigen.

Während der ganzen Weiterfahrt an der syrmischen Küste hin war ich von Serbiern umlagert, und ich kam bis Peterwardein her nicht wieder aus diesem serbischen Knäuel heraus. Sie waren voll Erzählungen von ihrem Vaterlande, und ich wunderte mich, daß diese Leute so gut von seiner alten Geschichte, wie von den späteren Ereignissen unterrichtet waren. Was sie mir sagten, will ich nicht der Erzählungen, die längst bekannt sind, sondern der Erzähler wegen hier wiederholen.

Gleich von vorn herein sprachen sie mir viel von dem serbischen Zaren „Duschan dem Starken," dem Sohne Königs Urosch III., welcher ein Zeitgenosse Carl Robert's von Ungarn war (in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts). Serbien stand damals auf dem Gipfel seiner Macht und Blüthe, und Duschan nannte sich Kaiser

und führte als solcher einen Adler im Wappen. Sie sagten, er läge in einem Kloster der Fruschka-Gora begraben, in welchem auch sonst noch viele Alterthümer seien, und das 80,000 Gulden Einkünfte habe (?). (Im Ganzen sind sonst diese griechischen Klöster in Vergleich mit den katholischen alle arm.) Dann sprachen sie mir von dem Despoten Georg Brankowitsch — (es gab mehre serbische Despoten Namens Georg Brankowitsch, der hier gemeinte lebte in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zu Hunyady's Zeiten). — Jener Georg Brankowitsch habe Hülfe von den Ungarn gegen die Türken verlangt; da diese ihm die Hülfe aber nur unter der Bedingung, daß er seinen Glauben ändere, hätten gewähren wollen, so habe er geantwortet: „sie möchten nicht meinen, daß er als ein Neunzigjähriger nun das, an dem er beinahe ein ganzes Jahrhundert mit Treue gehangen habe, verleugnen werde. Lieber wolle er sein Leben, seine Krone, ja sein Vaterland einbüßen, als seinen Glauben ändern, und so wären auch alle die Seinigen gesinnt." Darauf wäre er in sein Vaterland zurückgekehrt und hätte allein gegen die Türken gefochten. Es war mir besonders interessant, daß meine Serbier gerade dieses Factum aus ihrer Geschichte so treu behalten hatten, und es mag darin wieder ein Fingerzeig liegen, wie sehr man sich hüten muß, den Glauben dieser Leute anzutasten.

Die Glaubensfrage zwischen den Serbiern und Ungarn ist nicht etwa erst neu, sondern vielmehr uralt. Fast jedesmal, wenn die Serbier von den Ungarn Hülfe forderten, oder wenn die Ungarn einen Theil von Serbien besetz-

ten, oder wenn Serbier auf ungarisches Gebiet übergingen, kam sie von Neuem zur Sprache. Jedesmal beinahe von Seiten der Ungarn dieselben Anforderungen, und jedesmal von Seiten der Serbier dieselbe Antwort und dieselbe Anhänglichkeit an ihre Religion.

Als wir später bei Slankamen vorbeifuhren, wobei ich des hier von seinen Soldaten ermordeten Kaisers Probus gedachte, erinnerten sich die Serbier auch wieder ihres Despoten Brankowitsch. „Smai," sagten sie, sei er zubenamt gewesen, d. h. „der Drache," wegen seiner wilden Tapferkeit. Auf dem Schlosse Slankamen habe er einmal die ungarischen Feldherren bewirthet, die Tische und Stühle wären dabei aus Leichnamen von Türken zusammengesetzt gewesen, und nach der Mahlzeit bei'm Weine habe der „Smai Despot Brankowitsch" (gerade so stellten sie die Worte) mit vier Türken, die er zu zweien unter jeden Arm genommen, einen serbischen Tanz getanzt.

Von dem neuen serbischen Helden, Gregor Petrowitsch Tschornoi (Georg Peter's Sohne, dem Schwarzen) wußten sie natürlich alle Details ebensó gut wie unsere Zeitungen. Auch Napoleon, sagten sie, habe ihn gelobt und die Absicht gehabt, ihn zum Könige von Serbien zu machen. Sein Sohn sei in Rußland gewesen und stehe nun in den Diensten des jetzigen Fürsten von Serbien. Als ich sie bei dieser Gelegenheit fragte, ob es wahr sei, daß die Serbier im Ganzen es mehr mit den Russen als mit den Ungarn hielten, sagten sie: „Bei uns spricht das Volk so: Zanke nicht mit dem, mit wel-

chem du aus einem Becher das Abendmahl des Herrn genießest!"

In dem genannten Slankamen steht eine Kirche, die der Brankowitsch der Drache gebaut hat. In dieser Kirche befindet sich auch noch ein Nagel, den der Despot selbst einschlug, um seinen Kalpak (Mütze) daran aufzuhängen. Es ist jetzt in Serbien kein Mann, der an diesen Nagel reichen könnte; denn der „Smai" übertraf sie an Stärke und an Größe, die damaligen wie die jetzigen, Alle. Ich bemerkte, daß auch unsere junge hübsche Serbierin viel Antheil an unserer Unterhaltung nahm. „Sie ist eine große Patriotin!" flüsterte mir einer unserer Begleiter zu, „unsere Weiber sind es alle, alle!"

In Wien und Pesth (besonders aber in Pesth) kann man jetzt alle die eben genannten serbischen Helden und auch noch andere, die wir nicht nannten, sowie auch die berühmten serbischen Erzbischöfe und Archimandriten in recht guten Kupferstichen und Lithographieen kaufen. Sie sind für die in ganz Ungarn zerstreuten Serbier bestimmt und gehen auch nach Serbien hinein; unsere Patriotin hatte sich dort viele eingekauft, die sie ihrem Gemahle mitbringen wollte.

So rauschten wir bei Opatovacz, bei den Ruinen des Schlosses Scharingrad, bei'm Kloster Illock, bei'm Schlosse und Garten Kameniz vorüber und kamen endlich bei Neusatz und Peterwardein an. Die meisten jener Schlösser und Dörfer in Syrmien gehören den Herzögen von Odescalchi, den Grafen Eltz, Jankowitsch und den Herren von Marzipani. Es giebt außer den

Odescalchi noch viele andere italienische Familien, die seit alten Zeiten — (durch das adriatische Meer war Ungarn stets in Berührung mit Italien, mit Venedig, mit Florenz — ein italienischer Fürstenzweig kam einst in Ungarn auf den Thron) — in Ungarn begütert sind. Man ist aber zuweilen verleitet, — oder ich war es wenigstens früher, und ich glaube, daß es manchem nicht besser unterrichteten Landsmanne ebenso gehen mag, — viele ungarische Große blos dem Klange ihrer Namen nach für Italiener zu nehmen, z. B. die Palfi, Sappari (richtig geschrieben: Palfy, Szapary), obgleich dieß ganz ächte ungarische Stammnamen sind. Ebenso könnte es einem mit dem Herrn von Marzipani gehen, was auch so italienisch oder, eigentlich noch besser, ganz mährchenhaft klingt. Aber die Marzipani sind ächte Slaven und namentlich im Slowakenlande eine sehr verzweigte slavische Familie. Pani ist wahrscheinlich das slavische Wort pan (d. h. Herr) und nicht das lateinische panis (Brot) in unserer süßen Conditorwaare Marzipan.

Jene wenigen großen Herren besitzen neben den Klöstern fast das ganze Ländchen Syrmien. Die Brosamen, die von ihren Tischen fallen, sind nicht den Bauern, sondern einigen kleineren Edelleuten zu Theil geworden. Die Bauern sind mehr oder weniger allesammt in ihrer Leibeigenschaft. Dieß ist ein Umstand, der geeignet ist, einem das Interesse für das ganze Volk zu verleiden; denn man kann nun einmal nur einen persönlich freien Mann interessant und liebenswürdig finden; der ärmste kleine Köther, Fischer, Jäger, Weingärtner, oder was er nur sei, ist

mir interessant, so wie ich nur höre, daß er sich auf seine eigene Faust, für sich, sein Weib und seine Kinder mit dem Schicksale durchschlägt. So wie man aber annimmt, daß er es für einen Herrn thun muß, ist der Glanz dahin. Es ist mir dieß auch oft bei den dramatischen Vorstellungen aufgefallen, bei denen man italienische, deutsche oder französische Landleute als Helden im Mittelpuncte des Stücks sieht. Alle Landleute Osteuropas sind aber ganz untauglich, auf die Bühne gebracht zu werden.

In den slavischen Provinzen, welche der Türkei unterworfen sind oder waren, in Bosnien, Serbien, Bulgarien 2c., ist es ein bemerkenswerther Umstand, daß der vornehmste Adel des Landes zum Theil allmählig zu den Türken und ihrer Religion überging. Wenn diese Provinzen sich also von den Türken trennen, so würde diese Trennung zugleich auch eine Befreiung von ihrem Adel sein, und es würden dann nicht die dortigen Slaven mehr als freie kleine Bodenbesitzer aus der türkischen Herrschaft hervorgehen. In Serbien scheint in der That etwas Aehnliches schon erfolgt zu sein.

Peterwardein und Neusatz, jenes Festung auf einem Berge an der rechten Seite der Donau, dieses Handelsstadt in der Ebene an der linken Seite, bilden einen äußerst frappanten Parallelismus mit Ofen und Pesth. Sie wiederholen das Bild dieser beiden Städte im Kleinen, wobei denn auch das gleich ist, daß Peterwardein viel älter ist, ebenso wie Ofen, und Neusatz jünger, ebenso wie das größere Pesth. Neusatz ist in seinem Emporblühen (vor 80 Jahren war es noch so gut wie gar nicht

da, jetzt hat es über 20,000 Einwohner) ganz dem Emporsteigen von Pesth gefolgt. Ganz ähnliche Städtepaare, wie diese sind noch an der Donau Belgrad und Semlin, — Neu- und Alt-Orsowa, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Akropolen (Belgrad und Neu-Orsowa) noch in den Händen der Türken sind, während die Handelsquartiere (Semlin und Alt-Orsowa) Oesterreich angehören.

Neusatz und mit ihm Semlin leisten in Bezug auf den Handel Ungarns mit der Türkei ungefähr das, was am anderen Ende der Donau Preßburg für den Handel mit Deutschland thut. Wäre Belgrad ungarisch geblieben, so würde wohl Semlin allein den ganzen Handel betrieben haben. Nur nach Belgrads Verlust stieg Neusatz so außerordentlich. Beide Städte sind hauptsächlich von orientalischen Handelsleuten bewohnt, von Armeniern, Juden, Macedoniern, Serben, natürlich aber auch von Deutschen. Die deutsche Sprache versteht fast jeder Bürgersmann.

Von Neusatz bekamen wir nicht viel mehr zu sehen als die Donaufische, wenn sie den Kopf zum Wasser hinausstecken. Man sitzt so niedrig auf dem Schiffe und dabei liegt die Stadt auch so niedrig in der Batschker Ebene, daß schon der Brückenkopf und die der Brücke nächsten Hütten die Aussicht in das Innere verdecken. Bei jedem Dampfschiffe, welches für Genuß, Belehrung und das Pittoreske suchende Passagiere fährt, sollte man eigentlich im Maste einen erhöhten Sitz anbringen. Der Genuß würde da verdoppelt und verdreifacht werden.

Peterwardein dagegen sahen wir so ziemlich von hinten, von vorn und von allen Seiten; denn die Festung

liegt auf einem hohen schroffen Vorgebirge der Fruschka-Gora, um welches die Donau rund herum einen Bogen beschreibt. Sie ist am ganzen Ufer der Donau hin nebst Komorn die stärkste Festung und läßt sich sowohl in Bezug auf die Stellung, welche sie gegen die Türken einnimmt, als in Bezug auf ihre Größe und auf den Anblick, den sie gewährt, ganz und gar mit Ehrenbreitenstein am Rhein vergleichen, welches eine ähnliche Stellung gegen Frankreich, — ebenfalls auf schroffem Felsen, — ebenfalls von großer Bedeutung — einnimmt. Es ist mir sonst keine Festung in Europa bekannt, die sich in allen diesen Puncten mit den beiden genannten in Parallele stellen lassen könnte.

Ich erinnere mich, daß uns schon in unserer Jugend der berühmte Name Peterwardein zu allerlei Deutungen und Anekdotenerfindungen aufforderte; doch konnten wir nicht recht hinter den historischen Ursprung dieses Namens kommen. Ich glaube jetzt, daß es weiter nichts ist als eine deutsche Verdrehung des ungarischen Namens Petervárad. Vár heißt soviel als Schloß, Festung, — váras (oder város) soviel als Stadt. Varad ist wohl nur eine Variation von „varas,“ wie das slavische grad von gorod. „Var“ kommt unzählige Male bei den ungarischen Städtenamen vor, z. B. in „Vukovar, Temesvar rc., auch „varad,“ z. B. in Petervarad, Petsvarad, Nagyvarad, auch blos Varad und Arad. Die Deutschen haben dieß varad immer sonderbarer Weise in „Wardein“ umgeändert. So nennen sie auch die Städte „Varad“ und „Nagyvarad“: „Wardein“ und „Großwardein.“

Welchem Peter zu Ehren aber diese Petropolis (dieß „Petersburg," hätten die Deutschen sagen sollen) so genannt sein mag, weiß ich nicht. Die österreichischen Soldaten sollen sonst diese Festung scherzweise „Peter — scharr' — ein" genannt haben, wegen der großen Ungesundheit des Standquartiers und der häufigen Krankheiten und Todesfälle.

Der ganze Felsen von Petersburg soll wie ein Ameisenhaufen von unzähligen Gängen unterminirt sein, die zum Theil noch aus alten Zeiten stammen. Es wird noch beständig an der Festung gebaut und reparirt und ungeheuer viel Geld hineingesteckt.

Durch ein junges deutsches Mädchen, das bei dem Anblicke von Peterwardein und Neusatz (ihrer Vaterstadt) ganz in Enthusiasmus gerieth, wurden wir gleich für zwei Augenblicke heimisch gemacht in dieser Gegend. „Ach, siehe, Mutter! unseren Weinberg und das Gärtnerhäuschen, bei dem ich voriges Jahr die Blumen gepflanzt" — (die Neusatzer haben ihre Weingärten alle auf der anderen Seite der Donau) — „Ach, Jesus Maria! und unser Tanzmeister steht an der Brücke, der wird sich wundern, wenn er uns wiedersieht. Nun komm, daß wir unseren Hut nicht im Gedränge verknicken!" Sie hatten zwei moderne Wiener Hüte in Pesth gekauft, die für die Schwestern bestimmt waren. Der Reisende ist gar zu sehr geneigt, an den fremden Gegenständen, für die er nichts fühlt und empfindet, gleichgültig vorüberzugehen, wenn er nicht auf die Aeußerungen der Einheimischen achtet. Mir wäre ein Tanzmeister in Neusatz nie in den Sinn gekommen, und

es wäre mir kaum eingefallen, daß man auch hier heimische Gärten mit Liebe und Sorgfalt pflege.

Um das Peterwardeiner Vorgebirge herum wachsen die beßten Weine Südungarns, der Tscherrewitzer, der Karlowitzer u. s. w. Es sollen im Ganzen jährlich in der Fruschka-Gora 256,000 Eimer Wein gewonnen werden, was noch mehr ist als in der „Hegyalla" (dem Tokaier Weingebirge), wo man nur 240,000 Eimer erzeugt. Die Reise des Bacchus ging hier von Cypern an die Donau, und von der Donau an die Theiß, und von der Theiß an den Don, denn die Fruschka-Gora-Trauben sind die Kinder des cyprischen Weinstockes, den Kaiser Probus hierher verpflanzte, und die Väter der Tokaier Gewächse, sowie die Großväter der donischen Trauben.

Wie gesagt, wir fuhren rund um Peterwardein herum und verloren es erst spät aus dem Gesichte. Die Stadt zeigt sich von allen Seiten hoch und gebietend. Sie ist auch, so zu sagen, die Gebieterin der ganzen Militärgränze, liegt ungefähr in der Mitte des ganzen dazu gehörigen Ländertracts und ist der Sitz eines für die ganze Gränze bestimmten Oberappellationsgerichts.

Gleich dahinter eröffnet sich eine Aussicht auf eine andere Capitale der Gränze, auf Karlowitz, das nur eine Stunde von Peterwardein entfernt liegt und der Sitz des Oberhauptes der griechischen Kirche in der Militärgränze, in Ungarn und überhaupt in der ganzen österreichischen Monarchie ist. Man hat also ganz in der Nähe des Peterwardeiner Felsens, so zu sagen, drei

Metropolen der Militärgränze: eine des Handels, Neusatz, eine der Militärmacht, Peterwardein, und eine der Religion, Karlowitz. Der Erzbischof von Karlowitz, der Kaiser von Rußland, der Patriarch von Konstantinopel, der Bischof von Montenegro und dann der Synod der Bischöfe in Griechenland sind die fünf gänzlich von einander unabhängigen Oberhäupter der griechischen Kirche in Europa. Sonst war Alles unter dem Patriarchen in Konstantinopel vereinigt, denn auch das Oberhaupt der russisch-griechischen Kirche hing eine Zeit lang von ihm ab. Der Karlowitzer Erzbischof war kurz vorher gestorben. Mir scheint es höchst wahrscheinlich, daß die griechische Geistlichkeit sich unter österreichischem Scepter in einem Zustande weit größerer Unabhängigkeit befindet als unter dem russischen (den türkischen Scepter wollen wir hier nicht in Parallele ziehen), denn

1) sie hat ihr eigenes, aus ihrer Mitte durch freie Wahl hervorgehendes Oberhaupt, den Erzbischof von Karlowitz. Derselbe wird auf einem Congresse zu Karlowitz von 75 Bevollmächtigten gewählt, die aus der Geistlichkeit, dem griechischen Bürgerstande und dem griechischen Militär genommen sind. In Rußland ist das weltliche Oberhaupt zugleich auch Oberhaupt der Kirche, und alle Gerechtsame des Erzbischofs von Karlowitz würden unter russischer Herrschaft wegfallen.

2) Sie wählt auch ihre sechs Bischöfe selbst. Sowie ein Bischofssitz vacant wird, besetzen ihn die übrigen durch Stimmenmehrheit, der König ertheilt nur das Be-

stätigungsdiplom diesem Bischofe. Ebenso werden die Archimandriten und Igumenen der Klöster durch die Geistlichkeit selbst besetzt. In Rußland geschieht die Besetzung aller dieser Stellen einfach vom Staate, und die Geistlichen erscheinen so fast nur als Beamte des Staates.

3) Die Bischöfe der griechischen Kirche nehmen auch als Mitglieder des Reichstages an der Gesetzgebung des ganzen Königreichs Ungarn Theil, denn sie haben auf dem Reichstage schon als solche Sitz und Stimme. In Rußland giebt es keinen Reichstag, weßhalb auch die Geistlichen dort gar keinen directen Einfluß auf die Gesetzgebung des ganzen Landes ausüben. Daß der Einfluß der griechischen Geistlichen auf dem ungarischen Reichstage nicht von großer Bedeutung ist, liegt zum Theil an ihnen selbst. Denn erstlich sind sie nicht sehr reich, und manche besuchen daher den Reichstag schon des nöthigen Aufwandes wegen nicht. Zweitens lassen sie sich von der höheren Bildung der katholischen Geistlichkeit überflügeln. Drittens ist ihr Interesse an den gemeinsamen patriotischen Angelegenheiten nicht so groß als das der Uebrigen. Der Erzbischof von Karlowitz erscheint gewöhnlich nur mit einem oder zwei anderen Bischöfen seines Glaubens auf dem Reichstage.

Alle diese bedeutenden Berechtigungen, die kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen, rühren aus Joseph's Zeiten her und wurden auf den Reichstagen zu Anfang der neunziger Jahre festgestellt und bestätigt.

In einem Dampfschiffe auf der reißenden Donau

hinfahrend, geht's einem nur gar zu oft so, wie in dem Lebensschiffe auf dem noch reißenderen Strome der Zeiten. Unerbittlich schnell führen beide Schiffe die Passagiere an allen Dingen, die am Wege liegen, vorüber. Er versäumt darüber nur gar zu leicht Dieses und Jenes, und an ein Nachholen ist nicht zu denken. Kaum besinnt man sich im Leben einmal ein wenig, so bemerkt man, wie diese oder jene schöne Gelegenheit verpaßt wurde. Kaum kehrt man auf dem Dampfschiffe von einer kleinen Zerstreuung zur Beobachtung zurück, so merkt man, jenes Schloß ging verloren, diese Ruine tauchte im Flusse oder am Horizonte unwiederbringlich unter, — ein guter Freund nahm auf der vorigen Station Abschied, dem man noch so gern etwas gesagt hätte, und nun ist er so gut wie todt für dich, du wirst ihn nie wiedersehen. Du magst diniren, schlafen, träumen, Kaffee trinken oder scherzen, immer, immer geht die nie rastende Dampfmaschine des Lebens weiter und weiter, und am anderen Morgen findest du dich in einer ganz anderen Lage, unter neuen Freunden, in einem fremden Lande. Darum heißt es: passe auf! — im Leben wie auf der Donau.

Wahrscheinlich hatten wir die schönen syrmischen Trauben und Pfirsiche, von denen wir an unserem Stationsplatze ganze Haufen für wenige Kreuzer kauften, (es waren auch Trauben von der Länge einer halben Elle darunter) zu angenehm gefunden, — oder hatte uns mit seinem Geschwätze der drollige Oesterreicher zu sehr in Anspruch genommen, der uns von der Sitzung

eines ungarischen Landtages erzählte, welchem er beigewohnt hatte, und wo es so lebhaft hergegangen wäre, daß die Deputirten sich sogar auf Deutsch beständig Hallunke! Hallunke! (hajunk! hajunk! wir sprachen schon oben darüber) zugerufen und der Palatin und die Obergespane immer auf Lateinisch: „Pst" dazwischen gerufen hätten, — oder war vielleicht der Serbier daran Schuld, der uns mit der Schilderung der serbischen Soldaten und ihrer jetzigen russischen Uniform beschäftigte und sagte, daß sie früher unter den Türken blos „Gustokleidung" (d. h. solche, die jeder nach seinem Gusto wählte) gehabt hätten, — genug ich hatte durchaus die Mündung der Theiß außer Acht gelassen, und als ich mich einmal wieder umsah auf der Donau und auf meiner Landkarte, lag schon das östliche Ende der Fruschka-Gora und die Mündung der Theiß weit hinter uns.

Und doch war ich in vieler Beziehung auf diese Mündung sehr gespannt, denn ich hoffte erstlich, daß ich bei ihr irgend ein Verhältniß würde entdecken können, welches mir die Erscheinung deuten hälfe, daß an dieser Vereinigung zweier so großer Ströme, wie es die Donau und die Theiß sind, keine irgend bedeutende Mündungsstadt liege, während doch sonst hier, wie auch in anderen Erdgegenden, die Mündungen der Flüsse mit solchen Mündungscapitalen geschmückt sind, als z. B. die der Sau mit Belgrad-Semlin, — die der Morawa mit Semendria, — die der Maros mit Szegedin, — die der Körös mit Csongrad. Die einzigen Ausnahmen von dieser allgemeinen geographischen Regel machen hier

die Mündungen der Theiß und der Drau. Denn unmittelbar an der Mündung der Drau sowohl als der Theiß liegt gar keine menschliche Ansiedelung irgend einer Art, nur in der Nähe zeigen sich die unbedeutenden Orte Bieloberdo und Titel. Ich muß glauben, daß weiter nichts als die ungeheueren Sümpfe, in welche diese Flüsse, die Drau sowohl als die Theiß, bei der Vereinigung mit der Donau ihr Haupt verstecken, an dieser Oede ihres Mündungslandes Schuld sind. Sowohl die Drau= als die Theißmündung hat zur Rechten und Linken weit ausgedehntes Flachland, welches bei hohem Wasser weit und breit überschwemmt wird, und in welchem selbst bei niedrigem Wasser viele große Sümpfe zurückbleiben. Der Handel auf beiden Flüssen wird allerdings dadurch nicht behindert, und er mußte, wie aller Handel und Verkehr, nach ganz natürlichen Gesetzen durchaus seinen ihm nöthigen Stapelplatz gebären, nur konnte er ihn nicht an der ihm unter anderen Umständen bequemsten Stelle, an der Mündung selbst, anlegen, sondern mußte dafür einen anderen gelegeneren Platz in der Nähe suchen. An der Drau fand er ihn in Essek (dem berühmten alten Mursia der Römer), welches als die eigentliche Draumündung anzusehen ist, und bei der Theiß stellt ohne Zweifel Neusatz, welches mit Szegedin, mit Csongrad, mit Debrezin und anderen Theißorten im engsten Verkehre steht, das wahre Theißmünden vor.

Die Theiß, welche nach Süden acht Meilen oberhalb ihrer Mündung eine Richtung nach Südosten annimmt, bildet mit der nach Osten fließenden Donau einen spitzen

Winkel. Das Ende dieses Winkels, ungefähr 20 Quadratmeilen sumpfigen Landes, ist von den sogenannten Tschaikisten (oder Nasadisten) bevölkert. Diese Tschaikisten bilden die Mannschaft der österreichischen Kriegsflotte auf der Donau. Ihr Gebiet gehört zu der Militärgränze, und sie sind darin angesiedelt wie alle übrigen soldatischen Bauern dieses Landstrichs, nur mit dem Unterschiede, daß, wie andere dem Landdienste, sie sich insbesondere dem Wasserdienste widmen müssen. Sie haben aus ihrer Mannschaft ein Bataillon für die Flotte eingeübter Leute zu stellen. Ihre Hauptstadt ist Titel, wo sich die vornehmste Station jener Flotte befindet. Uebrigens ist auch in Semlin und an anderen Puncten der Donau gewöhnlich ein kleiner Theil derselben zu finden.

Die Tschaikisten sind Leute, die mit der ganzen Beschiffungsweise der Donau und mit dem Schiffsdienste auf derselben vertraut sind. Sie haben kleine Schiffe, Kanonierboote, ein jedes mit einem lateinischen Segel und vielen Rudern versehen. Diese Schiffe heißen „Tschaiken," woher der Name der Mannschaft. Es giebt zwei Arten, große und kleine. Die kleinen sind die gewöhnlichen Patrouillenboote, die großen gewissermaßen die Kriegslinienschiffe der Donau. Die Tschaikisten haben zunächst einen regelmäßigen Patrouillendienst auf der Donau. Dann werden sie aber auch in Kriegszeiten und bei anderen besonderen Gelegenheiten aufgerufen.

Sie sind nur noch ein kleiner Ueberrest von den ehemals so bedeutenden Flotten, welche die Türken, die Oesterreicher, die Kreuzfahrer und die Römer auf der

Donau schwimmen ließen. Die Römer hatten bekanntlich an der ganzen Donau hin bis tief nach Deutschland hinein viele Flottenstationen, und in den Türkenkriegen wurden beinahe ebenso viele Wasserschlachten auf der Donau selbst als Landschlachten an ihren Ufern geliefert, die aber kein Maler dargestellt hat, so pittoresk sie sich auch ausgenommen haben mögen. Man denke sich irgend eine von hohen Felsen umgebene Donauenge, darin die kleinen und großen Ruderschiffe, Türken auf der einen, Oesterreicher und Ungarn auf der anderen Seite. Einige Tschaiken sind hart an einander gekommen und haben sich geentert, werden aber beide in der Hitze des Kampfes vom Strome fortgerissen. Die eine scheitert an einem Felsen, und die Mannschaft erreicht mit Mühe und Noth eine Sandbank mitten im Flusse. Die anderen rudern mit Macht und in imposanten Linien auf einander los. An beiden Ufern stehen und lauern Landtruppen und unterstützen von beiden Seiten ihre Freunde. Ich begreife nicht, daß noch nie ein bedeutender Maler eine solche Flußschlacht darstellte. Die Chancen und Situationen, die der Fluß herbeiführt, sind, wie mir es scheint, ungleich manchfaltiger und malerischer als die auf dem gleichförmigen Meere.

Auch diese Tschaikisten sind meistentheils Serbier. Ihr Bataillon besteht ungefähr aus 1000 Mann. Sie müssen sich außerdem auch noch auf den Brückenbau und überhaupt auf das ganze Pontonnierwesen verstehen und besonders das Ueberschiffen der Truppen von einem Ufer des Flusses zum anderen leiten, und so auch, wenn

wie es oft geschieht, die ganzen flachen Anlande der Donau weit und breit überschwemmt sind, durch ihre Patrouillenschiffe die Verbindung der einzelnen, sich mitten in der Ueberschwemmung befindenden Landposten herstellen. Man kann annehmen, daß die Tschaikisten an der Theißmündung ungefähr gerade mitten in dem größten Ueberschwemmungsgebiete der Donau postirt sind, welches sich von der Batschka aus überall auf der linken Seite des Flusses durch das ganze Banat bis an die Gebirgsgegenden unterhalb der Moravamündungen erstreckt. Jedoch gränzt von diesem weiten Ueberschwemmungsgebiete nur der kleinere Theil des Ufers zwischen Belgrad und Ujpalanka mit der Türkei.

Und diese Donaustrecke, sowie dann weiter die Strecke bis Orsowa, im Ganzen also, von Belgrad bis Orsowa, ein Stück von ungefähr 25 Meilen, ist der für die Tschaikisten besonders wichtige Flußtheil. Bei Orsowa wird nämlich die Donau auf beiden Seiden türkisch. Auf der Sau, welche schmäler ist und daher auch weder so leicht zu befahren, noch so schwierig vom Lande aus zu überwachen ist als die breite, unter Umständen meerarmartige Donau, sind die Tschaikisten nicht so nöthig.

Die Mündung der Sau.

Das militärische, trockene Syrmien zur Rechten und das militärische, sumpfige Banat zur Linken, kamen wir endlich in der Nacht in Semlin an der Mündung der Sau an, welchem gegenüber das berühmte Belgrad liegt. Semlin ist die letzte Stadt in Slavonien und überhaupt in Ungarn. Belgrad ist die erste Stadt in Serbien. Die Sau macht die Gränze zwischen Ungarn und Serbien. Belgrad ist die wichtigste Festung und Stadt jenseits, Semlin die wichtigste weit und breit diesseits der Sau. Diese Verhältnisse sind uralt, denn schon zu der Römer Zeiten schied der „Savus" (die Sau) das untere Pannonien, dessen äußerster Theil „Savia" (Slavonien) war, von „Moesia" (Serbien), und dort lag „Taurunum" (Semlin), wie hier „Singidunum" (Belgrad) als die angesehenste Stadt.

Wir waren hier nun gerade in dem Mittelpuncte derjenigen Erdgegenden angekommen, an die Göthe dachte, wenn er sprach: „wenn hinten fern in der

Türkei die Völker auf einander schlagen." Denn in der That, wenn man auf die nahen und nächsten, so wie auf die entfernteren und entferntesten geographischen Verhältnisse einen Blick wirft, so findet sich, daß hier an der Mündung der Sau eines der interessantesten Völkerthore Europa's, einer der wichtigsten Plätze für den friedlichen wie für den kriegerischen Verkehr der Menschen sich befindet. Man muß dabei zunächst die geographische Gestaltung Ungarns in Betracht ziehen und damit die anderen vornehmsten Völkerpässe und Thore dieses Landes vergleichen.

Ungarn läßt sich betrachten als ein großes weitläufiges Kesselland, rings umher von Gebirgen (den Karpathen, den Alpen, den walachischen und illyrischen Bergzügen) umgeben. Die Hauptgewässer dieses Kessels sind die beiden Flüsse, die Donau und die Theiß, und die beiden anderen, die Drau und die Sau. Alle diese vier Flüsse führt daher auch Ungarn in seinem Wappen.

Die beiden Hauptflüsse, die Theiß und die Donau, bahnen durch den Kesselrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkereinströmung stattfand.

Diese drei Hauptthore sind:

1) das bei Preßburg, wo die Donau, die südlichsten Ausläufer der Karpathen und die nördlichsten der Alpen durchschneidend, in das Land eintritt,

2) das bei Belgrad, wo sie das banatisch-serbische Gebirgsland zu durchbrechen anfängt und zum Lande hinausgeht, und

3) das bei den Quellen der Theiß, wo sich zwischen der großen Gebirgsmasse Siebenbürgens und der anderen großen Gebirgsmasse, welche das nördliche slowakische Ungarn erfüllt, die große Theißebene einkeilt und bis nahe an den höchsten Rand der Karpathen vorschreitet.

Durch das erste Hauptthor bei Preßburg kam Ungarn mit dem Westen Europa's in Berührung. Zu diesem Thore hinaus, in dessen Pforten ehemals das berühmte Carnuntum lag, ritten die Hunnen, Attila an der Spitze, um Westeuropa zu verwüsten, — zu diesem Thore hinaus zogen die wilden Schaaren der Magyaren, voran ihre Arpads und Toxus, um Deutschland zu quälen. Zu eben diesem Thore hinaus strömten auch die Türken, als sie Herren des ganzen mittleren Kessellandes waren, um Wien zu belagern. Herein kamen in dieses Thor die Völker des Westens, insbesondere die Deutschen unter Carl dem Großen — dann unter vielen anderen Heerführern und Kaisern, um den Ungarn für ihre Verwüstungen zu antworten und sie aus räuberischen Nomaden zu seßhaften Bürgern zu machen, — hier herein pilgerten die Kreuzfahrer, die büßenden deutschen Könige und Fürsten, die frommen Könige von Frankreich und die Gebete singenden Rhein- und Nordseevölker, — hier herein marschirten die Oesterreicher, ihre Erbrechte geltend zu machen, und die Franzosen unter ihrem großen Kaiser, um in Ungarn Oesterreich zu bezwingen. Durch dieses Thor kam den Ungarn das Christenthum, — der Städtebau, — die Cultur, — das Deutschthum. Hier liegen in der Ebene zu beiden

Seiten der Karpathen im Marchfelde, in den Raaber Flächen die unzähligen ungarisch-deutschen Schlachtfelder und Kampfgefilde.

Durch das zweite Hauptthor bei Belgrad, wo die große mittlere Hauptstraßenlinie vom Bosporus und von Kleinasien her eintrifft, rückten die römischen Kaiser und dann die Feldherren der byzantinischen Cäsaren durch das Thal der Morawa herein. Auf eben jener großen mittleren Hauptstraße der türkischen Halbinsel ergossen sich unzählige Male die ungestümen Schaaren der Janitscharen und der anderen asiatischen und osteuropäischen Henkersknechte des Padischahs und verbreiteten sich von Belgrad aus auf die ungarischen Viehtriften. Zu diesem Thore hinaus gingen die Einfälle der alten celtischen Nationen, dann der Jazygen und Daken und anderen Völker in's römische Ostreich. Hier hinaus zogen die Ungarn, die Oesterreicher, um gegen die Türken zu streiten. Um diesen Punct drehen sich alle die Kämpfe Ungarns mit der Türkei, und es liegen hier von Mohacs an der Donau und von Zenta an der Theiß herab Schlachtfelder an Schlachtfelder, auf denen unsägliches Blut vergossen wurde. Durch dieses Thor kam den Ungarn die Pest, die somatische sowohl, als auch die politische, — die Türkenherrschaft.

Durch das dritte Hauptthor endlich, das die Theißer Ebene anbahnt, kamen die Ungarn selbst, 215,000 bewaffnete Männer stark. Denn hier überstiegen sie aus den Ebenen der Moldau die Karpathen und ergossen sich in das Thal der Theiß durch die Marmaros hin-

ab, dem Hauptlaufe des Flusses folgend. Vor ihnen kamen auch dieses Weges die Hunnen und unzählige andere Völker, und nach ihnen folgten auf eben dieser Bahn die Kumanen, die Tataren, die schon vor den Türken das Land auf türkische Weise in Asche legten. Von dieser Seite fürchten die Ungarn auch einmal die Russen heranrücken zu sehen.

Während in dem Inneren von Ungarn die Magyaren wohnen, stehen die Deutschen in dem Preßburger oder westlichen Thore, welches wir daher auch das deutsche nennen können. In dem südlichen oder Belgradischen stehen die Serbier zu beiden Seiten, und wir können es das serbische taufen. In dem östlichen aber stehen diejenigen, welche den Magyaren den Weg nach Ungarn wiesen, die Russen (Ruthenen) ebenfalls wie die Serbier auf beiden Seiten, und es mag daher das russische oder ruthenische Thor genannt werden.

In der Nähe des deutschen Thores hält die wichtige Festung Komorn Wache, sowie in der Nähe des serbischen oder türkischen das ebenso formidable Peterwardein. In der russischen oder marmaroser Pforte liegt nun das alte berühmte, vielumkämpfte Schloß von Munkatsch, und hier wäre wohl eine tüchtigere Festung nächstes Bedürfniß des ungarischen Königreichs.

Zwischen diesen drei Thoren spielt die ganze äußere Geschichte Ungarns. Denn wichtigere Eroberungen als die des Landes durch die Magyaren selbst, aus Osten, — die durch die Türken, aus Süden, — und die durch die Deutschen, aus

Westen (wenn man Letzteres in gewissen Beziehungen eine Eroberung nennen mag) hat Ungarn nie erfahren.

Uebrigens ist es natürlich, daß wir jene Völkereinlässe nur als die vornehmsten bezeichnen. Es liegt hier nicht in unserem Plane, eine Erläuterung der ganzen geographischen Gestaltung Ungarns und der dadurch bedingten Entwickelung seiner Geschichte zu versuchen. Nur in Kürze wollen wir noch auf die anderen Hauptpässe des Landes hinweisen, weil ein solches Hinweisen immerhin wieder ein Licht auf den Hauptgegenstand unserer Betrachtung, auf Belgrad, werfen mag.

Hier möchte denn vor allen Dingen die große Lücke in den Karpathen zu bemerken sein, welche sich östlich von der Tatragruppe befindet, wo der Poprad und der Dunajez zur Weichsel durchbrechen und die Nebenflüsse der Donau, die Waag, die Gran und andere zu ihnen sich hinneigen. Hier haben sich von jeher die Hauptverbindungen Ungarns mit Polen gemacht, die ebenso häufig kriegerischer als friedlicher Natur waren.

In dem Thale der Maros führt ein zweiter Hauptweg über Siebenbürgen herab, den Nebentrupps der Tataren und andere wanderten.

Alsdann wären noch die Thäler der Sau und Drau zu nennen, in denen schon alte römische Hauptstraßen, in das obere Pannonien, Rhätien und in's nördliche Italien hinaufführten. Durch die Sau kamen die Ungarn an's adriatische Meer und geriethen

in Kampf mit Venedig, sowie durch die Drau die Türken oft genug in Steiermark eindrangen.

Endlich müßte man noch die Gegend bei'm eisernen Thore, wo Trajan's Brücke stand, und wo durch das Tschornathal häufige Einzüge nach Dacien stattfanden, in's Auge fassen. Von diesem letzten Thore werden wir später noch ausführlicher sprechen.

Hiermit wären denn alle Haupteinlässe Ungarns genannt, und wir könnten nun noch einiges Besondere über unser Belgrad hinzufügen.

Die Donau empfängt bei Belgrad den letzten ihrer vornehmsten Nebenflüsse, die Sau, und es ist hier nun das meiste Gewässer des ganzen Stromgebietes beisammen. Der Radius der Sau geht von Belgrad aus nach Westen. Der Radius der Drau eröffnet eine schiffbare Straße und ein gangbares Thal nach Westnordwest, die Donau selbst nach Nordnordwest, die Theiß aber nach Nord und Nordost. Betrachtet man also von Belgrad aus die ganze Stromentwickelung rückwärts, so zeigt sich eine Entfächerung von vier großen Stromfaden in einem Kreisquadranten zwischen Nord und West.

Alle die oben von uns genannten Mesopotamien, das slavonische, das pannonische, das jazygische und das dacische, zielen mit ihren äußersten Spitzen auf Belgrad hin, als auf ihren Dreh- und Angelpunct. Und so wie man einen Fächer ganz erfaßt, wenn man ihn an dem Puncte festhält, wo alle seine Radien zusammenkommen, so erobert auch Der alle die umliegenden Mesopotamien, der Belgrad und die Umgegend besitzt.

Daher hier mitten in der Donau zwischen Semlin und Belgrad der bedeutungsvolle Name der **Kriegsinseln**, daher die ungeheueren Kämpfe um den Besitz dieses Punctes, — daher die Anstrengungen, man möchte sagen, halb Europa's (es waren oft Spanier, Deutsche, Franzosen, Schotten, Italiener, Ungarn und Serbier bei Belgrad mit den Türken handgemein), diesen Punct den Türken zu entreißen, — daher die außerordentlich wichtige Stellung Serbiens in der Nähe dieses Punctes und die Aufmerksamkeit, welche man diesem Lande widmet. Daher endlich denn auch, um nun wieder von diesen allgemeinen Betrachtungen auf unsere specielleren Reiseangelegenheiten zurückzukommen, der große Ruhm des edlen Prinzen und Feldherrn, unter dessen Fahnen im Jahre 1717 nicht weniger als 30 deutsche, portugiessische (Emanuel von Portugal) und französische Prinzen vor Belgrad standen und mit der Erstürmung dieser Stadt der planmäßigen Wiedereroberung Ungarns die Krone aufsetzten und dessen wir nun heute Abend in Semlin mit Ehrfurcht und Liebe gedachten. Ich meine den „Eugeny, Prinzen von Savoyen, Liebden, den Ritter des goldenen Vellus, dessen unermüdeter, rühmlicher Eifer, ungemeiner Valor, großmüthige Standhaftigkeit, hocherleuchtete Prudenz, klugsinnige Vorsicht und Wachsamkeit, zu Aufnehmben seines höchsten Interesse unausssetzlich tragenden Devotion und Integrität, große Kriegserfahrnuß neben anderen mehreren zu frembder Verwunderung als Folge besitzender unvergleichlicher Eigenschaften," wie es in dem Originaldiplom der Ernennung des Prinzen zum

Generallieutenant heißt, „Kaiser Joseph besonders gnädigst angesehen und erwogen.“ Unwillkürlich kam uns allen, — so viel unserer wenigstens Deutsche waren — das alte bekannte Volkslied in den Sinn: „Bei Semlin ließ er schlagen einen Brucken, daß man kunnt hinüberrucken, mit der Armee wohl vor die Stadt.“ Einige von uns hatten dieses Lied einige Mal gesungen und summten es, so lange wir bei Semlin vor Anker lagen, immer fort. Es ist vielleicht kaum ein zweites Lied zu finden, welches in Bezug auf Metrik und äußere Form auf der einen Seite einen so geringen poetischen Werth hat und doch auf der anderen Seite durch die Zeitumstände und die allgemeine Theilnahme, welche man ihnen und vielleicht auch der Persönlichkeit des edlen Ritters, des Prinzen Eugenius, widmete, eine so außerordentliche Verbreitung in Deutschland erlangt hat. Es ist wirklich wunderbar! Ueber die Ereignisse, welche das Lied besingt, ist schon mehr als ein ganzes Jahrhundert mit allen seinen neuen Erscheinungen dahin gebraust, und doch ist jenes Lied noch in aller Deutschen Munde, während die dazwischen liegenden scheinbar viel gewaltigeren Ereignisse keinesweges solche frische Volkslieder erzeugten*). Wie sehr muß damals nicht die Türkengränze die Phantasie aller Deutschen beschäftigt haben! Die der Ungarn weit weniger, und doch ging sie, sollte man meinen, die ganze Sache zu allernächst an; denn

*) Aehnliche Betrachtungen lassen sich an das berühmte alte Lied: „**Marlborough s'en va-t-en guerre,**“ knüpfen.

es giebt kein ungarisches Volkslied, welches den edlen Ritter auf ähnliche Weise verherrlichte (wenigstens waren alle meine Nachfragen nach einem solchen vergeblich). Die Ungarn waren damals durch die lange Türkenherrschaft und durch innere Zerwürfnisse geschwächt, und Andere mußten für sie handeln; ja ein Theil von ihnen wäre sogar lieber unter den Türken geblieben. Daher ist denn der „Herczog Odön“ (so nennen die Ungarn den Prinzen Eugen, Herczog [Herzog] wird auch für Prinz gebraucht, und Odön heißt im Ungarischen Eugen) als deutscher Held und Feldherr kein ungarischer Volksheld geworden. Die Oesterreicher nennen ihn Prinz E-ugen ohne Diphthong.

Von den nicht unbedeutenden osteuropäischen orientalischen Elementen, welche schon die oberen Donaustädte Ungarns haben, von den Raizenquartieren in Raab, Pesth u. s. w. über Neusatz nach Semlin herab wird nun Alles immer mehr und mehr orientalisch, und Semlin sieht mehr als irgend eine ungarische Stadt einer türkischen ähnlich. Wir besuchten dort — das Dampfschiff ließ uns den ganzen Abend und die halbe Nacht Zeit — mehre Kaufmannsläden, die von türkischen Waaren voll waren. Viele Leute saßen auf türkische Weise und in türkischer Kleidung mit untergeschlagenen Beinen rauchend am Ufer.

Es kam der französische Consul aus Belgrad zu uns an Bord, der bisher in Semlin gewohnt und Belgrad bis jetzt nur in Begleitung österreichischer Contumazbeamten besucht hatte. Er erzählte uns auf

unsere Erkundigung, daß von Semlin, Neusatz und anderen Orten aus auch sehr viele Deutsche nach Serbien einwanderten, namentlich als Gastwirthe, Handelsleute und in ähnlichen Chargen; sie ständen sich dort recht gut, denn alle ihre Dienstleistungen würden hoch bezahlt. Auffallend ist es, daß die Magyaren nicht nach Serbien gehen, wie sie denn überhaupt nicht über die Gränze ihres Vaterlandes hinauswandern. Die Deutschen und die Magyaren scheinen die Rollen ausgetauscht zu haben; die Magyaren sind des ewigen ehemaligen Wanderns satt und so große Liebhaber des heimischen Bodens geworden, daß keine Aussicht auf Gewinn sie vom Flecke bringt; die industriösen Deutschen aber verbreiten sich speculirend über alle diese östlichen Länder hin.

Auch ein französischer Courier oder Consularbote kam auf unserem Dampfschiffe zum Vorschein. Dieß war ein harter, gewandter, durchtriebener und kluger Mensch, dessen verwittertem, hagerem und gebräuntem Angesichte man es ansah, daß schon manchen Landes Wetter über sein Haupt hingestrichen sei. Er brachte schöne türkische Rauchtabacke mit, von denen er Einigen von uns eine kleine Prise spendete. Er sagte, er habe Afrika, Europa und Asien bereist. Er war nämlich in Algier, Frankreich und Klein-Asien gewesen und hatte als Courier schon 8 Mal die Reise von Konstantinopel nach Belgrad und zwei Mal die von Belgrad nach Thessalonich gemacht. Ich fragte ihn nach Deutschen, und er sagte, im südlichen Theile von Serbien hörten

die versprengten Deutschen ganz auf; hier wie in der Bulgarei und in dem größten Theile von Rumelien seien fast überall Bulgaren die Wirthe, wenn überhaupt dergleichen da wären; man fände aber auch Orte genug, wo nichts übrig bliebe, als im Freien zu campiren. Da, wo viele Türken an einem Platze wären, da wäre Gastfreiheit in den Karawansarais. Auf den bezeichneten Straßenzügen seien gewöhnlich Zigeuner die Postillone; diese, wie die Pferde würden oft von den Reisenden zu Tode geschlagen; in einem solchen Falle blieben sie an der Straße liegen, und kein Mensch kümmere sich darum. Es habe ihm einmal ein Tatar erzählt, daß er in seinem Leben drei Zigeuner-Postillone auf diese Weise erschlagen. Türkische Kleidung und die Peitsche seien auf dieser Tour ganz nothwendige Requisite. Man trifft auf der ganzen Strecke gewöhnlich nur einzelne Kaufleute, Couriere der europäischen Consuln und dann und wann einmal einen Engländer.

Die Festung Belgrad hat eine ganz ähnliche Situation wie Peterwardein, nur ist dort Alles verfallen und unordentlich, während hier Alles auf einen neuen Fuß gebracht worden ist. Man könnte es in dieser Beziehung das türkische Peterwardein und Peterwardein das österreichische Belgrad nennen. Die Festung ist in den Händen der Türken, die ihr zu Füßen liegende Stadt aber serbisch. Wir sahen beide, Stadt und Festung, am frühen Morgen wie ein dunkles, undeutliches Bild an uns vorüberziehen, nur die langen, weißen Minarets erkannten wir einigermaßen bestimmt. Leider gestattete

uns aber der Wind oder das Rauschen unserer Ruder nicht, den Ruf der Muezzins von den Thürmen herab zu vernehmen, den man sonst bis jenseits der Donau und der Sau in Semlin und im Banate soll hören können. Es ist dieß der nördlichste Punct, wo die Türken auf eigenem Grunde und Boden ihren Propheten anrufen; doch vernehmen jetzt den Ruf rund umher nur Gegner und Feinde, die Ungarn, Serbier und Deutschen. Bald wird Mahomed auch hier dem Christus-Kinde Platz machen müssen. Der heilige Christophorus wird es durch die Donau tragen und auf dem Belgrader Berge ihm zu Ehren ein neues, grünendes Bäumlein pflanzen.

Wir fuhren nun auf Semendria weiter, auf der einen Seite die österreichische Militärgränze, auf der anderen das türkische Ufer (obgleich es eigentlich serbisch ist, wird es doch immer von den Leuten noch so genannt). Auf der österreichischen Seite ist in der weit ausgedehnten Donau-Niederung Alles sumpfig, auf der türkischen Seite dagegen der Anblick der hügeligen Landschaft etwas angenehmer. Der Wachdienst der Gränzmiliz hat überall an der ganzen Gränze seine besonderen Schwierigkeiten, die hier durch die Sümpfe zu Wege gebracht werden. In den Sümpfen sieht man, von Gebüschen umgeben, die Tschardaken (einsame Blockhäuser) der österreichischen Gränzposten stehen. Dieselben sind alle aus Holz gebaut und stehen der Ueberschwemmung wegen, die zuweilen eintritt, auf hohen Pfeilern. Es giebt große und kleine, die größeren für den Mittelpunct einer

Wachabtheilung oder eines Compagniechefs, die kleineren für die einzelnen Posten. Auch diese kleinen stehen auf Pfeilern, und sie dienen blos dazu, damit der Posten sich darin vor dem Wasser retten könne. In den vier Wänden des Schilderhauses sind halbrunde Löcher, damit die Gränze nach allen Seiten hin überwacht werden könne. Die Posten stehen in der Regel so weit auseinander, daß sie sowohl bei Tage sich gegenseitig sehen, als auch bei Nacht durch Rufen mit einander verständigen können. Wenn das Land weit und breit überschwemmt ist, mag die Stellung eines solchen Posten in einem engen Häuschen, rund umher von Wasser umgeben, eine ziemlich langweilige sein. Mitunter ist ein Storch oder Kranich die einzige Gesellschaft, die bei einem solchen Gefangenen während des ganzen Tages einkehrt; doch ist natürlich nach dem Grade der drohenden Gefahr von Seiten der türkischen Gränze die Dichtheit der Postenvertheilung verschieden. Wenn die Pest sehr nahe droht, oder Ueberfälle zu befürchten sind, oder wenn Schmuggelei überhand nahm, so werden die Posten verstärkt und vermehrt. Manchmal stehen diese Posten auch auf kleinen Inseln; denn wenn gleich die Oesterreicher die meisten Donauinseln den Türken und Serbiern überlassen haben (wahrscheinlich der leichteren Bewachung des Ufers wegen), so haben sie doch auch einige mit in ihre Gränze gezogen.

Dampfschiff=Leben.

Nach Plinius hört hier die Donau (der Danubius) der Alten auf, und es fängt der „Ister" an; denn er sagt: „der Fluß wird nun, nachdem er durch unzählige Länder und Völker unter dem Namen Danubius geflossen, da, wo er Illyrien zuerst berührt, Ister genannt." Hinter Belgrad (Singidunum) fing nämlich Mösien, ein Theil des großen Illyricum, an, und man könnte auch gerade hier, wo nun alle Hauptgewässer der Donau beisammen sind, am allernatürlichsten darauf kommen, einen anderen Fluß und einen anderen Namen für ihn anzunehmen.

Den interessantesten Anblick gewährt nach Belgrad zunächst die Mündung der Morawa bei Semendria. Die Morawa ist der Hauptfluß von Serbien, und sie durchhästelt dieses Land ganz ebenso wie ihre Namens=Cousine im Norden, die mährische Morawa, die bekannte nördliche Markgrafschaft. Man könnte daher Serbien (oder Moesia superior) auch das südliche

Morawien nennen, Mähren aber das nördliche Morawien (la Moravie). Viele Gelehrte glauben auch, daß beide Stromgebiete ihre Einwohner wie ihre Namen sich gegenseitig mitgetheilt hätten; doch möchten dann wohl eher die südlichen Morawier (die Serbier, die alten Dardanier) die älteren sein. Bei ihrer Mündung theilt sich die Morawa in zwei Arme, von denen der eine diesen Namen behält, der andere aber den Namen Jesoba empfängt. An diesem Arme liegt die Festung Semendria.

Die Eigenthümlichkeit des Anblicks dieser Festung besteht in ihrer Bauart. Belgrad, Orsowa und andere jetzt wieder in den Händen der Türken befindliche Festungen gehörten einmal eine Zeit lang zu Oesterreich, und die Oesterreicher bauten sie ganz oder doch zum Theil nach den neueren Fortifications-Regeln um. Diese Festungen, deren Werke unter türkischer Aufsicht freilich ziemlich verfallen sind, gewähren doch so ziemlich den Anblick, den auch unsere Festungen darbieten. Semendria dagegen scheint weder so viel gelitten, noch so viel Vortheil gezogen zu haben als die übrigen. Sie soll im Anfange des 15. Jahrhunderts von Georg Brankowitsch gebaut worden sein, doch möchte man sie dem Anscheine nach für ein sehr altes Erbstück halten, das unserer Gegenwart noch aus jenen Zeiten ward, in welchen man keine Kanonen und kein Schießpulver kannte; denn die Mauern, in einem großen Dreiecke zusammengestellt, ragen hoch empor und haben oben eine ununterbrochene Reihe von Zinnen oder kleinen Brustwehren mit Ein-

schnitten. In den drei Ecken des Dreiecks stehen höhere sechs- oder achtseitige Thürme, ebenfalls mit Brustwehren, und zwischen diesen Eckthürmen in gewissen Intervallen auf die Länge der Mauer hin wieder ähnliche Thürme. Die meisten derselben sind sechs- oder achteckig, einige aber auch viereckig und andere rund, die man später hinzugebaut haben mag. Es schien mir, als wenn die Mauern sowohl als auch die Thürme in einem doppelten Dreiecke hinter einander ständen. Ich zählte und erkannte genau 25 Thürme, doch schienen es noch viel mehr zu sein. Man sagte mir, daß die Festung auf einer Insel läge, indeß erkannte man dieß von Weitem nicht deutlich. Die Thürme, die Mauern, sogar die einzelnen Zinnen erschienen noch vollkommen conservirt. An der ganzen Donau hin, von ihrem Ursprunge bis in die Walachei hinein, giebt es keine zweite in dieser Art gebaute Festung, und auch an den Ufern der walachischen und bulgarischen Donau scheint (nach dem großen Kupferwerke von Kunike zu schließen) nur Hirsova in Bulgarien noch einige Aehnlichkeit mit Semendria zu haben; denn auch bei ihr befinden sich hohe, viereckige Thürme und senkrecht, im Viereck zusammengestellte Mauern und Brustwehren. Die großen Festungen Widdin, Silistria rc. sind aber nach einem anderen und offenbar neueren Plane gebaut.

Es schien uns, als habe Brankowitsch den Plan der römischen Castra bei'm Bau dieser Festung zum Grunde gelegt, und wir erwarteten alle Augenblicke, römische Bogenschützen auf den Wällen erscheinen, eine Cohorte

der Legio quinta oder sexta, illyrische oder dalmatische Reiter sich in der Ebene üben, oder dakische, sordiskische und mösische Rekruten einexerciren zu sehen; statt dessen entdeckte unser Perspectiv aber nur eine schmauchende türkische Schildwache und ein serbisches Weib, welches diesem Soldaten etwas darreichte; was es war, konnten wir nicht erkennen. Die Lage von Semendria im Morgensonnenschein war reizend zu nennen. Neben dem Festungs-Quarré liegt, ebenfalls noch in der Morawa-Mündungsebene, eine kleine serbische Stadt gleichen Namens. Das ganze Mündungsland umgiebt ein nicht sehr hohes Amphitheater von Bergen. Weiterhin bis Orsowa giebt es keine türkische Festung mehr, nur einzelne kleine Burgruinen, wie die von Golubatz (Taubenschloß), um die ehemals hart gekämpft wurde, und um welche nun nur noch die Eulen und die serbischen Sagen und Volkslieder flattern.

Das österreichische Ufer bleibt aber immer militärisch, von ernstem, kriegerischem Anblick; Wachtposten, die sich zurufen, Soldatentrupps, welche die Wachen ablösen. Das serbische verleiht mehr Stoff zu idyllischen Scenen; Vieh wird auf die Weide getrieben, die Ochsen werden am Flusse getränkt, die Mädchen stehen bei den Dörfern und waschen, türkische und serbische Schiffsknechte ziehen hart am Ufer ein Boot herauf, auf dem die Schiffer in malerischen Trachten im Schatten der Waarenballen liegen und rauchen, und doch ist eben diese Seite die gefürchtete. Unter dem Anscheine des Idyllenthums birgt sie Krieg, Pest, Unordnung und Stoff zu räuberischen

Einfällen, während auf der österreichischen Seite unter dem rauhen Schilde des Mars die Künste des Friedens blühen und sicherer geübt werden. Während das Dampfschiff bisher auf der ganzen Strecke von Pesth bis Belgrad sonst immer auf der rechten Seite der Donau anlegte, sind nun alle Stationsplätze bis Orsowa an der linken Seite, und Alles, was auf die rechte wollte, hatte uns bei Belgrad oder Semlin bereits verlassen.

Unsere Gesellschaft war dadurch bedeutend zusammengeschmolzen, und von 350, die wir zuerst waren, kamen wir endlich bei Drenkowa, einer von der Dampfschifffahrtsgesellschaft neu gegründeten kleinen Ansiedelung, wo die Dampfschifffahrt aufhört, in einer kleinen Gesellschaft von etwa 30 Personen an. Diese 30 waren größtentheils deutsche und raizische Kaufleute aus Orsowa, ein paar studirte Bergleute aus Schemnitz, die in die Bergwerke des Banats reis'ten, unsere walachischen Herren, die nach Bukarest gingen, 3 oder 4 Leute, die auf Konstantinopel zielten, unter ihnen ein reicher Kaufmann aus Ragusa, und endlich jene Dame mit ihren reizenden Kindern, die ich schon oben erwähnte.

Wir wurden bei Drenkowa alle miteinander in ein kleines, übrigens ziemlich gut eingerichtetes Ruderschiff gepackt und setzten in diesem unsere Reise fort. Ich kann aber das schöne Dampfschiff, das angenehmste und herrlichste Reisevehikel, das bisher erfunden wurde, (für Flußschifffahrt gewiß ganz unbestreitbar, für Meerschifffahrt könnte man dann und wann noch ein Segelschiff vorziehen) und die angenehmen Scenen, die sich

uns darauf darboten, nicht verlassen, ohne noch ein Mal zum Abschiede einen Blick darauf zurückzuwerfen.

Je mehr Raum, wie gesagt, in unserer kleinen schwimmenden Colonie wurde, je mehr Nebencolonieen wir überall an der Donau aussetzten, je mehr unsere kleine Gesellschaft sich abklärte, und auch die Mitglieder sich befreundend an einander anschlossen, desto angenehmer und gemüthlicher lebten wir. Auf dem Rheine findet selten ein solches Abklären und Zusammenschmelzen der Dampfschiffgesellschaft statt; denn dort steigen auf jeder Station wieder so viele ein, als abgingen. An der Donau aber ist der Verkehr der Seitenstationen noch nicht so groß. Nur die wenigen Hauptplätze, Linz, Wien und Pesth, sind wichtig. Je mehr man sich von ihnen entfernt, desto kleiner wird die Anzahl der Passagiere. Entschieden die größte Anzahl tauschen Linz und Wien mit einander aus und dann Pesth und Wien. Von Linz aufwärts nach Passau und Regensburg wird die Gesellschaft immer kleiner, und ebenso nimmt es von Pesth abwärts auch ab. Am allerschwächsten wird es mit der Gesellschaft in dem Engpasse zwischen Drenkowa und Orsowa.

Da unsere Fahrt von dem schönsten Wetter begleitet war — in ganz Ungarn, sowie auch in Italien genoß man im vorigen Sommer eines fast unausgesetzt schönen Wetters, während in Deutschland die Witterung äußerst feucht und unangenehm war, wie wir später bei der Rückkehr zu unserer Verwunderung vernahmen, — so waren wir fast Tag und Nacht über auf dem Deck.

Unsere verehrte Dame saß gewöhnlich in ihrer Kutsche, wie in einer Laube, vor den Sonnenstrahlen geschützt. Der Kutschenschlag war offen, und ihre kleinen reizenden Kinder stiegen, wie bereits erwähnt, unter der Obhut ihrer Bonne wie in einem Taubenschlage aus und ein; die Kutsche bildete den Mittelpunct der Conversation, zu welcher alle die unzähligen interessanten Dinge, die uns an den Ufern erschienen, das Thema hergaben.

Gewöhnlich soupirten und dinirten wir oben, — und zwar bei Semlin wundervoll schöne frisch gefangene Fische. Ein Bürger aus dieser Stadt versicherte mir dabei, daß ein Semliner in Pesth gar nicht im Stande sei, Fische zu essen, weil sie ihm dort alle nicht frisch genug wären. Die Walachen erzählten viel von der Moldau und Walachei. Sie sagten, unter dem Adel dieser beiden Länder sei ein großer Unterschied. Der walachische ruinire sich in Bukarest durch unerhörten Luxus, der moldauische in Jassy lebe viel vernünftiger. Auch zeigten sie mehre römische Alterthümer aus der Walachei vor, z. B. sehr zierlich geschnittene Steine, und machten uns den Mund mit der Beschreibung der römischen Antiquitäten, die sie auf ihren Gütern fänden, wässerig. Die österreichischen Zwanziger, sagten sie, gälten in Bukarest so gut als in Pesth.

Kanonirt wurde immerfort sehr viel an unserem Bord, Mohacs, Semlin und andere Orte wurden begrüßt, und hier und da gab es köstliche Echos. Auch den Remorqueur Erös, der wieder mit vier Schweineschiffen die Donau herauffuhr, begrüßten wir an einer Stelle. Dann

gaben uns die Donaumühlen manche Unterhaltung. Man findet sie auch hier überall in langen Reihen mitten im Strome liegen, ganz in derselben Art, wie oberhalb Wiens, ja sogar ganz ebenso, wie man sie tief in Baiern hinein auf der Donau findet. Ich möchte wohl wissen, ob diese Donaumühlen auf diese Weise am ganzen Flusse herab von den Deutschen so eingerichtet worden sind, und möchte es beinahe glauben. Wenn ich mich nach der Nationalität dieser Müller erkundigte, so hieß es blos, es giebt Deutsche und auch Ungarn darunter. Seit wann haben sich wohl diese unzähligen Wassermühlen an der ganzen Donau hinab verbreitet? Auf anderen Flüssen verschwinden die Wassermühlen der Schifffahrt wegen immer mehr. Ich glaube, daß kein Fluß jetzt deren noch so viele hat wie die Donau. Auch hier gilt von diesen Müllern, daß sie mit den Schiffern in Feindschaft leben. Sie schnitten uns von ihren Mühlen aus Gesichter zu, — reichten, wenn sie gerade aßen, uns einen vollen Löffel hin, als wollten sie sagen: „möchtet ihr wohl etwas haben? — Ihr bekommt aber nichts!" oder sie schrieen uns zu: „Hussa, das Dampfschiff ist verloren!" oder ergötzten uns auf andere Weise. Viel gab uns auch Geymüller zu sprechen. Der Credit und das baare Geld, sagte man, seien in diesem Augenblicke fast ganz verschwunden, und auch in diesen entfernten Gegenden mache sich dieß Verschwinden so sehr fühlbar, daß z. B. die großen und berühmten Eisenwerke bei Karansebes im Banat, die mehre Millionen an Capital in Immobilien stecken hätten, jetzt nicht im Stande gewesen wären, 300,000 Gulden baares Geld aufzunehmen.

An der Gränze der Batschka und des Banats, der beiden Hauptgetreide-Provinzen Ungarns, fingen dann auch die Klagen über die dießjährige schlechte Ernte an, die mich später beständig auf meiner ganzen Rückreise bis Szegedin verfolgten. Der Sommer sei so trocken gewesen, daß der größte Theil des Getreides verdörrt sei, und das Banat, das sonst wohl in einem Jahre fünf bis sechs Millionen Metzen Getreide ausführe, werde dieß Jahr kaum eine Million Metzen verkaufen können.

Als wir nun so conversirend beisammen saßen, da meinte unser kleiner Maler aus Pesth, nun habe er einen malerischen Gegenstand gefunden, und portraitirte uns Alle ab. Ich hätte ihn weit lieber auf dem zweiten Platze als bei uns gesehen. Einmal führte ich ihn da hinaus und zeigte ihm einen armen Juden in türkischer Kleidung, der dort elend auf Matten und Schafspelzen lag, aber den zu malen konnte ich ihn nicht überreden, und doch war seine zerlumpte türkische Kleidung im höchsten Grade pittoresk. Er war mit alten verblichenen seidenen Gürteln und einem zerfetzten Turbane bedeckt. Sein Bart war schmuzig und zerzaus't. Sein Gesicht hatte den Ausdruck des tiefsten Elends, — blaß wie bei einem Sterbenden war der Teint, weiß wie Marmor, — die Augen wie verglimmende Kohlen, — die Linien der Nase, der Backenknochen, der Augenhöhlen höchst scharf geschnitten, — die Stirne wunderschön gewölbt und die ganze Gesichtsmaske so edel, daß dieser Mensch in seiner Jugend ein Adonis gewesen sein mochte. Wir bekamen auf unsere theilnehmende Fragen von diesem Wesen, das alle

flohen, weil es mit Ungeziefer bedeckt sei, keine Antwort. Ich fragte einige der türkischen israelitischen Kaufleute, wer es sei. Sie sagten, es wäre ein verarmter, kranker, höchst elend gewordener jüdischer Rabbiner aus Konstantinopel, den einer der Ihrigen nach Wien „heraufgerufen" habe, um ihm durch die deutschen Aerzte und durch anderweitige Unterstützung wo möglich Genesung und Hülfe zu gewähren.

Diesen ganzen reizenden, schönen und bequemen Dampfschiff-Reiseapparat mußten wir also in Drenkowa verlassen. Wir alle nahmen von unserem raschen Pyroskaph und unserem gefälligen Capitaine herzlichen Abschied und setzten uns dann zwischen unseren Kisten und Kasten so bequem, wie Jeder konnte, in dem Jagdschiffe zurecht, in welchem wir nun auf der einsamen und leblosen Donau wie auf einem Strome Südamerikas dahingleiteten.

Die ersten Donau-Katarakten.

Außer der Gebirgsenge, durch welche die Donau in Ober- und Niederösterreich geht, giebt es nun, wie gesagt, keine zweite an dem ganzen Strome, die interessanter und für die Betrachtung wichtiger wäre als die, in welche wir jetzt gelangen.

Es sind die siebenbürgisch-walachischen Bergketten, welche sich in südwestlicher Richtung in das Gebirgsland Serbien hinein verzweigen und die beiden großen Ebenen, die mittlere ungarische und die untere walachische, auseinanderhalten und abschließen.

Die walachische Ebene mochte in früheren Zeiten ebenso wie das ganze südliche Rußland vom schwarzen Meere überfluthet sein und die ungarische wahrscheinlich einen großen Binnensee bilden, auf dessen noch jetzt zum Theil sehr salzhaltigem und zum Theil sumpfigem Boden die Magyaren wohnen.

Allmählig erst und nach langem und furchtbarem Ringen der Elemente mochte es diesem überfluthenden Binnensee gelingen, einen Durchbruch des bezeichneten Ge-

birges zu Stande zu bringen und in dem jetzigen Donau-canale abzufließen. Die Arbeit ist so gewaltig, die durchschnittenen Felswände und Bergmassen sind so hoch, der Canal selbst ist so mächtig, lang und breit, daß der menschliche Verstand bei Berechnung der darüber verflossenen Jahrhunderte verzweifelt, und daß man es beinahe für unmöglich hält, daß Neptun dieß Riesenwerk ohne Beihülfe des Vulcan zu Stande gebracht habe, und doch möchten einige Erscheinungen daran zu glauben verleiten.

Es ist nicht schwer, den Anfang und das Ende des Gebirgspasses ziemlich genau anzugeben. Die serbischen Ufer fangen freilich schon gleich hinter Belgrad an, gebirgig zu werden. Doch ist die österreichische Seite noch lange flach und der Fluß hat selbst unterhalb der Mündung der Morawa noch Spielraum genug, um sich in Arme zu spalten und mehre große Inseln zu bilden. Plötzlich aber, und zwar aus einem benachbarten niedrigen Sumpfe erhebt sich auch die linke Seite der Donau bei Uj-Palanka (Neue Festung), und als zage und zaudere sie, strömt sie in den Gebirgspaß ein. Ujpalanka liegt zum Theil auf einem rund herum schroffen Vorgebirge, und ihm gegenüber das verfallene türkische Fort Rama, ebenfalls auf einem schroffen Vorgebirge. Schon die Römer hatten hier Befestigungen, deren Ruinen noch jetzt zu sehen sind. Man kann beide Schlösser als die Thorwächter des Engpasses bezeichnen und gerade bei ihnen seinen Anfang im Westen setzen. Von hier an schreiten nun die Gewässer mit vielen Krümmungen in dem mehr oder weniger sich verengenden Gebirgsriffe 18 Meilen weit fort, bis in die Gegend

der walachischen Stadt Csernes, wo sich Trajan's Brücke befand. Csernes schräg gegenüber liegt die türkische Festung Cladowa, und man kann diese beiden Städte wieder als die Gränzwächter auf der östlichen Seite annehmen. Denn hinter ihnen wird sogleich wieder Luft, und es fängt, nur wenige Hügel abgerechnet, dann die walachische Ebene an. Man nennt diesen ganzen so begränzten Bergspalt „die Clissura."

Dieß mag vorläufig eine Uebersicht dessen geben, was wir nun genauer betrachten wollen.

Etwa drei Meilen noch unter Ujpalanka hinab bieten die Bergreihen zu den Seiten eben nichts Außergewöhnliches; dann aber, bei dem Orte Moldowa (Alt- und Neu-Moldowa) fangen sie an, sich sehr bedeutend zu heben. Sie steigen riesig empor, und wenn es ein kleiner Fluß wäre, so würden die schroffen, kahlen Wände mit Schauer erfüllen. So aber, da man den großen Strom ruhig und breit dazwischen schwimmen sieht, wie einen schönen Spiegel, der die Wildheit der Felsen mäßigt, so gleitet man auch fröhlicher dazwischen hin.

Unterhalb Moldowa bekommt man aber den ersten Schreck, denn hier steht mitten im Wasser, nicht weit von dem alten, jetzt von der Zeit zertrümmerten, vermoderten und bestaubten, sonst aber so und so viel Mal von den Serbiern vertheidigten, von den Ungarn oder Türken eroberten, zusammengeschossenen, wieder aufgebauten, abgebrannten, von Neuem errichteten, dem Erdboden gleichgemachten, abermals erstandenen Schlosse Columbacz (d. h. Taubenschloß — Drachenschloß aber

sollte man's nennen); — nicht weit von diesem Schlosse, sage ich, steht — o Schreck! o Unnatur! mitten im flüssigen Wasserspiegel ein großer, 20 Klaftern hoher Felsen. Babagai nennen ihn die Leute, d. h. das „böse Weib,“ zerhackt, zerklüftet, mit spitzen Zacken und finsteren Rissen. Er ist dem Wörther Felsen im Strudel bei Linz zu vergleichen.

Wie konnte sich der schmucke, lebensfrische Donaustrom doch nur diesem garstigen, alten Weibe mit starrem Felsenherzen vermählen, das, wenn er ihm seine Kinder, die Schiffe, an die Brust legt, sie zerschellt und zerschmettert! Die Vermählung bekommt ihm auch schlecht; denn von nun an ist es mit seiner Ruhe vorbei. Hinter dem Babagai tritt man ein in das Gebiet der zahlreichen Wirbel und Brandungen des Wassers, und sogar die Luft bleibt nicht überall in Ruhe; denn es herrscht an einigen Stellen ein unaufhörlicher starker Wind. Jener Wirbel wegen blieben sonst die Dampfboote bei Moldowa; da aber durch einige vorgenommene Sprengungen der Anfang dieser Wirbelgegend, wenigstens wenn das Wasser nicht zu niedrig ist, fahrbar gemacht wurde, so können sie nun, wie gesagt, bis zu jenem Stationsplatze Drenkowa, der noch zwei Meilen weiter abwärts liegt, vordringen.

Unser Schiff war ein sogenannter „Tündér“ (eine Art von Ruderschiff). Tündér heißt im Ungarischen auch die Fee. Wir nahmen diese Deutung als gutes Vorzeichen an und faßten Vertrauen, daß unsere Fee uns nicht nur sicher durch die gefährlichen Strudel hin-

durchführen, sondern uns auch viel Schönes und Feenhaftes schauen lassen würde. In der That, sie hielt in beiden Stücken Wort.

Ich kenne leider keine Messung der Berghöhen, der Felswände und der Flußbreiten, die zuverlässig wäre, und ich werde daher in Bezug auf diesen Gegenstand nur nach unserem Augenmaße reden, oder nach dem, was mir die Leute Wahrscheinliches sagten. Dreihundert Klaftern, meinten sie, ragten die Felswände hier aus dem Wasser hervor, und ich bin gern geneigt, zu glauben, daß dieß nicht viel übertrieben war. Solche Felsen von dieser Höhe steigen nun aus der Donau auf, mit Schluchten und wilden Thälern durchschnitten, zu halben Kegeln abgerundet, zu Vorgebirgen geformt, zuweilen schroff und jäh zum Wasser herabfallend. Die Höhen sind öde und unbewohnt. Hier und da sind Löcher in den Felsen über der Oberfläche des Flusses, kleine Nischen oder Höhlen, in die das Wasser hineinspült, und von denen die Leute versichern, daß hier der Hausen oft gefangen werde.

Der höchste dieser Steinkolosse ist die „Triskowaczer Spitze.“ Hinter diesem Felsen kommen die ersten gefährlichen Katarakten, die des sogenannten „Islaz“ oder „Gerdap.“ Jenes ist sein Name unter den Walachen und Ungarn, dieses unter den Türken. Kaum waren wir bei jenem Felsen vorüber, so hörten wir ein dumpfes Rauschen sich über das Wasser verbreiten und erblickten in der Ferne viele höchst unheimlich dunkle Flecke in den Wellen; es waren die Felsenspitzen des breiten Riffs, das hier die Donau durchschneidet und über welches

sich der arme Fluß wie über eine Marterbank schäumend und strudelnd hinwälzt. Wie eine Reihe kleiner, in der Nähe oft sehr großer Ungethüme liegen sie da und haben daher auch von dem Volke den Namen von wilden Thieren empfangen. So heißen gleich die ersten, den Reigen eröffnenden, „Biwol," d. h. „Büffel." Wie man das „böse Weib" dem Wörther Felsen vergleichen kann, so haben diese „Büffel" mit den „Kugeln" am Strudel einige Aehnlichkeit; doch hat hier in der Walachei die großartigere Wildheit auch ihr entsprechende kraftvollere Benennungen hervorgerufen.

„Hook nuk! hook nuk!" riefen unsere rudernden Schiffer (es waren größtentheils Walachen, einige Magyaren und ein Deutscher aus dem Banat) sich zu. Hook nuk! hook nuk! wiederholten sie noch oft hinter einander, um sich mit diesem Ausrufe, von dem ich in der That in Erfahrung zu bringen versäumt habe, welcher der verschiedenen benachbarten barbarischen Sprachen er angehören möchte, zu ermuntern. Sie strengten alle ihre Kräfte an und verdoppelten ihre Ruderschläge; denn es ist nicht genug, daß man schon von den aufgeregten Wässern schneller getragen wird und wie ein Pfeil dahinschießt, auch die Ruderer müssen noch diese Schnelligkeit vermehren. Würde man sich nämlich der Bewegung des Wassers unthätig überlassen und etwa aus Besorgniß, an die Felsen zu stoßen, und in der Absicht, sie zu vermeiden, langsamer fahren wollen, so würde man ein Spiel der unzähligen Wasserwirbel werden und Gefahr laufen, von ihnen herumgerissen zu werden und so die

ganze Leitung des Schiffes zu verlieren. Diese Wirbel müssen vom Boote rasch und pfeilschnell, wie mit scharfen Messern, durchschnitten werden, und die Steuerleute müssen dabei ihrerseits wieder ihre Aufmerksamkeit und Präcision bis auf den höchsten Punct steigern. Es ist hier in der Natur ebenso wie im Lebensstrome. Da, wo dieser Strom in Engen und Wirbel geräth, geht der Furchtsame und Zaudernde unter, der Muthige aber, der dann seine Energie verdoppelt und mit der Raschheit Kraft und Verstand eint, bleibt Sieger.

Der Uebergang von Fließen zum rauschenden Strömen und vom Strömen zum Stürzen und Fallen ist natürlich allmählig. Anfangs läuft das Wasser nur unmerklich geschwinder; allmählig aber, je näher das Rauschen kommt, fangen kleine und größere Wirbel sich zu zeigen an. Sie verschwinden, es kommen aber größere wieder. Die Wirbel werden tiefer, die Kreise, die sie schlagen, mächtiger. Am Ende kreuzen und durchschneiden sich die verschiedenen Wirbel, und das Ganze geräth in einen ungeheueren Wirrwarr. Das Auge sieht nur einen Theil dieses Wirrwarrs der Oberfläche. Aber die Seele ahnt dabei das, was unter dieser Oberfläche Großes und Mächtiges sich ereignen mag. Es treten dort die zahlreichen Ströme und Wasserstürze gegen einander und bekämpfen sich in der Tiefe. Bald von diesem Felsen rechts gestoßen, bald von jenem zur Linken aus der Bahn getrieben, treffen sie auf einander, treten zurück, ergießen sich nach hinten, jagen in die Tiefe, schießen nach oben, ringen nach dem, was dem Wasser ebenso sehr Noth thut wie dem

Geiste, nach Luft, nach freiem Raume, nach dem Weiterschreiten, denn „vorwärts! vorwärts!“ ruft ihnen die ganze, mit allen ihren Nebenflüssen hinten nachrückende Donau zu, ebenso wie ein ganzes Volk seinen Vorkämpfern „vorwärts! vorwärts!“ zuruft. Es ist, als wenn die Felsen wie eine Löwenschaar in eine friedlich wandelnde Heerde eingefallen wären, so ringt, so kämpft, so wirbelt und brüllt es überall.

„Bulbuku“ (d. h. „Aufbrodelungen“ des Wassers, Wasserblasen), so nennt der Walache die mächtigen Anschwellungen des Wassers, die aus der Tiefe aufsteigen, oben wie breite Halbkugeln einen Augenblick erscheinen und dann sogleich in mächtigen converen Kreisen sich verlaufen. Mehre walachische Ruderer nannten es auch blos „Buk.“ Das Wort ist ausdrucksvoll und wie alle walachischen Ausdrücke für diese Donaugegend sehr bezeichnend. In der walachischen Sprache allein, so glaube ich, könnte man über den vorliegenden Gegenstand kräftig und anpassend genug schreiben.

Wir standen alle vorn im Schiffe, da, wo unsere Ruderer saßen, oder steckten die Köpfe zu den Seiten heraus, um den Tumult der Elemente anzusehen, der so mächtig das Innerste jedes ersten Beschauers ergreift. Nur unsere kleinen Kinder spielten sorglos und lustig im Inneren des Schiffes, wo sie den etwas größer gewordenen Raum benutzten. Im Hintertheile, auf einer hohen Brücke, stand der Steuermann, über das Dach mit scharfem Auge in die Strömung blickend. Auf seinem energischen Arme beruhte unser Heil. In schönem

Contraste mit dem wilden, tactlosen Ungestüme des Wassers standen die Schläge unserer Ruderer, die in gemessenen Tempos die rauhen Bulbuku's in den Rücken faßten und mit ihrer Hülfe auf gerader Linie die Wirbel durchschnitten. „Ach Gott, sehen Sie doch, wie schrecklich! Diese Masse gehäuften Schaums, die dort schwimmt!" rief eine Mädchenstimme aus. „O! an dem Schaume werden wir nicht scheitern," beruhigte sie eine andere Stimme. „Aber bemerken Sie dort den Runden, den Glattköpfigen, der sich hier neben uns nur mit einem kleinen Theilchen seiner Wange für einen Augenblick zeigt, wenn die Fluth etwas verrinnt, das ist so einer der unter der Wasseroberfläche lauernden Wölfe im Schafsfelle. Sehen Sie, jetzt steigt das Wasser wieder, er hat auch uns erblickt und zieht sein schäumendes, flockiges Schafsfell über!" Aber auch diesen Wolf passirten wir, ohne gebissen zu werden. Ich kann nicht genau angeben, wie lange dieser Tumult des Wassers fortdauerte. Auch ist es schwer zu sagen, wo er aufhört und wieder beginnt, denn etwa drei Mal hebt es von Neuem an zu toben. „Islaz," „Tachtalia" und „Jutz" sind die walachischen Namen für diese drei Stellen. Da der Islaz aber, wie gesagt, die gefährlichste und engste Strömung ist, so mag auch wohl das Ganze Islaz genannt werden, wie wir dieß schon oben thaten. Und ich glaube, daß man wohl diese ganze erste Tumultstrecke der Donau, die dazwischen einfallenden Pausen eingerechnet, wenigstens auf 1½ bis 2 Meilen setzen kann. Da, wo der Ungestüm am größ-

ten war, blieben wir wohl 5 und auch 10 Minuten lang im Kampfe.

Was die Breite der Donau in dem Passe betrifft, so weiß ich darüber ebenfalls nichts Genaues. Sie bleibt zwar immer noch mächtig und groß genug, doch schwindet sie im Vergleiche mit dem, was sie früher war, gewaltig zusammen. Man giebt an, daß sie im Islaz selbst an der engsten Stelle nur 100 Klaftern breit sei. Unterhalb Pesth hat sie dagegen eine gewöhnliche Breite von 600 Klaftern, und unterhalb Belgrad gleicht sie zur Zeit der Ueberschwemmung einem Meere. Dieß ganze Meer verschlingt hier der enge Schlund, der zu keiner Zeit des Jahres eine Verbreitung und Verflachung gestattet. Alle die zahllosen Gewässer, die unzähligen Riesel und Bergströme, welche die ganze größere nordöstliche Hälfte der Alpen erzeugt, alle die kleinen klaren Brünnlein, an denen die Sennerinnen ihr Vieh tränkten, alle die Quellen und Bäche, in denen die Wäscherinnen des ganzen südlichen Deutschlands ihre Gewänder wuschen, alle die großen Ströme, welche Baiern, Oesterreich, Illyrien, Bosnien, Ungarn, Mähren, Serbien, zwei Dutzend Königreiche und Fürstenthümer durchreisten und die Schiffe und Mühlen derselben trugen und trieben, alle die Wogen und Wellen, die Siebenbürgen und die weiten Karpathenländer durchrauschten, sind hier in einem einzigen, engen, 100 Klaftern breiten Canale beisammen und geben in wildem Getöse, in einem ergreifenden Gebrause Kunde von 100,000 Thaten, die sie verrichteten, von Millionen der verschiedensten Men=

schen, die sie sahen, und das in dieser Einöde, zwischen diesen riesigen, sie fragenden Felsen, in deren Echo ihre gewaltige Rede leise murmelnd zurücktönt.

Die Drau, die Sau, die Theiß, die 70, 80, 100 Meilen Weges auf ihre Selbstständigkeit hielten und gleich Souverainen den Tribut vieler Provinzen einforderten, hier sehen sie sich wie Unterthanen behandelt, und mit der Donau vereinigt, werden sie im Getümmel mit fortgerissen. Sie beklagen ihre Marmaros, ihr Syrmien, ihre weinreichen pannonischen Thäler, die sie wässerten und deren hübsche Landschaften sie auf ihrer Oberfläche zurückspiegelten, und treiben sich inmitten der trüben Wasser dem Meere zu. Die Maros, die Korös, die weit her und mühevoll ihren Weg aus Osten sich bahnten, die March, die Drina, die gen Norden pilgerten, sie werden hier überwältigt und zum Oriente zurückgeschleudert. Die Isar, der Inn, die Raab, die sich dort oben einst so groß dünkten, die sich so breit machten, man bemerkt sie kaum in diesem mächtigen Sturze. Sie schleichen vielleicht, belastet und gequält als übersehene Tributäre, tief unten am holprigen Grunde des Strombettes hin, wie andere Theile des Ganzen die Masse mehrend.

In der That, es ist ein wunderbarer Genuß, all das Flüssige, das sich auf 12,000 Quadratmeilen Oberfläche bewegte, in einem einzigen, mächtigen Blitzeskeile vereint, mit Pfeilesschnelle dahin schießen zu sehen. Es ist ein Riesenwerk, welches nur das vereinte Wir-

ken aller Giganten und Titanen zu Stande gebracht zu haben scheint.

Vor einem der Felsen ist ein kleiner Stillstand der Gewässer. Vielleicht ist es der Flußgott der Waag, der sich dort einen Augenblick, unbemerkt von den anderen, erholt.

Hier steht ein mächtiger Block, an den die Wellen unaufhörlich peitschen, und über den fortwährend ein großer Wasserschwall sich emporhebt, und sich dann über ihm zertheilt. Vielleicht ist es die Gran, die sich oben rühmte, einer Königsstadt den Namen zu geben, und der hier nun das nichtige Geschäft ward, jenen Felsen zu beschäumen und ihm den Kopf zu waschen.

Dort wieder zwischen anderen Steinen dreht sich ein großer Wirbel langsam herum. Vielleicht gehören die ganzen Gewässer des Lechs und der Iller dazu, die sonst wohl zehntausend zierliche kleine Wirbel schlugen, um dieses große Wasserrad zu Stande zu bringen.

Weiterhin sieht man zwei Wasserarme sich im Gegenstrome begegnen und schaumbedeckten Angesichts mit einander ringen. Sind es wohl die deutsche Ens und die magyarische Temes, die auch hier selbst noch bei der Arbeit sich nicht mit einander vertragen und in Ewigkeit mit einander hadern? O wehe den unzähligen schönen Wassernymphen, Najaden und Nixen, die sonst sich nur auf Blumen ergingen, und am kräuterreichen Bachesufer! Hier finden sie Ursache genug, den unbedachten Schritt zu einer Verbindung mit dem Donauriesen zu bereuen. Sie werden auf das rauhe Felsen-

bett geworfen und mit zerfetzten Kleidern und zerrissenem Angesichte in die weite Welt hinausgestoßen.

Die eigentliche Quantität der hier in der Clissura wie aus einem riesigen Mörser hervorschießenden Wassermasse zu bestimmen, ist beinahe unmöglich; denn es hat hier noch nirgends die Tiefe des Stromes mit einiger Sicherheit ermittelt werden können, sowie denn die Tiefe so unendlich verschieden ist, daß man schwer einen mittleren Durchschnitt finden kann. An einer Stelle, sagen die Schiffer, sei sie 40 Klaftern tief, an einer anderen: „jetzt haben wir die Felsen nur noch drei Fuß unter dem Boden des Schiffes.“ Es passirt zuweilen, daß die Schiffe wohl, auf einer jener Strömungen auf- und niederschaukelnd, an einen solchen Felsen aufstoßen. Der unerfahrene Passagier glaubt aber, daß dieß alle Augenblicke in der That geschehe; denn die oft kurzen Wellen, die vielleicht auch noch durch die Schnelligkeit des Bootes mehr Schärfe bekommen, schlagen immer wie Steine an die Balken des Fahrzeugs. Im Ganzen geschieht indeß selten ein Unglück. Unter 100 Schiffen, sagen die Leute, kommen immer mehr als 99 glücklich durch! Man konnte also damals immer wenigstens 99 gegen eins auf unser Leben verwetten. Bei hohem Wasser ist natürlich die Gefahr geringer als bei niedrigem; denn es werden dann die fahrbaren Durchlässe breiter, da sich immer mehr Felsköpfe bedecken. Auch ist bei der Hinabfahrt die Gefahr geringer als bei der Hinauffahrt, weil man bei der letzteren zu fürchten hat, daß der Strick, an dem die

Pferde oder Menschen ziehen, reiße oder sonst etwas bei dem Fuhrwerke versehen werde.

Dieß Letztere war der Fall bei dem unglücklichen Ereignisse vor drei Jahren, wo hier eine ganze Gesellschaft von Dampfschiffreisenden verunglückte. Es geschah dieß am 14. Mai 1839. Mit dem Dampfschiffe Istwan waren sie die Donau bis Csernes heraufgekommen und hatten dann ihre Reise, wie wir, in einem Tünder, der, ich glaube, von Menschen gezogen wurde, fortgesetzt. Es waren 28 Personen, von denen bei'm Umschlagen des Schiffes nur 8 gerettet wurden. Unter den Verunglückten befanden sich der kleinasiatische Handelsmann Agusch Ibrahim aus Nebon, der türkische Großhändler Meman Billali, ein orientalischer Dolmetsch Szilevics, die alle nach Betsch (Wien) wollten, dann der österreichische Consul aus Salonichi, Herr von Steinsberg, der auf Urlaub zu seinen heimischen Freunden reiste, und ein Amerikaner, Herr Mellen aus Washington, der nach langen Reisen im Oriente in sein entferntes Vaterland zurückkehrte. Alle diese mit so verschiedenen Plänen und Ideeen beschäftigten Leute fanden im Islaz ein kühles und ruheloses Grab. — Als der Schiffer in einer etwas beruhigten Stromgegend uns diese Namen nannte, fragte Einer unter uns: „War auch eine Dame dabei?" — „Ach ja, war auch eine Dame dabei?" fragten gleich Mehre. — „Ja, es war auch eine Dame dabei!" — Gleich wandte sich all unser Mitleid dieser ertrunkenen Dame zu. Eine verzweifelnde und

mit dem Tode ringende Dame ist immer unendlich viel rührender als zehn ertrinkende Männer!

Später, in einem Kloster des Banats, hatte ich Gelegenheit, eine Bibel des verunglückten Amerikaners zu sehen, die sich unter den geretteten Sachen befand, und die ein theilnehmender Geistlicher in der darüber veranstalteten Auction gekauft hatte. Diese Bibel war mir interessant; denn der Untergegangene mußte ein frommer Mann gewesen sein. Er hatte sie, wie es schien, auf seiner ganzen Reise bei sich gehabt und in Syrien und Palästina hier und da am Rande kleine Bemerkungen zugefügt. Auf dem vorderen Blatte der Bibel standen folgende Notizen:

„On the 3d of Nov. 1834 united with my dearest wife.“ (Am 3. November 1834 ward ich mit meinem theueren Weibe verbunden.)

Dann war ihm eine Tochter geboren worden:

„Catharina Mellen born Aug. 3. 1835.“

Dann beklagte er den Tod seiner Frau so:

„On the 28th of Jan. 1839 I was again homeless! O God, grant, that my last end may be like hers. Sweet is the death of them, who die in the Lord!“ (Am 28. Januar 1839 war ich wieder heimathlos! O Gott, gewähre mir, daß mein Ende gleich dem ihrigen sein möge. Süß ist der Tod derer, die in dem Herrn sterben!) Es ist rührend, wenn man die Aeußerung eines so frommen Wunsches vernimmt, der so wenig in Erfüllung ging; denn schwerlich hatte der gottesfürchtige Mann in dem kurzen Kampfe mit den Wogen noch so viel Zeit, um sich zu dem Hinübergange zu sammeln.

Unser Tündér, unsere tactfeste Fee, verlor das Gleichgewicht nicht. Auch der Tachtalia und der Jutz, ungefähr soviel als „der Wassersturz"*), wurden glücklich von uns passirt, und hinter letzterem kamen wir aus dem Flußgötterkampfe wieder auf ruhigere Wassergefilde und etwas weiterhin in minder wilde Gegenden. Die Flußgötter schließen diesen Waffenstillstand ziemlich plötzlich vor dem Orte Swinitza, wo ein mächtiges Felsenthor, der sogenannte Greben, steht. Hinter diesem Greben strömt die Donau ruhig aus, um einige Meilen weit ihre Wellen in wohlgeordneten und gereihten Schaaren um Swinitza herumzuführen. Swinitza ist die allersüdlichste Ortschaft des Königreichs Ungarn. Obgleich dieß, im Ganzen genommen, ein ziemlich unerheblicher Umstand ist, so beschäftigt es doch immer die Phantasie, — ich weiß selbst nicht recht, warum, — wenn man hört, daß ein Landzipfel der allersüdlichste, oder der allernördlichste, oder der alleröstlichste, oder der allerwestlichste Zipfel eines Königreichs sei. Swinitza liegt auf einer Halbinsel, um deren Spitze sich die Donau herumdreht, indem sie ihren südöstlichen Lauf ziemlich rasch in einen nordnordöstlichen verwandelt.

Hier bekamen wir wieder Menschen zu sehen. In den vorhergehenden Engpässen hatten wir uns sogar mit den wenigen Menschen, die es hier giebt, nämlich mit

*) Buchstäblich wohl blos „der Schnelle" von „jute", walachisch, = schnell. Alle die walachischen Eigennamen dieser Stromtheile enthalten eine solche Anspielung.

den einzelnen an den Felsen vertheilten österreichischen Gränzwachen, wenig beschäftigen können. — Auf der serbischen Seite zeigte sich ein nicht ganz kleiner Ort, Milanowitz genannt. Er war neu angelegt und dem Prinzen Milan, dem Sohne des Milosch, zu Ehren so benamt, und eine ebenfalls neue Straße führte im Zickzack über die Berge. Dann erschien der Ort Poretscha an der Mündung eines serbischen Flüßchens. Einige Salzschiffe lagen daneben vor Anker. Von aller Welt abgeschieden, von hohen Bergen umgeben, auf einem kleinen niederen Uferlande der Donau erhebt sich dieser Ort. Es scheint, als müßten die Menschen hier viel von Gott und wenig von der Welt wissen und in einer einsamen Abgeschiedenheit ein glückliches Leben führen. Und doch haben aus der Mitte von Asien her die Türken den Weg zu ihnen gefunden und sie in trübselige Sklaverei gebracht. — Es wurde bei diesem Orte schon Abend, und die serbischen Gänsejungen, die ihr Vieh nach Hause trieben, riefen und sangen uns zu, als wir bei ihnen vorüberruderten.

Gegenüber auf der österreichischen Seite fanden wir hier und da an einigen Stellen eine sogenannte „Skella.“ Ich kannte diese Einrichtung noch nicht und fragte einen unserer walachischen Bojaren, was es sei. „Ce sont,“ sagte er, „les échelles de l'orient, où l'on achète les marchandises. Il y a aussi à Constantinople une Scala Franca.“ — Was man im ganzen Orient „Scala“ oder „Skella“ nennt, weiß ich nicht, wahrscheinlich Treppen, welche vom Wasser zu einem Markt-

platze hinaufführen. Hier an der Donau aber werden damit die Aufgänge vom Ufer des Flusses bezeichnet und die Plätze, bei welchen die Ueberfuhren aus den Türkenlanden und der wechselseitige Verkehr unter Aufsicht der Contumazbeamten stattfinden. Gewöhnlich setzt man den Namen des Ortes, bei dem sich eine Skella befindet, hinzu, um sie von einander zu unterscheiden, z. B. **Skella Cladowa, Skella Orsowa.** Außer diesen Skella's, die meistens nur dem Viehhandel dienen, giebt es auch noch größere Vorrichtungen für den Gränzhandel mit den Pest-Landschaften, die man „Rastelle" nennt. Wir werden später ein solches zu beschreiben Gelegenheit haben. Die Türken nennen die Skella's „**Eskele.**" Ob diese Ausdrücke wohl, wie so viele andere italienische Worte im orientalischen Handel und namentlich in den dem Handel dienenden Contumazanstalten, sich aus Italien über den ganzen Orient hin verbreitet haben mögen? — Wir sahen fünf bis sechs Serbier aus einer dieser Skellen in einem kleinen Boote über die Donau in ihr Vaterland zurückkehren.

Es wurde nun allmählig Abend in unserem Felsenspalt. Draußen mochte noch hier und da die Sonne auf den ebenen Flächen Ungarns am Himmel stehen, für uns war sie, als wir aus der südlichen Donaukrümmung hervorruderten und gegen Nordosten steuerten, bereits untergegangen. Man hatte uns gesagt, oder wir hatten es uns wenigstens eingebildet, wir würden noch den Abend Orsowa erreichen, und man hatte uns entlassen ohne irgend eine Warnung, daß dieß vielleicht auch

nicht geschehen könnte. Wir wurden bald zu dem Glauben verleitet, daß hierbei von Seiten der Dampfschifffahrtsgesellschaft eine kleine Fahrlässigkeit zum Grunde liegen möchte; denn, wie gesagt, die Schatten der Nacht fielen auf uns herab, und das Antlitz unseres Weges wurde mit dem Schleier der Dämmerung verhangen, während wir noch mitten in den Schluchten der Clissura sehr fern von Orsowa unsere feuchte Straße zogen.

Es war ein wunderschöner Abend. Der Strom war wieder dreimal so breit als zuvor, die Berge erschienen oft von oben bis unten zum Wasserspiegel hinab mit Laub bedeckt. Hier und da, besonders auf der österreichischen Seite, gingen dunkle Felsschluchten tief in den Busen des Landes hinein. Es war vollkommen still und todt auf dem mächtigen Gewässer, wie auf einem Orinocostücke im Inneren eines Urwaldes. Auf der österreichischen Seite leuchtete hier und da ein Feuer der Granitschari (so nennen die Walachen die Gränzer) auf. Die serbischen Gebirge wurden aber allmählig förmlich illuminirt von Wald- und Feldfeuern. „Sie haben da kleine Kukuruzfelder in den Bergen," sagte mir einer der Kaufleute aus Orsowa, „und sie machen die Feuer gegen die Bären an, welche große Liebhaber des Kukuruz sind." — Da wir den ganzen Nachmittag seit einem kräftigen Frühstück am Bord des Dampfers gefastet hatten und mit nichts versorgt waren als mit einigen Trauben, so fingen auch bei uns sich gewisse, Thieren und Menschen gemeinsame Gefühle und Gelüste zu regen an. Besonders begannen

unsere kleinen reizenden Kinder ein klein wenig, aber nur ganz bescheiden, zu klagen an, zumal da sie von ihren Bonnen der Abendluft wegen in Mäntel vermummt wurden und still sitzen sollten. Dieß erbarmte unseren Ragusaner, der auf alle Fälle für die Reise köstlich eingerichtet war. Er hatte sogleich ein kleines Theeservice, Zucker, trockenen Zwieback und Gläser ausgepackt. Ein Jude schlug Feuer, ein anderer schöpfte Donauwasser, und bald brodelte über einer matten Spiritusflamme ein ganz gemüthliches Theewasser in der Mitte unseres Bootes. Die Kleinen wurden geätzt, und auch wir Großen erlabten uns an einem Schlückchen warmen Thees, der mehr Freude und Comfort unter uns verbreitete als wohl unter anderen Umständen Champagner oder Tokaier. Ich hätte diese ganze Scene wieder malen mögen. In Ermangelung eines Pinsels nahm ich sie auf mit aller Energie meines Gedächtnisses.

Nachtlager in der Militärgränze.

Als es dämmeriger wurde, hielten sich unsere Ruderer näher an die österreichische Seite. Sie sagten, dieß sei nöthig; denn wenn wir so weit mitten im Flusse oder auf die türkische Seite hinüberführen, daß uns die Granitschari, die von Posten zu Posten beständig ein Auge auf uns hätten, nicht mehr sehen könnten, so würden wir alle mit einander als Türken angesehen und morgen ohne Weiteres in Orsowa in die Quarantaine gesteckt. Wir konnten trotz vieler Fragen nicht recht aus den Leuten herausbringen, ob sie wohl glaubten, daß wir die Nacht durch fahren und noch ohne Unterbrechung in Orsowa ankommen könnten oder nicht. Sie antworteten mit Hum und Mum.

Diese Ungewißheit entschied endlich ein lauter Ruf, der aus der Militärgränze kam. „Laj u kraji!“ (so ungefähr klang es mir wenigstens) „laj u kraji!“ schrie uns eine Schildwache zu. Ich erfuhr nicht, was dieß bedeute; aber unsere Ruderer steuerten darauf gehorsam

sogleich an's Land. Es wurde uns anfangs befohlen, unsere Reise nicht weiter fortzusetzen; da wir aber den Leuten Vorstellungen darüber machten, so guckten sie den Himmel an und meinten, daß noch so viel Licht in der Luft vorhanden wäre, um damit wenigstens bis zum nächsten Corporalsposten zu gelangen, und der möchte dann entscheiden, ob wir noch weiter fahren dürften, oder nicht. Sie ließen einen aus ihrer Mitte in unser Boot steigen und gestatteten uns unter seiner Bedeckung ein Stückchen Weiterreise.

Obwohl es nun für unsere Ueberzahl eine Kleinigkeit gewesen wäre, dieses lästigen Genossen trotz seines geladenen Gewehrs uns zu entledigen, so warfen wir ihn doch nicht über Bord und kamen, immer um unsere Spiritusflamme und mit Theetrinken beschäftigt, allgemach auf dem nächsten Corporalsposten an. „Laj u kraji!" tönte es abermals in's Flußthal hinab, und wir stiegen in der Hoffnung, daß man uns hier wieder unter dem Schutze einer anderen Schildwache weiter befördern würde, an's Land; allein der Corporal sagte uns, es sei zu spät, wir müßten hier übernachten. Wir stellten ihm vor, daß dieß für uns, da wir an Federbetten und nicht an hölzerne und steinerne Kopfkissen gewöhnt seien, unmöglich wäre; er könne uns ja so viel Mannschaft mitgeben, als er wolle, so daß er ganz sicher wäre, daß wir auch nicht den allergeringsten Verkehr mit der Türkei pflegten. „Nein," sagte er, „es ginge nicht, wir müßten hier übernachten, er könne die Sache nicht auf sich nehmen." Der Hinblick

auf die verschiedenen zarten Wesen, die wir im Boote hatten, gab unserer Beredsamkeit einen neuen Schwung; aber dieser eigensinnige Corporal war für dergleichen chevalereske Gefühle unempfänglich, und wenn unser Schiff statt mit Kindern und Damen auch mit lauter Marzipan beladen gewesen wäre, wir hätten bleiben müssen.

Er hatte nur 6 Mann, und jeder von ihnen, glaube ich, nur 6 Patronen. Wir hätten, da wir unser dreißig waren, also auch diesen Posten wohl überrumpeln und entwaffnen können. Aber wozu hätte es genützt? Einer oder der Andere hätte doch vielleicht seine Flinte auf uns abgeschossen und die benachbarten Posten um Hülfe angerufen. Diese hätten sich sogleich unter einander Zeichen gegeben. Die Todesstille, die im Donauthale herrschte, hätte sich in einen Lärm sonder Gleichen verwandelt, den das Echo noch vermehrt haben würde. Die Granitschari wären zusammengelaufen und hätten, wenn wir uns nicht als Gefangene ergeben, unser Boot in den Grund gebohrt. Hier und da wären die Gränzen des österreichischen Gebiets dadurch entblößt worden, türkische Räuber oder serbische Salzschmuggler, die auf jede Gelegenheit passen, hätten diesen Augenblick vielleicht benutzt, einen Einfall in das Oesterreichische gemacht und die Monopole der ungarischen Krone in Schaden gebracht (ich phantasire nicht, Aehnliches passirt hier mitunter). Da wir also, sage ich, nicht den Muth hatten, dieses Abenteuer zu bestehen, so begnügten wir uns mit demjenigen Anstrich von Abenteuerlichkeit, den unsere Reise in den letzten Stunden der

Dämmerung bereits gewonnen hatte, und überantworteten uns als Gefangene dem Corporalsposten Nr. 13 des walachisch-illyrischen Gränz-Regiments.

Der Posten hieß Plawischewitza von einem benachbarten walachischen Gränzdorfe gleiches Namens. Dieses weitläufige Dorf ist durchweg und ausschließlich von walachischen Bauern bewohnt, und ich will hier nachholen, was ich bisher noch nicht ausdrücklich gesagt, sondern nur angedeutet habe, daß wir nämlich seit dem oben bezeichneten Anfange des Gebirgspasses bei Ujpalanka zur Linken das Gebiet eines neuen großen Volkes erreicht hatten, eben der Walachen oder Romanen oder Rumunier. Diese Nation bildet nicht nur in der Walachei bis an die Donau, in der Moldau, in Bessarabien, in der Bukowina bis an den Dniestr und in ganz Siebenbürgen die Grundbevölkerung des Landes, sondern dasselbe thut sie auch in demjenigen Theile von Ungarn, der sich noch als ein gebirgiges Vorland rund um Siebenbürgens Hochgebirge herumzieht. Nur da erst, wo die ungarischen Ebenen anfangen, hören die Walachen auf, und die Ungarn und andere Nationen beginnen. Das walachisch-illyrische Regiment ist hier freilich erst seit 1774 errichtet worden; aber es ist dieß nicht so zu nehmen, als ob dessen Bestandtheile, die walachischen Gränzer, hier damals erst alle angesiedelt wären. Es siedeln vielmehr dieselben hier schon seit undenklichen Zeiten in ihren uralten Dörfern; sie wurden nur erst im Jahre 1774 in den Gränzbezirk gezogen und zu Gränzsoldaten erklärt. Die Donau, auf der wir fuhren, war also

zugleich auch die Völkerscheide zweier weitverbreiteter Nationen, der Dako-Romanen, die von hier nach Osten in einem ziemlich arrondirten Länderkreise von mehr als 80 Meilen im Durchmesser und über 5000 Quadratmeilen Landes sich ausdehnen, und der Serbier, die ebenfalls von hier aus tief nach Süden überall siedeln. Zwischen Slaven (Serben und Bulgaren) und Walachen überhaupt bildet die Donau ungefähr auf 100 Meilen Länge die Gränzscheide.

In das Gebiet dieser Leute, einer der uncultivirtesten und auf der niedrigsten Stufe stehenden und doch einer der größeren Nationen Europa's (alle Rumunier zusammen mögen leicht mehr als 8 Millionen Seelen ausmachen), gingen wir nun also landeinwärts (das Dorf lag ein wenig abseits), um ein erträgliches Nachtlager für unsere zarten Reisegefährten, die nun gewissermaßen unsere Schützlinge geworden waren, ausfindig zu machen. Wir durchsuchten das ganze Dorf; aber wir fanden nichts als ärmliche Behausungen, ein kaiserliches Militärhaus ausgenommen, welches aber verschlossen war. Das Wirthshaus war nur auf den Besuch von Gränzsoldaten eingerichtet.

Endlich kamen wir auf den Einfall, bei dem Priester des Dorfes, dem Popen, einzusprechen. Sollte nicht dieser Mann Gottes auch ein Mann des Mitleids sein? Herrlicher Einfall! dachten wir, wo kann eine Mutter mit ihren Kindern besser aufgehoben sein als bei einem Prediger? Wir pochten an. Ein riesiger Mann trat hervor, mit langem Barte, mit noch längerem Haupthaare,

mit finsterem Angesichte, in ein grobleinenes Hemd und dergleichen Hosen gekleidet, Alles von einem Gürtel zusammengehalten und darüber einen abgetragenen Kaftan geworfen. Ich erschrak und will nicht sagen, für was ich diesen Mann hielt, damit man nicht etwa glaube, daß ich übertreibe. Wir redeten ihn auf Deutsch an (weil doch selbst der Corporal etwas deutsch redete); aber der Pope wußte nur zwei Worte zu sagen, und diese lauteten für uns nicht erfreulich, nämlich: „Nik's Wirthshaus! nik's Wirthshaus!" Wir fingen darauf an, russisch zu reden und ihm Vorstellungen über die Hülflosigkeit unserer Lage zu machen; da er serbisch sprach, so klangen ihm diese Töne nun heimathlicher, und vielleicht verdanken wir es ihnen, daß wir sein Herz erweichten und ihn bewogen, sein Zimmer (er hatte nur eins, und zwar ein kleines viereckiges Loch) und zwei Bettstellen gegen gutes Geld, das ihm versprochen wurde, herzugeben, dazu einen Tisch zu bringen und etwas Milch herbeizuschaffen.

Unsere Damen, die indeß bisher noch immer auf dem Wasser unter dem Dache unseres Tünder geduldig gewartet hatten, wurden nun mit den kleinen Kindern, deren Jeder von uns eines auf den Arm nahm, herbeigeholt, und diese kleine eigenthümliche Karawane armer österreichischer Contumaz-Gefangener zog nun bei dem walachischen Popen ein.

Ich werde nie die hübschen, kleinen, abenteuerlichen Scenen dieses Abends vergessen; doch sind sie für den Leser weniger interessant. Genug, das kleine Zimmer

wurde von den Damen eingenommen. Der Priester, seine Ehehälfte, eine Frau, die beinahe so gut aussah wie eine ärmliche Bauersfrau bei uns, und seine Kinder schliefen in der Asche neben dem Feuer und neben dem Mamaliga-Kessel, der darüber hing, und Herr . . . . . chi, unser verdienter Ragusaner, machte sich mit seinem Mantel und einigen anderen nicht allzuharten Dingen, deren er habhaft werden konnte, sein Lager vor der Thür des Hauses zurecht, um daselbst als Schildwache zu liegen. Wir unsererseits, d. h. mein Freund, der Franzose, und ich, gingen an's Ufer der Donau zurück, um wieder als Wachen bei unseren Effecten zu schlafen.

Hier sah es sehr pittoresk aus; denn erstlich fanden wir zwei mit vier kleinen walachischen Pferden bespannte Bauerwagen, mit denen unsere walachischen Bojaren, die an Abenteuern kein Vergnügen fanden, noch diese Nacht die 7 Stunden nach Orsowa fahren wollten, was sie denn auch thaten. Dann lagen dicht am Gestade, im Ufersande zerstreut, zusammen schwatzend, rauchend oder schlafend und in ihre Pelze gekauert, unsere türkischen Juden, Serbier und die anderen Leute. Einige hatten sich auch auf den Bänken und den Kisten unseres Schiffchens ausgebreitet und blickten in den Himmel hinein.

Das Häuschen des Gränzpostens stand nicht weit davon auf dem höheren Uferrande. Es hatte zwei Abtheilungen, eine kleine für das Feuer und eine größere als Schlafraum mit Strohlagern. Vor dem Hause, unter dem Dache standen die Gewehre. Es waren 6 oder 7 Mann

auf dem Posten. In ihrer Kleidung spiegelte sich schon ihre politische Verfassung ab, denn sie war halb militärisch, halb bäuerisch. Ueber ihre gewöhnlichen Bauernkittel hatten sie an einem ledernen Riemen die Patrontasche geworfen. In leinene oder wollene Lappen waren ihre Beine eingewickelt, und darüber an den Füßen saßen die „Opintschen," diejenigen rohen, mit Schnüren befestigten Sandalen, auf denen fast alle östlichen slavischen oder nicht slavischen Völker die Oberfläche dieses Sterns betreten. Eine gewöhnliche Mütze bedeckte ihr Haupt. Ein Messer hatten die meisten im Gürtel stecken, und derjenige, welcher die Wache hatte, ging, das rohe, lange Gewehr in stumpfem Winkel auf der Schulter, nicht eben in einem sehr eleganten Paradeschritt vor der Tschardake auf und nieder. So gut die Gränzer den Cordonsdienst und das Kriegshandwerk verstehen, so schlecht nehmen sie sich auf dem Paradeplatze aus, — eine wahre „rusticorum mascula militum proles."

Alle Gränzer werden jetzt in der deutschen Sprache unterrichtet. Die meisten vergessen das Gelernte freilich wohl später im Leben wieder, bis auf das, was sie gerade des Dienstes wegen behalten müssen und täglich fort üben. Die Unteroffiziere aber sprechen in der Regel deutsch, und wir konnten uns auch mit dem unsrigen, einem hübschen Manne von etwa 30 Jahren, ziemlich gut unterhalten. Wir setzten uns mit den Müssigen an's Feuer, bei welchem der Corporal freilich am wenigsten Ruhe hatte; denn beständige Besorgniß, seinen Dienst pünctlich und pflichtgetreu zu

erfüllen, schien sein Antlitz zu umschweben, und es ereignete sich fast alle Augenblicke etwas, was seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahm. Die ganze Verantwortlichkeit für die Sicherheit einer halben Meile österreichischer Gränze lastete auf ihm, und man sah seinen sorgenvollen Mienen an, daß es sich hier nicht um Kleinigkeiten handelte.

Wir waren erstaunlich hungrig und durstig und fragten die Leute, ob sie nicht ein wenig Brot (der Franzose wollte sogar Weißbrot haben), etwa einen getrockneten Fisch, ein Glas Milch oder doch ein Stück Speck und ein Gläschen Landwein oder doch Raki (dieß ist der Liqueur der Gränzer, auch Sliwowitz genannt) uns vorzusetzen hätten. Sie zuckten bei allen diesen schönen Namen die Achseln und sagten, sie hätten platterdings gar nichts von dem Allen. Zwei von ihnen hätten wohl etwas Speck bei'm Beziehen der Wache mitgebracht, aber dieser sei nun verzehrt. Ihr einziges Getränk sei Donauwasser, und davon wollten sie uns reichlich holen. Raki bekämen sie nur zu Hause zuweilen, und Brot hätten sie auch nicht; wenn es uns aber recht wäre, so wollten sie uns „Mamaliga" kochen. Auch hätten sie noch einige Reste getrockneten „Malai's" (Kukuruzbrotes), die sie mit uns theilen wollten, da sie es ohnedieß nicht mehr brauchten, denn sie würden diese Nacht vom Posten abgelöst.

Es wurde nun ein großes Feuer angemacht, Kukuruzmehl und Wasser in den Kessel gethan, und der dicke Mamaliga-Brei war bald fertig. Einer der

Soldaten brachte in einem hölzernen Löffel etwas Salz herbei und ein anderer auf Papier ein wenig zerriebenen Schafkäse. Diesen ließen wir ungenossen. Die Mamaliga wollte uns auch nicht recht munden, der Franzose meinte bei'm ersten Bissen, es hätte ihm schon seinen Schlund auf ewig verklebt. Das Donauwasser ist bei Tage etwas trübe, im Mondscheine aber merkt man dieß weniger, und da der Malai so trocken wie der Sand Arabiens war, so mußte die Donau durchaus nachhelfen. „O Mamaliga, o Malai! Ach du schöne Walachei!" fingen wir da an zu seufzen, mit demjenigen Reime, welchen die Deutschen, die in den hiesigen Gegenden wohnen, auf die Walachei gemacht haben, und mit Recht gemacht haben; denn Mamaliga und Malai giebt es von hier bis zum Dniestr und schwarzen Meere so viel als Luft. Die ganze walachische Nation ist so sehr in dieses Essen verliebt, daß sie unter türkischem, russischem und österreichischem Scepter, im Militare wie im Provinciale mit einer merkwürdigen Ausdauer daran festgehalten und sich kein anderes Backwerk oder Brot angewöhnt hat.

Wir saßen noch um das Feuer herum, einige der Soldaten waren dabei mit dem Schnitzen von „Furka's" (Spinnrocken), die sie den Bauermädchen um einige Kreuzer zu verkaufen pflegen, beschäftigt, als auf einmal der Ruf der Schildwache erscholl. „Halt, wer da?!" rief sie laut mit dem eigenthümlichen walachischen Accente des Deutschen in's Freie hinaus. Es war ein Bote, der einen Brief brachte. Der Corporal spedirte denselben sogleich nach angehörtem Rapport

durch einen der Seinigen weiter, der sogleich über Stock und Block in's Finstere hinaus marschirte.

Es dauerte nicht lange, so schrie die Schildwache wiederum in's Freie hinaus. „Gut Freund!“ hieß es von der anderen Seite. Es war eine Patrouille, wie sie die Hauptleute des Cordons ausschicken, um die einzelnen Wachen wieder zu überwachen und in Spannung zu erhalten. Zuweilen machen auch diese Hauptleute selbst die Runde von einem Posten zum anderen, ohne sich vorher anmelden zu lassen.

Noch einmal rief die unermüdliche Wache und bekam wieder freundliche Antwort. Es war der neue Posten, der den alten abzulösen kam, — 6 oder 7 Mann, die mit Waffen und mit Mundvorrath für 7 Tage, — denn so lange dauert hier die Zeit eines Wachdienstes, — im ganzen Jahre steht ein Soldat durchschnittlich etwa 90 Tage im Cordon auf Wache — beladen herankamen. Ein jeder von ihnen hatte außer einer Patrontasche noch einen Sack aus Schaffellen mit 7 Ocka Kukuruzmehl, die er von seinem Wirthe empfangen. Nur einige hatten dabei auch ein kleineres Säckchen mit einem Ocka zerriebener Brinse (Schafkäse), und einige waren sogar ohne Salz, wie sie uns wenigstens versicherten. Das Salz ist hier in der Militärgränze sehr kostbar, während an der gegenüber liegenden türkischen Seite ganze Schiffsladungen schönen walachischen Bergsalzes in dicken, grünen Krystallstücken vorübergehen. Die Gränzer sehen diese Krystalle mit sehr lüsternen Augen an, wie Kinder den Kandiszucker, und obgleich

sie sich selber als pflichtgetreue Soldaten in der Regel des Salzschmuggelns enthalten, so giebt es doch manche Leute, durch deren Vermittelung ihnen zuweilen etwas davon zukommt.

Die Leute kamen sehr weit her und waren schon am Morgen früh ausgegangen; denn das Gebiet des walachisch-illyrischen Regiments erstreckt sich weiter in's Innere des Landes als das der anderen Regimenter. Sie waren daher erstaunlich müde und legten sich sofort auf den Boden neben der Tschardake nieder und schliefen, indem sie sich in ihre dicken, braunen Gunjaz (Mäntel mit Kapuzen), welche sie auf ihre Tornister geworfen hatten, einhüllten, augenblicklich ein. In meinem Leben sah ich (Zigeuner-Niederlassungen ausgenommen) kein einfacheres Arrangement für ein Hausen von 7 Tagen. Nur einzig und allein für ihre Waffen schienen sie Sorgfalt zu haben. Wir fragten sie, warum sie nicht lieber drinnen in der Tschardake schliefen. Sie antworteten, dieselbe sei voll von Mäusen und anderem Gethier, und wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaube, zögen sie es immer vor, draußen zu liegen.

Es ist in der That unglaublich, welchen Entbehrungen und Strapazen blos die ganz gewöhnlichen Geschäfte ihres Lebens diese harten und muthigen Gränzsoldaten unterwerfen. Es ruhte der tiefste Frieden auf dem türkischen Ufer, es war die romantischeste, schönste und mildeste Nacht von der Welt, und doch hätten wir um keinen Preis zwei solcher romantischen Nächte auf diese Weise verbringen mögen. Nun gar, wenn schlechtes

Wetter eintritt, wenn die Wege ungangbar werden, wenn blos die Gewehre blank und in gutem Stande zu erhalten unsägliche Mühe kostet, wenn dann am Ende gar plötzlich ein innerer Alarm in der Gränze geschlagen wird, wenn die Alarmstangen auf die Häuschen der Compagniechefs ausgesteckt werden und das Pelotonfeuer der Signalschüsse am Ufer hinspielt, wenn ein „Räubertrieb" angesagt wird, wenn man sich acht Tage lang mit Banditen herumschlagen muß, um dabei sein Peculium castrense (sein eigenes Vermögen) um einige erbärmliche, den Räubern abgenommene Patronen, Stiefeln oder Dolmans zu vermehren, dann — ja dann ach! — ist der Gränzer so eigentlich recht in seinem Elemente; dann singt er seine kriegerischen Volkslieder, dann lobt er den Kaiser von Oesterreich und den Krieg, der ihm zehn Mal lieber ist als der Frieden; denn diese Leute haben sich seit Jahrhunderten und seit Kindesbeinen an mit allen denkbaren Strapazen der Welt so vertraut gemacht, haben sich dabei an das Eigenthümliche ihres Lebens so gewöhnt, daß das, was uns die größte Entbehrung scheint, ihnen etwas Alltägliches ist, und das, was uns wie Plage vorkommt, ihnen Freude macht.

„Extinse fuoco!" „das Feuer ist ausgelöscht," sagte einer der Soldaten, indem er die Asche zusammenwarf und sich dann in den Kleidern, in welchen er sich schon seit sieben Tagen befand, zum Schlafen niederlegte. Merkwürdig war mir der belebende Eindruck, den die verwandten lateinischen Klänge auf meinen Franzosen machten. Er wollte es sich von mir nicht ausreden lassen,

daß das nicht ein „jargon“ des Französischen wäre, und sann darüber nach, auf welchem Eroberungszuge hier wohl Franzosen stecken geblieben und so verwildert sein möchten. Drei seiner Leute hatte der Corporal am Ende schon in Patrouillen verschickt, der vierte ging beständig wach und munter vor der Tschardake auf und nieder, indem er zuweilen nach dem serbischen Ufer hinüber blickte, zuweilen einen Punct auf der Donau scharf visirte, zuweilen sein Gewehr anzog, stehen blieb und einen lauten Ruf in die benachbarten Gebüsche hinaus erschallen ließ.

Wir setzten uns nach unserem Mamaligaschmause und Donauwassertrinkgelage hinaus in's Freie, an den Rand des Abhanges zum Flußgestade hin, und unser Corporal setzte sich zu uns, seinen knotigen Corporalstab unaufhörlich in der Hand haltend. Der Corporal an der Militärgränze ist ein König, der sein Scepter nie aus der Hand legt. Man kann bei diesen Königen durch gar nichts auf der Welt in höhere Gnade kommen, als wenn man ihnen ein Pfeifchen Taback bietet, und wir boten dieß dem unsrigen. Uns gegenüber lag die ganze serbische Seite bis zur höchsten Spitze ihrer Berge wie ein offenes Buch da.

„Wir haben jetzt seit einiger Zeit immer Frieden mit den Serbiern,“ sagte der Corporal, „unter Fürst Milosch besonders war die Ordnung dort immer gut. Seitdem der Neue heraus ist, haben wir aber unsere Wachsamkeit wieder etwas verstärkt, und man weiß nun noch nicht, wie es für die Zukunft werden wird. Aber

so groß wie bei uns ist die Sicherheit dort doch nicht, denn selbst die Beamten des Fürsten müssen immer bewaffnet reisen.

Wir konnten hier und da von der serbischen Seite die Hunde bellen hören, die einzigen Stimmen, die wir aus jenem Reiche vernahmen. Das Brummen der Bären, die in den „drübigen" Wäldern spazirten, vernahmen wir nicht, so sehr wir danach lauschten, denn der Hund hat das Vorrecht, den Bären zu überschreien und, wenn dieser kommt, vor ihm Reißaus zu nehmen. Die Feuer der serbischen Kukuruzfelderwächter loderten hier und da hell aus den dunklen Gebüschen hervor. „Da drinnen stecken genug wilde Thiere," sagte der Corporal, „Wölfe und Bären. Wir haben ihrer auch, aber weniger. Dafür haben sie aber auch mehre nützliche Thiere, z. B. Hirsche und Rehe, in großer Menge. Vorigen Winter haben's 300 Hirsche und Rehe mit Prügeln und Steckerln auf'm Schnee terschlagen. Die Bären kommen von der drübigen Seite nicht selten zu uns herüberg'schwommen. Auch auf sie müssen unsere Schildwachen Acht haben."

Man sieht, wie vielseitig die Arbeit ist, eine Culturgränze gegen eine barbarische schützend zu bewachen. Die 6000 Paar Ohren und Augen, die Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein an den Ufern der Donau und der Sau hin die ganzen, 200 Meilen langen Berg- und Thälerreihen der Türkei bewachen, müssen in der That auf das Höchste gespitzt und geschärft sein und gehören ohne Zweifel zu den beßten Ohren und Augen in Europa.

Wir waren jetzt in „der ersten Periode." Wenn der Cordon aber bei dringender Gefahr in die „zweite" und „dritte Periode" tritt, so stehen 8000 bis 12,000 Mann auf Wache. Uebrigens beträgt die ganze Summe der dienstfähigen Mannschaft in der Gränze für gewöhnlich 60,000 Mann, die sich auf die besagte Weise wechselseitig ablösen. Im Nothfalle aber kann die ganze Gränze auch über 100,000 Mann aufbringen.

„Ich bin als Deutscher stolz auf dieses merkwürdige Institut der Militärgränze," sagte ich zu meinem Franzosen gewendet, „denn es ist eine der großartigsten Anstalten und Erfindungen, die dem deutschen Geiste zum Frommen der Cultur der hier wohnenden Völker und dann auch zum Frommen der Cultur ganz Europa's gelungen sind."

„Comment ça? vous êtes fier, je n'en comprends rien. Je ne sais, ni comment, ni pourquoi." Diese Redensart: „je ne sais, ni comment, ni pourquoi," hatte sich mein Reisegefährte so angewöhnt, daß er sie bei jeder Gelegenheit anbrachte. Er kam unmittelbar per Dampf aus Paris in diese entlegenen Erdgegenden und hatte sein ganzes bisheriges Leben in jenem Mittelpuncte der europäischen Cultur zugebracht, war daher ziemlich unwissend. Als ich daher auf das politische und historische Interesse der Militärgränze zu sprechen kam, brach er das Gespräch schnell ab und überließ sich einige Stunden dem süßen Schlafe, ich aber, da ich nicht so glücklich wie er gewesen war, einen ungezieferfreien Kotzen (Schaffell) zu finden, gab mich meinen

Betrachtungen über die politische Bedeutung der Militärgränze

hin, die mir vornehmlich in dreierlei Beziehungen von allerhöchstem Interesse zu sein schien, nämlich

1) in Beziehung auf Deutschland, als ein deutsches Institut,

2) in Beziehung auf die innerhalb ihrer Gränzen wohnenden Völker, als eine Bildungsschule derselben, und

3) in Beziehung auf Europa, als eine Schutzmauer seiner Cultur gegen die türkische Barbarei.

Die allererste Entstehung der Militärgränze liegt freilich noch im Dunkel, und selbst die österreichische Regierung hat, wie Hietzinger sagt, darüber noch nicht in's Reine kommen können, welches denn eigentlich derjenige Bezirk sei, der überhaupt in diesen Gegenden zuerst militärisch besetzt wurde, und welches der erste Keim dieses jetzt auf 200 Meilen Länge sich ausdehnenden militärischen Staates sei. Man citirt freilich einige frühere ungarische Könige, die mehre wüste Striche an der türkischen Gränze mit militärischen Ansiedlern

bevölkerten. Allein ihre Bemühungen waren nicht dauernd und nachhaltig, denn es ging in der Türkenzeit selbst dieser erste Anfang spurlos wieder unter.

Die österreichische Militärgränze, wie sie jetzt existirt, muß ganz als ein Werk der deutschen und zunächst der österreichischen Fürsten betrachtet werden; denn die eigentliche Wurzel des ganzen langen Baumes, der im Süden Kroatien, Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen umrankt, liegt in der südöstlichen Ecke von Deutschland, in der Nähe des adriatischen Meeres und schließt sich zunächst an Steiermark, Kärnthen und Krain an.

Sowie man den ganzen österreichischen Staat gewissermaßen als eine durch andauernde Einwanderung und Colonisation und durch beständige Kriegsunternehmungen fortgesetzte Ausbildung der von Carl dem Großen gestifteten Markgrafschaft an der Donau ansehen kann, so läßt sich auch die Militärgränze gewissermaßen als eine fortgesetzte Ausdehnung der deutschen Marken im Steier- und Kärnthnerlande betrachten, obgleich diese Ausdehnung erst in einer viel späteren Zeit, unter veränderten Umständen und zum Theil auch mit ganz verschiedenen Mitteln geschah.

Die Stiftung und Entwickelung der Gränze begann sofort mit dem Untergange des ungarischen Reichs in der Schlacht von Mohacz (1526), mit dem Uebergange der ungarischen Krone auf des deutschen Kaisers Haupt und mit dem Anfange des großen, gewaltigen, beinahe zweihundertjährigen Kampfes der Deutschen mit den Türken um die Oberherrschaft in diesen östlichen Ländern.

Deutsche Truppen waren es zunächst, welche der Kaiser Ferdinand, Carl's V. Bruder, in den an Steiermark und Kärnthen angränzenden Gegenden Kroatiens in Besatzung legte, um hierin Deutschland sowohl als diejenigen Theile Ungarns, welche in seinem Besitze waren, gegen die Einfälle der Türken zu schützen. Dieser stehenden Besatzung deutscher Truppen wurden später serbische, kroatische und andere Flüchtlinge, die von der Türkei herüberkamen, als Beisassen (Predawzi) beigegeben, indem man diesen Leuten das umliegende Land schenkte, unter der Bedingung eines beständigen Militär- und Wachdienstes gegen die Türken.

Auf diese Weise entstanden denn die mit Soldaten bevölkerten Gränzgebiete bei Steiermark in Kroatien und im Lande der Winden, deren Obercapitaine einstweilen noch in der Nähe von Steiermark, an welches Land sie sich, wie gesagt, zunächst anschlossen, zu residiren pflegten. Unter den Nachfolgern Ferdinand's wurden, ganz nach den Vorbildern des neunten und zehnten Jahrhunderts, diese Striche in eine Markgrafschaft vereinigt und unter dem Namen „des einzigen und immerwährenden Generalats" der windischen und kroatischen Gränzen constituirt, zu dessen Unterhaltung die deutsche Reichshülfe und die Beiträge der innerösterreichischen Stände verwandt wurden.

Dieses Generalat ist eigentlich als die Hauptbasis anzusehen, auf welcher später ganz in der Weise des ersten Anfangs das Gebäude weiter fortgebaut wurde. Je mehr die Rückeroberungen Oesterreichs gegen die Tür-

ken auf ungarischem Boden sich ausdehnten, desto mehr wurden auch die Gränzmarken des Landes ausgedehnt. Je mehr sich die christliche, österreichische Macht, die anfangs sogar noch in ihrem Herzen von der rauhen Hand der Türken angegriffen wurde, consolidirte, desto mehr gequälte christliche Unterthanen der Mahomedaner flohen auch schutzsuchend auf die österreichische Gränze hinüber. Alle diese Flüchtlinge, Uskoken, Kroaten, Albanesen, Macedonier, Serbier, Walachen, wurden auf der österreichischen Seite freundlich aufgenommen, auf ähnliche Weise, wie die früheren, mit wüsten Landstrichen belehnt und zur Vertheidigung der Gränze angesiedelt. So entstand an der Unna hin die „Banatgränze,“ dann an der Sau die „slavonische Gränze.“

Wie der Untergang Ungarns, der Sieg der Türken bei Mohacz, der erste Anlaß zur Stiftung der Gränze war, so waren die Siege der Oesterreicher über die Ungarn und Türken am Ende des siebenzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die hauptsächlichste Veranlassung der Ausdehnung des Gränzgebietes nach Osten. An der Theiß und der Maros hin wurde die lebendige Mauer gegen das osmanische Reich weiter fortgesetzt. Als endlich auch das Banat erobert wurde, stiftete man die Banater Gränzlande, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, während die weiter rückwärts liegende Gränze an der Maros aufgehoben werden konnte. Immer mehr und mehr Völker enrolirte Oesterreich nach Osten hin unter sein Gränzbanner, und endlich wurde auch der alleröstlichste Zweig,

die Gränze, welche sich rund um Siebenbürgen herumschlingt, constituirt. Dieß geschah in den Jahren 1764 bis 1766, und somit hatte denn in diesen Jahren die Militärgränze ihre größte Ausdehnung erreicht, umschlang mit schützendem Arme die ganzen südlichen Landschaften der österreichischen Monarchie und bildete eine, vom adriatischen Meere an bis zu den Quellen des Dniestrgebiets fortlaufende Mauer gegen die ganze Ausdehnung der Türkei.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Institut jetzt in seinem Culminationspuncte steht, und daß spätere Geschichtschreiber einmal wieder über das allmählige Absterben dieses Baumes werden zu berichten haben; denn da die türkische Barbarei sich immer weiter und weiter von der österreichischen Gränze zurückzieht, so wird am Ende, wenn auch in den benachbarten Provinzen sich mehr Licht und Civilisation verbreitet, diese lebendige Mauer gegen die Barbaren überflüssig werden.

Einstweilen aber ist sie dieß noch keineswegs. Vielmehr könnte man viele Umstände geltend machen, welche gerade auch jetzt wieder die Militärgränze äußerst wichtig erscheinen lassen. Die Auflösung, in welcher sich das türkische Reich befindet, wird hier noch viele Kämpfe und Explosionen herbeiführen, denn die große orientalische Frage setzt hier hinter jedes Ländchen ein kleines Fragezeichen. Und alle diese in Frage stehenden Landschaften beständig und gut zu überwachen muß für Oesterreich vom größten Interesse sein.

Dazu kommt, daß die ganze Militärgränze zwei

Seiten hat, eine nach der Türkei und eine nach Ungarn hin. Auch dieses Land taucht zum Theil tief in die orientalische Frage hinein, zum Theil aber auch nimmt es an der Entwickelung des geistigen und politischen Lebens in Westeuropa lebendigen Antheil. Die Aufregungen in Ungarn waren von jeher zu plötzlichen Explosionen geneigt. Auch in Bezug auf dieses Land sind also die treuen Gränzer von der größten Wichtigkeit, und diese ihre Bedeutsamkeit und Wirksamkeit nach Norden hin trat schon vom Anbeginn der Gränze hervor. Denn der Kampf Oesterreichs gegen die Türken war zugleich auch ein Kampf gegen die ungarischen Malcontenten, welche es oft mit den Türken hielten. Gegen die Zapolya's, gegen Rakotzy u. s. w. leisteten die Gränzer die nützlichsten Dienste.

Wenn daher die Türken auf der einen Seite die Militärgränze, deren Gewehre und Pistolen beständig drohend auf sie gerichtet sind, von Haus aus hassen und anfeinden, so sind auf der anderen Seite aber auch die Ungarn ihr nichts weniger als günstig gesinnt. Es giebt viele unter ihnen, die die ganze Gränzverfassung über den Haufen werfen möchten, und alle wollen das Gebiet der Gränze als ein zum Königreiche Ungarn gehöriges und dem Reichstage, nicht aber dem kaiserlichen Hofkriegsrathe unterworfenes Land betrachtet wissen.

Aber wie ein schmaler, trockener Damm zum Heile Ungarns gegen äußere wie gegen innere Feinde erstreckt sich die Gränze mitten zwischen der Türkei und Ungarn hin.

Die Oesterreicher hören daher auch, wenn sie gleich seit 80 Jahren das äußerste Gebiet der Gränze als abgeschlossen betrachten, keineswegs auf, die innere Entwickelung derselben immer mehr zu fördern und die lebendige Mauer stärker zu befestigen.

Diese innere Entwickelung der Gränze ist bis auf die neuesten Zeiten herab nun ebenso langsam, darum aber auch um so zweckmäßiger fortgeschritten, wie die äußere. Die deutschen Kaiser Ferdinand I., Ferdinand II. und Ferdinand III. verliehen freilich den Gränzern manche Privilegien, Abgabenfreiheit und dergleichen, doch ließen die großen Kämpfe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die Zeit des Steigens und der Consolidirung der österreichischen Monarchie, nicht an eine förmliche Organisation und zweckmäßige Tendenz in der Verwaltung der Gränzbezirke denken. Maria Theresia und Joseph II. machten einen Versuch zu dieser zweckmäßigen Organisation. Aber erst der verstorbene Kaiser Franz II. brachte im Jahre 1807 diejenige vollkommen entwickelte und sehr verständig auf die Sitten, Gebräuche, den bisherigen Zustand und die Culturstufe der Gränzvölker gegründete und dem Zwecke des ganzen Instituts entsprechende Verfassung zu Stande, deren Bestimmungen noch bis auf den heutigen Tag der häuslichen Einrichtung, dem Gerichts- und Abgabenwesen, der Rekrutenaushebung, dem Militärdienste, dem Schul- und Straßenwesen dieser Länder zum Grunde liegen.

Die sinnig deutsche Verfahrungsweise des österreichischen Gouvernements ist hierbei so langsam, so vor-

sichtig und so den Umständen und Volksgewohnheiten gemäß zu Werke gegangen, daß man auch diese innere Organisation mithin als eine Frucht deutscher Arbeit bezeichnen kann.

Daß in Bezug auf die innerhalb der Militärgränze wohnenden Völker diese Organisation gewiß eine große Wohlthat ist, kann keinem Beobachter entgehen, der, wenn auch nur wenige Male, aus dem Gebiete dieses Culturstrichs auf die türkische Seite oder auf die ungarische hinüberging und Vergleichungen anstellte.

In der ganzen Militärgränze ist vor allen Dingen die persönliche Sicherheit der Einwohner besser festgestellt als in den meisten Theilen der Nachbarschaft, z. B., um von der Türkei ganz zu schweigen, in den benachbarten ungarischen Comitaten. Es passiren im Inneren der Militärgränze, die Anfälle von Seiten der Türken, die in Bosnien und Kroatien am häufigsten vorkommen, abgerechnet, wenige oder keine Räubereien, und man reist hier fast ebenso sicher wie in einer deutschen Provinz.

Das Leben gesichert zu wissen, ist die erste Bedingung einer vernünftigen bürgerlichen Existenz. Die zweite ist die Sicherung des dinglichen Rechtszustandes. Auch hierin, ich meine in Bezug auf das Gerichts- und Proceßwesen, hat die Militärgränze unendliche Vorzüge vor dem benachbarten Ungarn, der Türkei hierbei wiederum zu geschweigen. Die Justiz ist freilich militärisch, aber sie ist unparteiischer, was man von der ungarischen nicht in gleichem Grade behaupten kann.

Für die Moralität und das sittlich anständige Leben der Gränzer wird viel gethan. Sie werden in Bezug auf Mäßigkeit, häuslichen Frieden, pünctliche Pflichterfüllung einer diesen Leuten wohlthätigen Ueberwachung unterworfen. Dabei darf man nicht glauben, daß diese Ueberwachung eine den Menschen entehrende Leibeigenschaft herbeiführe. Es scheinen vielmehr alle die Höchsten wie die Niedrigsten nur dem militärischen und moralischen Gesetze unterthan zu sein. Es begegneten mir mehre Bauern aus Ungarn, die, einer harten Behandlung ihrer Herren zu entgehen, in die Gränze übergetreten waren und sich dort wohler zu befinden versicherten, und ich glaube, es möchte deren nicht wenige geben. Man kann also annehmen, daß die Gränze sich von zwei Seiten aus bevölkert habe, erstlich von der Türkei und dann auch zum Theil von Ungarn her, durch Leute, welche den Schutz des von Oesterreich hier aufgepflanzten Banners des Gesetzes, der Sicherheit und Ordnung suchten.

Auch für das Schulwesen ist in der Gränze viel von Oesterreich gethan worden, und wenn auch die Schulen der Militärgränze noch nicht ganz ihrem Zwecke entsprechen, besonders weil es noch an tüchtigen Lehrern fehlt, und wenn auch selbst nur erst der sechste schulfähige Knabe wirklich den allen zugedachten Unterricht genießt, so war ich doch über das, was ich später von den dasigen Schulen sah, mehr im guten als im umgekehrten Sinne erstaunt. Ja, wenn man den Zustand der Schulen auf der rechten Seite der Donau bedenkt, so muß man sich freuen über die Menge von Licht,

die diesseits nun schon seit Joseph's Zeiten in diesen dunklen Regionen gespendet wird.

Nicht weniger angenehm fällt jedem Besucher die Gränze, selbst wenn er von Ungarn kommt, der gute Zustand der Chausseen, Brücken und anderweitigen Vorrichtungen zur Beförderung des Verkehrs auf. Die Oesterreicher haben, wie es scheint, etwas von den Römern gelernt, und wohin sie in ein neues Land kommen, da legen sie vor Allem gute und solide Chausseen an. Man kann fast in der ganzen Militärgränze in der Hauptrichtung auf sehr guten Wegen fahren, was in Ungarn keineswegs der Fall ist.

Alle diese, wie ich sage, vom deutschen Geiste hier herbeigeführten Verhältnisse und Umstände tragen gewiß nicht wenig zum politischen Wohle der in der Gränze wohnenden Völkerschaften bei, und man kann nicht umhin, auf das für die Cultur gewonnene Terrain einen befriedigenden Blick zu werfen, zumal wenn dieser Blick noch zugleich um zwei Schritt weiter in die türkischen Gebiete hineingeht, wo, zur frappantesten Vergleichung, neben allen österreichischen Gränzvölkern noch diejenigen Mutter- oder Schwestervölker wohnen, aus deren Schooße jene hervorgingen, oder von denen sie sich doch trennten, indem sie, sich von der türkischen Herrschaft lossagend, der Cultur Westeuropa's sich anschlossen.

Das alte, türkische Serbien hat in der Militärgränze ein wahres Neuserbien gestiftet, das man mit mehr Recht so nennen mag als jenes Neuserbien im russischen Reiche. Die Walachei hat in der Gränze eine

wahre kleine Walachei liegen. Und ebenso steht das türkische Kroatien dem österreichischen Kroatien gegenüber. Es wurden mithin durch die Militärgränze gewissermaßen alle jene ehemals türkischen Länder in zwei Hälften zerschnitten, in eine, die den Türken blieb, und in eine andere, die, aus gleichartigen Elementen bestehend, der ersteren als Wall entgegengesetzt wurde.

Das Werk, das hier die Oesterreicher, und mit ihnen alle Deutschen — denn nur mit Hülfe der in ganz Deutschland gesammelten Gelder, geworbenen Feldherren und Truppen gelang es den Oesterreichern, bis in die Militärgränze vorzudringen — gründeten, war zunächst freilich nur unserem Deutschland selber zum Vortheile. Zu gleicher Zeit erwarben wir uns dadurch aber auch ein Verdienst um ganz Europa. Denn nur durch dieses kräftige und energische Institut gelang es, den Türken einen bleibenden Damm zu setzen, ihre Macht zu brechen und namentlich die böse Krankheit, die, von ihnen ausgehend, sonst oft ganz Europa durchzog, in feste Schranken zurückzuweisen. Die Barbarei kann gewiß nicht weit genug von den Central-Puncten der Civilisation verbannt werden, und selbst die entferntesten europäischen Länder müssen es gespürt haben, als die Oesterreicher anfingen, die Türkei so weit und bestimmt zurückzuweisen.

Sollte, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Gränze einer immer vollkommneren Civilisation und Blüthe entgegenschreiten, so mag sie vielleicht später, allmählig ihren militärischen Charakter verlierend, den jetzt noch dünnen

Stamm bilden, an den sich andere Landschaften, das Terrain der Bildung vergrößernd, anschließen werden, — und sie mag so ähnlich wie die römischen Castra und Colonieen am Rhein den bedeutungsvollen Samen für spätere Culturpflanzen und Blüthen enthalten.

Es ist wirklich merkwürdig, wie sich das Blatt der Geschichte hier an der Donau gewendet hat. Denn sonst hatte die Cultur ihre Altäre gerade auf der entgegengesetzten Seite, und so wie jetzt die linke, so war damals die rechte Seite von einer ganz ähnlichen Kette militärischer Ansiedelungen, die als Vorkämpfer der Civilisation angesehen werden konnten, besetzt. Und so wie seit der Türkenherrschaft stets kleine und große Schaaren von Flüchtlingen nach Norden flohen, um dort Duldung und Humanität zu suchen, so flohen ehemals häufig quadische und markomannische Flüchtlinge zu den Römern, so kamen einzelne Partieen der Gothen und anderer Nationen, von anderweitigen barbarischen Völkern gedrängt, nach Süden gezogen und ließen sich unter byzantinischem Scepter als Gränzwächter nieder.

Alle barbarischen und nomadischen Nationen, bei denen der Staat noch wenig entwickelt ist, haben den Hang zu räuberischen Ueberfällen und zu tumultuarischen plötzlichen Bewegungen mit einander gemein. Alle cultivirten und geregelten Staaten haben daher das Bedürfniß gefühlt, durch eine ununterbrochene und bewaffnete Gränzwache ihr Gebiet, wo es an solche Barbaren stößt, zu schützen.

Es haben sich freilich auch die geregelten und ge-

bildeten Staaten unter einander zu fürchten und als präsumtive Feinde zu beobachten. Allein die feindlichen Demonstrationen eines ausgebildeten Staatsorganismus geschehen nicht plötzlich und bestehen nicht in hinterlistigen und perfiden Ueberfällen, und sie können auch der Natur eines solchen Staates nach sich nicht auf diese Weise äußern, denn derselbe greift in der Regel nicht ohne Gründe, ohne vorhergehende Verhandlungen und Anforderungen zum Schwerte und kann auch das Schwert nicht ziehen ohne umständliche Vorbereitungen, durch die dann auch der Gegner wieder seinerseits Gelegenheit zur Vorbereitung gewinnt.

Zwischen civilisirten Staaten unter einander giebt es daher vielleicht wohl Bewachung der Gränze wegen des Verkehrs der Privatpersonen, aber keine Militärgränzen, die gegen Nomaden und regellose Barbaren so äußerst nöthig sind.

Auf dieselbe Weise wie Oesterreich umgab sich daher das Römerreich gegen die Deutschen, Sarmaten, Daken, Gothen u. s. w., — ebenso später Deutschland gegen die Slaven, — ebenso alsdann Polen und Rußland gegen die Tataren, — auf gleiche Weise das große asiatische Culturreich, China, gegen die mongolischen Nomaden, — ebenso noch mancher andere Staat gegen andere Barbaren mit ähnlichen, wenn auch anders constituirten Militärgränzen.

Die römische Militärgränze hatte ohne Zweifel sowohl in Bezug auf ihren Zweck, als in Bezug auf ihre Einrichtung viel Aehnlichkeit mit der österreichischen, nur

war sie unendlich viel ausgedehnter und großartiger. Auch den römischen Gränzsoldaten wurde Grund und Boden lastenfrei zu ihrer eigenen Erhaltung übergeben, und ihnen dagegen die Vertheidigung der Gränze zur Pflicht gemacht. Sie hatten eben auf diese Weise die ganze untere und mittlere Donau besetzt. Ihre Posten zogen sich an einem ungeheueren Walle zwischen dem Rheine und der Donau hin und zum Theil noch am Rheine hinab.

Auch gegen die Slaven hatte Deutschland schon eine Art von Militärgränze, die sich noch jetzt in den Namen der breiten Kette von Marken — Mark Brandenburg, Mark Meißen, Mark Lausitz, Mark Oesterreich, Mark Mähren, Mark Steier u. s. w., von Norden nach Süden hinziehend, zeigt. Im Westen Deutschlands, gegen das civilisirte Frankreich hin, gab es keine solche Kette von Markgrafschaften. Ebenso wie die Militärgränze von der Verwaltung Ungarns, zu der sie sonst, wenigstens der Meinung der Ungarn nach, gehörte, getrennt ist und unmittelbar unter dem Hofkriegsrathe des österreichischen Kaisers steht, ebenso standen im Mittelalter auch die Markgrafschaften nicht unter den Herzögen, zu deren Herzogthümern sie eigentlich gehörten, sondern unmittelbar unter dem deutschen Könige. Auch waren in der Regel die Gränzcommandanten und ihre Vasallen in den Marken selber ansässig und besitzlich gemacht.

Auch die Russen kamen, als sie anfingen, sich zu cultiviren und einen großen Staat zu gründen, ganz auf dieselbe Erfindung, und sie siedelten gegen die Ta-

taren am schwarzen Meere und an der Wolga, in der Ukraine (Gränze) ihre Kosaken an, denen Ländereien gegeben wurden, — die einen Wachdienst längs Wallungen und Schanzen zu versehen hatten, — aus deren Sloboden Städte erblühten, — Alles ganz so wie in anderen Militärgränzen. An die russische Militärgränze schloß sich die polnische.

Zu verschiedenen Malen wurden, wie in Oesterreich (von der Maros an die Donau), die Wallungen und Sloboden der Kosaken verlegt und ihre Linien vorgeschoben, je nachdem sich hinter ihnen der russische Staat consolidirte und je mehr vor ihnen die tatarische Barbarei zusammensank. Ja es wurden ganze große Theile der Gränzbevölkerung übersiedelt, und aus der alten Ukraine gingen neue Ukrainen hervor, z. B. das Land der Tschornomorzen am schwarzen Meere.

Nach der Ueberwältigung der Tataren und der Türkenmacht im europäischen Rußland sind nun die russischen Militärgränzen weiter nach dem Süden verlegt und im Osten zu den ungeheueren weitläufigen Linien der kaukasischen, kirgisischen und sibirischen Kosaken ausgedehnt worden. Auch hier findet ein beständiges Wachen und Scharmützeln gegen die Einfälle der Barbaren statt. Auch hier erlebte man von jeher feindliche Uebergänge von Schutz suchenden Horden in's russische Gebiet, ganz so wie an der römischen und österreichischen Gränze und auch ganz so, wie dieß Alles an der großen chinesischen Militärgränze sich ereignete, die freilich noch das Besondere hat, daß hier

die Culturprovinzen gegen eigene, obgleich unzuverlässige Unterthanen bewacht werden.

In Europa ist nun — wenn man die russische Militärgränze jetzt nach der Provincialisirung oder Gouvernementirung der Ukraine als zu Asien gehörig betrachtet, — Oesterreich der einzige Staat, der noch eine Militärgränze in dem angegebenen Sinne hat. (Temporäre Militärgränzen, sogenannte Beobachtungsarmeeen, kommen noch oft bei vorübergehenden Unruhen in einem benachbarten Staate vor.) Alle übrigen Militärgränzen, die Europa je hatte, haben sich in blühende Civil-Staaten (wenn wir dieß Wort im Gegensatze zu den Militär-Staaten bilden dürfen) verwandelt.

Geht man aber von dem Lande Krain oder Ukraine in Oesterreich aus und verfolgt man in östlicher Richtung das Land der österreichischen Granitschari oder Gränzer, so kommt man, diese Richtung festhaltend, bald in das Land der russischen Ukrainzi (Gränzer), die sich in langen Linien ebenfalls nach Osten dehnen und denen sich nach einer verhältnißmäßig nicht zu großen Lücke dann die chinesischen Gränzen *) bis an das stille Meer hin anschließen.

*) Wenn man bedenkt, daß Persien ähnliche militärische und auf Vertheidigung berechnete Gränzwachen gegen Turan hat, und daß auch bei dem Culturlande Indien sich kriegerische Gränzvölker als Ukrainzi bezeichnen ließen, so könnte man diese persisch-indische Wächterreihe an die chinesische sich anschließen lassen und so in Asien zwei Gürtel von Wachtposten annehmen, erstlich den russischen, der der mittleren asiatischen Barbarri das Gesicht nach Süden kehrt, und zweitens den persisch-indisch-chinesischen, der eben jenem barbarischen Mittellande das Gesicht nach Norden wendet.

Und so hat man mit Abrechnung einiger Unterbrechungen in dieser Richtung einen fortlaufenden Gürtel von Gränzmarken, eine fast 2000 Meilen lange Reihe von Gränzwächtern und Hütern der Cultur gegen die Barbarei, — eine merkwürdige Erscheinung, die auf dem Erdboden nicht zum zweiten Male wieder vorkommt.

Ich saß, auf diese Weise über die Gränzen und Gränzwächter philosophirend, nicht allzulange am Ufer der Donau, als auch schon der Morgen wieder anfing zu grauen. Menschen ergrauen erst in ihrem höchsten Alter, aber sonderbar der junge Tag ist grau bei seiner Geburt. Die ausgesandten Patrouillen waren indeß zurückgekehrt, und der alte Corporal zog mit seiner Mannschaft ab, nachdem er den Posten seinem Nachfolger übergeben hatte. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß alle Abziehenden zuvor ganz sorgfältig wieder die Patronen aus dem Flintenlaufe zogen und in ihre Patrontaschen steckten. Wenn unsere Jäger von der Jagd kommen, so knallen sie ihre Flinten, wenn sie noch einen Schuß darin haben, auf den ersten besten Raben ab. Aber in der Militärgränze geht man sparsamer mit dem Pulver um, da ist dergleichen nur für Menschen bestimmt. Es darf auf dem ganzen Cordon kein Schuß fallen, der nicht etwas zu bedeuten hat, und die Patronen, die den Leuten sehr knapp zugezählt werden (sie bekommen das ganze Jahr über nur 30 zum Scheibenschießen und 20 für den Wachtdienst), müssen

gar sorgsam verwahrt werden. Sie werden zuweilen 3 bis 4 Mal in die Flinte geladen und wieder herausgezogen, weil die Gränzer im Inneren des Landes nicht mit geladenem Gewehre erscheinen dürfen. Es kommt einem etwas komisch vor, wenn man hört, welche weitläufigen Untersuchungen, welch langes Verfahren, welche Processe und Schreibereien hier in der Gränze manchmal wegen einer abhanden gekommenen Patrone, wegen eines verdorbenen Flintenschlosses, wegen eines verlorenen Säbels oder dergleichen statthaben.

Mein Franzose, der sich indeß so mit Flöhen herumgeplagt hatte wie ich mit Grillen, kroch nun auch aus seinem Kotzen hervor, und als der Morgenstern uns in's Angesicht schaute, machten wir alle beide eine ziemlich lange, schmale und verschlafene oder vielmehr verwachte Miene.

Wir begaben uns auf den Weg in's Dorf, um nach unseren Reisegefährten zu horchen. Als wir dort ankamen, fanden wir noch Alles in tiefster Ruhe. Unser edler Ragusaner lag schlafend vor der Thür, und das Fensterchen unserer Damen war mit einem kleinen Tuche verhängt. Wir machten uns indeß auf, um im Dorfe etwas warme Kuhmilch zu suchen.

Auch hier schlief noch Alles. Die kleinen aus Holz und Lehm gebauten Häuser standen alle ganz geräuschlos da, und in den engen Gehöften vor diesen Häusern, die mit hohem Flechtwerk rings umgeben waren, sahen wir die kleinen Wägelchen der Leute aufgestellt,

ihre Pflüge und Ackergeräthe, ebenfalls ganz ruhig, als wären sie in tiefen Schlaf versunken.

Da alle diese Menschen und Dinge nur walachisch verstanden, dachten und träumten, so war es schwer für uns, sie auf eine höfliche Art mit einer Beifügung von Entschuldigung aus dem Schlafe zu wecken. Es blieb uns daher nichts übrig, als durch die Lücke eines der Hofzäune zu brechen und vor der Thür des Hauses irgend ein unarticulirtes Geschrei zu erheben.

Wir gaben demselben noch einen Nachdruck durch ein kleines Bombardement von Stößen an die Thür, und nach einiger Zeit trat ein Junge hervor. Der Franzose, an seiner Verblendung, daß das Walachische nur ein verdorbener Dialekt, ein Jargon des Französischen sei, festhaltend, redete ihn gleich in seiner Sprache an und sagte: „Eh bien! mon cher, faites vîte! donnez nous un peu de lait — du lait — du lait!“

Der verschlafene walachische Bauerjunge war nun natürlich noch nicht klüger als zuvor, und er hätte gewiß die Thür gleich wieder zugeschlagen, wenn ich nicht noch eben zur rechten Zeit mit der Zusammenstellung zweier walachischen Worte fertig geworden wäre, die ich aus den lateinischen Namen und nach walachischer Weise zurecht machte. „Lapte dulce! lapte dulce!“ rief ich, und der Franzose nahm dazu Geld in die Hand und ließ es klimpern.

Der Klang des Geldes ist der verständlichste Ton auf Erden, und es dauerte daher auch nicht lange, so kam ein schlankes walachisches Mädchen heraus und ließ

einige Kühe aus dem Stall in den Hof. Sie melken hier die Kühe immer auf dem Hofe, die Stallungen sind, glaube ich, in der Regel zu klein dazu.

Wir sahen hier zum ersten Male die Kleidung eines walachischen Mädchens dieser Gegenden. Sie hatte einen bloßen Kopf, und ihre Haare lagen ihr in dicken Flechten auf dem Haupte. Diese Mädchen machen die Flechten so fest, daß sie auch damit schlafen können. Alsdann hatte sie ein weißes, hier und da mit eingelegten rothen Fädchen geschmücktes Hemd an und außerdem vorne sowohl als hinten eine Schürze. Diese Vorder- und Hinterschürzen bilden das Hauptstück der Kleidung der walachischen Mädchen, und sie verwenden darauf, wie es scheint, den meisten Schmuck. Sie werden aus buntgefärbter Wolle künstlich gewebt, und allerlei Muster in gelben, weißen und blauen Farben hineingebracht. Sie heißen „Pregacsen"*). Die Feiertags-Pregacsen werden sogar mit Gold- und Silberdraht eingekantet. Sie sind beide ganz gleich, sowohl die vordere als die hintere, beide nur etwas über eine Elle lang und nicht ganz eine Elle breit. Unten sind sie mit einer unzähligen Menge von langen Fransen oder Schnüren besetzt, die fast bis auf den Boden hinabhängen, und die, wenn die Mädchen ausschreiten, beständig durcheinander tanzen und hin- und herfliegen. Dieß scheint ihr Hauptstolz zu sein, auch ist es immer das Erste, was dem Fremden an diesen Mädchen auffällt.

*) Sie ähneln den Schürzen der italienischen Weiber in der Umgegend von Rom.

Die Kühe, welche die Walachin vorführte, waren erbärmlich klein, und sie mußte die ganze Heerde ausmelken, um einen ordentlichen Topf voll Milch zu bekommen. Es fiel mir dabei noch auf, daß auch diese Leute, ebenso wie die Nationen in Südrußland, ihre Kühe noch nicht gezähmt und daran gewöhnt haben, ihre Milch freiwillig herzugeben. Erst muß das Kalb herbeigezerrt werden und die Euter ansaugen, dann nimmt die Melkerin einen Stock, jagt das Kalb weg und melkt statt seiner. Die ganze Operation dauerte eine Stunde, während welcher Zeit mein Franzose die Walachin auf das Artigste in französischer Sprache unterhielt. Wir liefen endlich mit unserer Milch davon und reichten sie in das kleine Fenster bei'm Priester hinein, wo man indeß wach geworden war und diesen Morgentrank mit freundlichem Danke entgegennahm.

Die untere Clissura.

Endlich gegen fünf Uhr saßen wir wieder Alle in unserem Tündér auf dem Wasser und setzten unsere Reise fort, indem wir uns die Abenteuer der Nacht erzählten.

War unsere gestrige Fahrt in der „oberen Clissura" interessant gewesen, so war es die heutige in der „unteren Clissura" nicht minder. Gleich unterhalb Plawischewitza ist die Donau noch ziemlich breit, aber wir erblickten bald wieder ein von senkrecht hervortretenden Felsen gebildetes Thor, hinter welchem sie sich zu einem schmalen Streifen verlor. Mir schien gerade hier eine der allerpittoreskesten Stellen zu sein. Das breite Becken vor und neben uns, die schöne Belaubung der Ufer im Vordergrunde, im nicht sehr entfernten Hintergrunde aber das riesige Thor, über dem Thore noch die höchste Bergkuppe dieses ganzen Gebirgstheiles, der **Sterbezo al mare**, dessen Spitze man sogar von Widdin aus und noch weiter her erblickt, dieß Alles gewährte einen herrlichen Anblick. Im Thorwege selbst — und das war eben das besonders Reizende — eröffnete sich eine noch fernere Perspective. Es zeigten sich

dort an dem fortlaufenden Canale der Donau mehre Male vortretende und zurückweichende Felsen, an deren rauhen Rändern und Ecken leichte Morgengewölkchen hinschwankten.

Wir fuhren hinein. „Das ist der Kasan," sagten die Leute. Kasan ist ein tatarisches Wort, das soviel bedeutet als Kessel. Es kam uns schneidend kalt aus diesem Kessel entgegen, und es war uns offenbar, daß der Kessel nicht über dem Feuer stand, obgleich auch hier das Wasser auf- und niederwallte. Der Eingang des Kessels ist außerordentlich schön. In der Mitte des Stroms steht ein hoher Felsen, von den tobenden Gewässern umbraus't. Er heißt der Kalnik. Zu den Seiten erblickt man Höhlen am Ufer. Die eine heißt das Türkenloch (Gaura Turcoli). Daneben war jetzt ein Hausenfang errichtet, bei dem serbische Fischer beschäftigt waren. Ein Adler saß ruhig auf einer Felsspitze nicht weit vom Ufer, ohne sich bei unserer Durchfahrt auch nur zu rühren. Verkrüppelte Eichen und Buchen wurzelten, dürftige Nahrung suchend, an den Felsen. Wir schossen rasch hindurch, und so tobend die Gewässer auch branden, so ist doch diese Passage weit weniger gefährlich als die bei'm Islaz oder Jutz, weil der kleinen verrätherischen Felsen nicht zu viele sind, und man genießt bald wieder das Vergnügen, mit Gemüthsruhe auf dem Donaucanale, der eine lange Zeit sehr enge bleibt, hinzufahren, und zwar beiden Ufern so nahe, daß man deutlich erkennt, sowohl welche Mienen die Leute in Serbien machen, als auch was sie in Ungarn beginnen. Die Schiffer sagen, die Donau sei hier im Allgemeinen 36 Klaftern tief, an einigen Puncten aber sogar 50. Andere Reisende geben

eine durchschnittliche Tiefe von 30 Klaftern an. Diese Einengung der Wassermasse dauert beinahe drei Stunden Weges, und es ist wohl gewiß, daß die Donau in ihrem ganzen Laufe bis zur Mündung, wo sie größtentheils sehr flach ist, kein zweites Stück von gleicher Tiefe aufzuweisen hat. An den Seiten sieht man hier und da große finstere Spalten die Felsen durchklüften. In der einen dieser Spalten, die Tanikowaspalte nannten sie mir die Leute, soll es oft vor Kälte nicht auszuhalten sein.

Die serbische und ungarische Seite bilden in gewisser Beziehung einen interessanten Contrast; denn während auf der ungarischen Seite ein neuer schöner Weg, die Clissurastraße, in die Felsen gesprengt wird, sieht man auf der serbischen Seite noch Spuren des alten Römerweges, den Trajan hier herstellte.

Der neue Weg soll von Orsowa aus als eine breite schöne Chaussee durch die Clissura hinführen, bis nach jenem Ujpalanka, das wir schon mehre Male als den Anfangspunct dieses Flußpasses bezeichneten; es sollen in Zukunft dann die Personen und Waaren der Dampfschifffahrtsgesellschaft auf diesem trockenen Wege befördert werden; denn wahrscheinlich wird es wohl nicht möglich sein, durch Felssprengungen die Gefahren der Wasserfahrt ganz zu beseitigen, oder wenn dieß auch möglich sein sollte, so wird es doch immer außerordentliche Ereignisse und Umstände geben, als z. B. bei unerwartet niedrigem Wasserstande, bei lange andauernden Eisstopfungen in dem Eng-

passe und dergleichen, wo eine gute Landstraße neben dem Wasser die beßten Dienste leisten kann.

Durch einen Canal diese Donauenge zu umgehen, ist nicht ausführbar, weil die Bergmassen zu beiden Seiten sich zu hoch und zu wild ausdehnen. Es müßte ein Wassertunnel werden, den in so bedeutender Länge, Höhe und Breite herzustellen alle menschlichen Kräfte nicht vermögen würden.

Man arbeitet an dieser großartigen Kunststraße schon seit neun Jahren. Die Arbeit schreitet langsam vor, weil auf großen Strecken fast die ganze Breite des Weges immer in schroff abhängende Felsen eingesprengt werden muß, weil über Spalten und Klüfte hier und da die schwierigsten Brückenbauten auszuführen sind, und weil mitunter hohe Parapete aufgeführt werden müssen, um die Wege gegen die Donau zu schützen. Doch sind bereits mehre bedeutende Partieen der ganzen Wegesstrecke (man gab mir sechs Meilen, etwa ein Drittel des Ganzen, an) fertig, und hier und da sahen wir viele Menschen, in den Felsen klebend, mit dieser erfreulichen Arbeit beschäftigt.

Auf der anderen, der serbischen Seite, nun sieht man die Spuren eines alten Römerwegs, der freilich durchaus nicht so großartig ist, wie diese neue ungarische Straße; denn es war ein bloßer Treppelweg für die Schiffsleute, welche die Donauschiffe ehemals, wie sie es noch jetzt thun, aufwärts zogen. Wenn man aber bedenkt, daß die langen Nischen oder Felscorridore, welche dieser Weg erforderte, alle mit dem Meißel in den harten Felsen Stück für Stück ausgetieft wurden, da ja die Römer noch nicht die Pulversprengungen benutzen konnten, und da hier wegen

der Schroffheit der Felsen die Zerklüftung der Steine durch ein bloßes Holzfeuer unanwendbar war, so war die Arbeit gewiß nicht weniger schwierig und bleibt höchst bewundernswürdig. Hier und da sieht man noch unter den Nischen Reihen von großen viereckigen Löchern eingehauen, in denen wahrscheinlich Balken steckten, die eine brückenartige Erweiterung des Weges, eine Galerie nach außen, trugen. Diese schwebende Galerie um die Felsen herum zu führen, war immerhin noch leichter, als die Nischen noch weiter auszutiefen. Unter jedem großen viereckigen Loche befindet sich noch ein kleines, in welches vermuthlich die schräge Gegenstrebe oder Stütze eingesteckt war, die den horizontal hinausgehenden Balken tragen half. Ich glaube, die Serbier könnten mit leichter Mühe und zum großen Vortheile der Donauschiffer diese Galerie wiederherstellen. Auch in der oberen Clissura sahen wir am Tage zuvor schon viele solcher Spuren dieses römischen Treppelwegs. Die Ungarn nennen ihn „Trojan uht“ (Trajan's Weg), und auch die Walachen versicherten uns, „ja den Weg habe der Trajan gemacht.“ Es kam mir ganz eigen vor, daß der Name jenes großen Kaisers in dieser Felsschlucht sich seit jenen entlegenen Zeiten noch immer so frischtönend erhalten hat wie ein unvertilgbares Echo. Ich fragte einen der walachischen Ruderer, wer denn der Trajan gewesen wäre; „Imperator Rumanescu,“ antwortete er, was ebensowohl heißen kann „römischer“ als auch „walachischer Kaiser.“ Ich glaube, daß die Walachen sich die alten römischen Kaiser noch mehr zurechnen als die heutigen Italiener. Ein walachischer Lehrer hat bekanntlich bewie-

sen, daß die Walachen noch weit directer und unvermischter von den Römern abstammen als die Italiener, in welche ein Theil des germanischen Geistes fuhr. Die Supposition, daß sie nur romanisirte Slaven seien, (die Slavenfreunde stellen diese Supposition auf und reclamiren im Namen derselben die Walachen als Slaven) verwerfen jetzt alle Walachen. Nur die Italiener erkennen sie als ihre Brüder, und daher haben sie auch neuerdings sich mehr und mehr für die italienische Orthographie in ihrer Sprache und gegen die Orthographie und das Alphabet Kyrill's entschieden. Sonderbar ist es nun, daß das größte und energischeste Volk der Erde, das der Römer, gerade solche Leute hinterließ, die ihnen geistig so wenig gleich sehen, wie die Walachen und die heutigen Einwohner Roms.

Eine Vergleichung der walachischen und der italienischen Sprache unter einander und dann mit ihrer gemeinsamen Mutter müßte vom höchsten Interesse sein und zu nicht unwichtigen Resultaten führen. Namentlich ist es merkwürdig, wie sehr die walachische Aussprache der lateinischen Laute der italienischen gleicht, und wie wenig Aehnlichkeit sie hat mit der Art, wie wir gelehrte Deutschen das Lateinische reden. So z. B., um nur Einiges anzuführen, sprechen die Walachen, wie die Italiener, Tschitschero, nicht Zizero (Cicero).

Lateinisch: gemit, italienisch: dscheme (geme), auch walachisch: dscheme.

Einige lateinische Worte sind ganz auf gleiche Weise im Italienischen wie im Walachischen ungeändert, z. B.

Lateinisch: quaero, italienisch: cerco, walachisch: cercu.

Auch das gli (lj) der Italiener haben die Walachen ganz auf gleiche Weise, z. B.:

Italienisch: tagliare, walachisch: tagliare.

„Den rechten Weg also hat der Trajan g'moacht, und den linken Weg hat der Szechenyi g'moacht," repetirte mir einer unserer Mitreisenden. Allerdings wird dieser Weg auf Kosten der Dampfschifffahrtsgesellschaft hergestellt, allein der Graf Szechenyi, dieser um das Wohl Ungarns so vielfach verdiente Mann, ist die Seele des Betriebs der Arbeit. Er hat den ersten Impuls dazu gegeben, diese Donaugegenden mehre Male bereis't und auch den Erzherzog Palatin zur Besichtigung hierher geführt. Das Volk hält ihn daher für den eigentlichen Straßenerbauer und nennt den Weg: „Szechenyi seine Stroaß'n." Es kann wohl nur äußerst schmeichelhaft sein, dem Kaiser Trajan in dieser Felsschlucht unter so außerordentlichen Umständen gegenüber gestellt zu werden. Sollte bei'm Volke die Benennung „Szechenyi's Weg" sich völlig festsetzen, so wäre der Name des edeln Grafen vielleicht für ewige Zeiten an diese Felsen geschmiedet. Es giebt, glaube ich, keine bessere Weise, seinen Namen unsterblich zu machen, als die, durch eine große und nützliche Felsenarbeit in einer Gegend, wo der übrigen Menschenwerke nicht zu viele sind. Der Name der Erbauer großer Kirchen und Tempel, so schön sie auch sein mögen, ist bei'm Volke und auch bei den Gelehrten oft längst vergessen. Auch von allen anderen Werken und Thaten,

die Trajan in diesen Gegenden ausführte, hat hier nichts seinen Namen so unsterblich gemacht als jene „Treppelweg-galerie."

Bald hinter dem „Türkenloche" zeigt sich der „Blutberg" oder „Schukuru," und in ihm gewahrt man den Eingang zu der berühmten „Biscabora" oder der „veteranischen Höhle," die so groß ist, daß sie von alten Zeiten her als eine Festung hat benutzt werden können. Dieß geschah sogar noch in den Kriegen Oesterreichs gegen die Türken. Die Höhle faßt 700 bis 800 Mann und liegt so, daß von hier aus leicht jeder Durchgang auf der Donau verhindert werden kann. Ich habe sie leider nicht besehen können und spreche daher nicht von den eigenthümlichen Schlachten, die hier geliefert worden sein müssen, und von der Reproduction dieser Schlachten, welche die Phantasie des Malers herbeiführen könnte. Selbst im Jahre 1790 noch war die Höhle von 1000 Mann Oesterreichern besetzt, und die Türken konnten mit ihren unbehülflichen Buda's (den Tschaiken ähnlichen Schiffen) nicht vorüber. Jetzt sahen wir nur eine Reihe von „Strajen" (Gränzwachen) und „Tschardaken," die hier in der Enge des Flusses dichter als gewöhnlich stehen.

Furchtbar schön mögen die Schauspiele und Ereignisse sein, welche das Eis hier im harten Winter herbeiführt. Mir scheint, es müssen sich hier jeden Winter an und zwischen den Felsen ungeheuere Massen aufhäufen. Viele der niedrigen serbischen Hütten, die man zu Zeiten, von einem einzigen kleinen Kukuruzfeldchen umgeben, auf einer flachen vorspringenden Bergbank liegen sieht, müssen

dann gänzlich von aller Welt abgeschnitten sein; denn es giebt hier deren, die der Art von schroffen Wänden umstellt sind, daß ihre Bewohner nur auf dem Wasser mit der übrigen Welt verkehren können und ohne Zweifel auch nur auf dem Wasser als Ansiedler in diese Gegend gekommen sind. Ich begreife nicht, wie Fürst Milosch es machte, um mit seinem Scepter in diese Schlünde zu reichen.

Einmal kamen wir bei einer kleinen serbischen Löffelmühle, die an einem in die Donau springenden Quelle lag, ganz dicht vorbei und konnten ihr einsames schwächliches Geklapper belauschen. Ein serbischer Müller saß daneben und fischte. Gegenüber standen die „beiden Brüder" (due fratzi), zwei scharf hervortretende Felsecken.

Endlich fingen die Walachen wieder an, von Trajan zu sprechen, indem sie riefen: „Ikonalui Trojan!" („Das ist die Tafel des Trajan.") Es ist die berühmte Inschrift, welche Trajan hier auf einem abgeflachten Theile des Felsens hat einmeißeln lassen, wahrscheinlich, um damit der Felsenarbeit seiner Legionen ein Monument zu setzen*). Der Punct, wo die Tafel steht, ist wieder einer der romantischesten von allen; denn von hier aus öffnen sich die Donauthore von Neuem. Hinten sieht man in die enge Schlucht, aus der man herausgleitet, zurück, und vorn zeigen sich belaubte Flußufer und eine kleine Insel mit Büschen, Kukuruzfeldern und schönen Weideplätzen im Strome. Die Tafel steht noch immer ziemlich hoch über dem Flusse, und dazu haben

*) Andere meinen, er habe seinen ersten Feldzug nach Dacien damit verewigen wollen. Doch konnte Trajan unmöglich hier über die Donau setzen.

kleine unvorsichtige Hirtenbuben zuweilen ein Feuer auf dem Felsvorsprunge unter der Tafel angemacht, wodurch vielleicht manche Theile des Felsens von der Hitze ausgefallen sein mögen, oder doch wenigstens ein großer Theil der Inschrift von unten unleserlich geworden ist. Daher konnten wir, obgleich wir mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit hinaufblickten, doch von unten nichts lesen. Aus vielen Büchern ist es aber bekannt, daß die Inschrift so lautet:

Imp. Caesar. Divi. Nervae. F.
Nerva. Trajanus. Aug. Germ.
Pontif. Maximus. T. P.
Pater Patriae. Cos. P. P.
Monti D . . . . . Bu.
S . . . . ati.

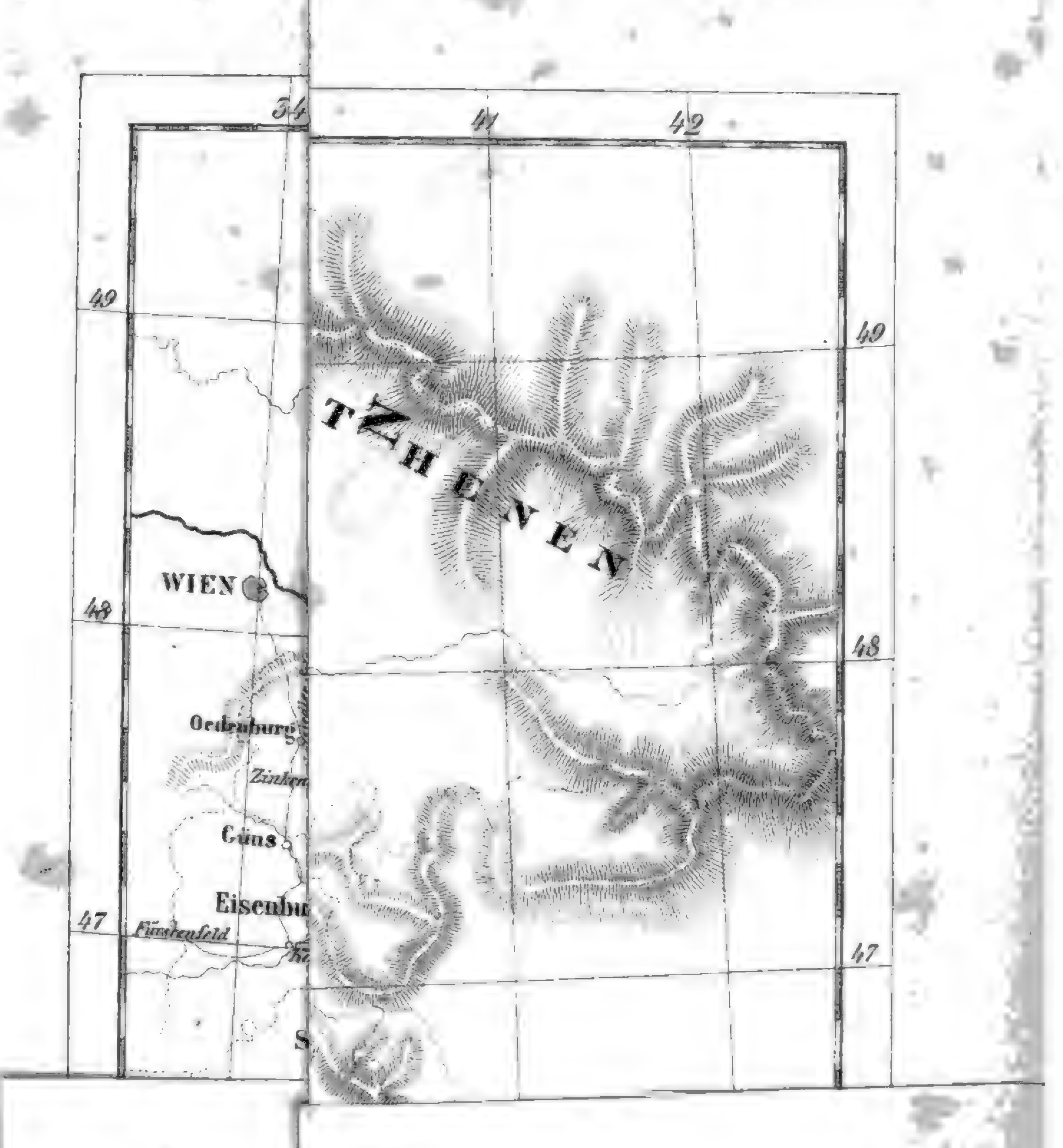
Der Menschen, die nach Buchstaben und von Menschen herrührenden Inschriften begierig sind, giebt es in der Regel immer mehr in der Welt als derer, welche die Worte und Wortbruchstücke der Natur zu entziffern suchen. Daher mag es kommen, daß an dieser Trajanischen Inschrift schon jedes Titelchen hundert Mal besprochen worden ist, während an jenen Felsen auch noch so manches Andere zu lesen und zu sagen wäre (z. B. Vegetabilisches). Die Vegetation aller dieser Gebirge ist durchaus noch nicht in eine zusammenhängende Lecture gebracht.

Unter der Trajanischen Tafel trat nun, wie gesagt, unser Schiff wieder in ein sonniges breites Thal ein, und es dauerte nur noch ein kleines Stündchen, so sahen wir die letzte Donaustadt der Militärgränze, Orsowa (sprich: Orschowa) an einem breiten Bogen des Stromes und an der Mündung eines schönen, aus dem Inneren kommenden Thales liegen.

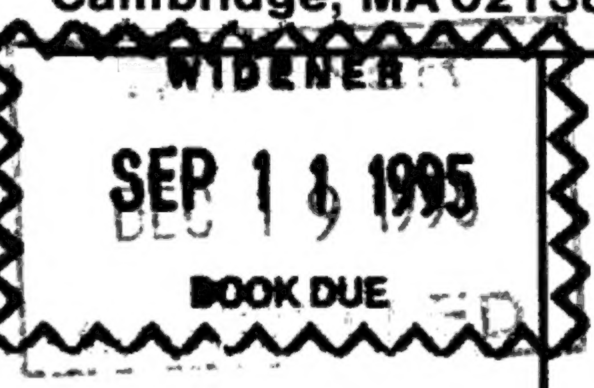
Erklärung des Titelkupfers.

Zigeunerische Musiker und ungarische Tänzer und Tänzerinnen sind zwischen Rebengewinden über einer ungarischen Landschaft zusammengruppirt, auf welcher sich ungarische Fuhrleute und Hirten bewegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



54
41
42
49
49
48
48
47
47
TZHENEN
WIEN
Oedenburg
Güns
Fürstenfeld


WIDENER
SEP 1 1 1995
BOOK DUE

